H. Eccl. 571 qba

H. eccl. 571 qba

Kommann

à mon bien-aimé
Bibliothek Neuhof

<366215013100014

<366215013100014

Bayer. Staatsbibliothek

An die Hgl. Hof- u. Staats-Bibliothek.

von

Philipp Michel.

aus Edenkoben.

24/1 73.

Die Sibylle der Religion

aus der

Welt- und Menschengeschichte.

Nebst

einer Abhandlung

über die

goldenen Zeitalter.

Von

Rupert Kornmann,

Prälat von Prifling, Mitglied der königl. Akademie der W. W. zu München.

Zweyte, vermehrte Ausgabe, nebst einer deutschen Uebersetzung der in fremden Sprachen vorkommenden Stellen.

Regensburg,

gedruckt und verlegt von Johann Baptist Rotermundt

1816.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

Abhandlung

über

die goldenen Zeitalter.

	Seite.
Einleitung	3
Das goldene Zeitalter der Nomaden . .	15
Das goldene Zeitalter des Saturnus .	29
Das goldene Zeitalter unter Perikles und Alexander	46
Das goldene Zeitalter der römischen Freyheit	64

Inhalt.

Seite.

Das goldene Zeitalter des Augustus . . 75
Die goldenen Ritterzeiten 89
Das goldene Zeitalter der Aufklärung . 99
Folgerung 120
An die Einsamkeit 129

Grundsätze der Religion

aus

der Welt- und Menschengeschichte.

I.

Plan der Fürsehung. Verbindung der Zeit und Ewigkeit. Schwäche der Menschen. Kraft der Religion.

Maximen 135

Historische Betrachtungen.

Der Mensch 207
Weltplane der Menschen 213
Die Götter der Menschen 221
Die Werke der Menschen, oder die Trümmer der Vorzeit 229

Inhalt.

Seite.

Das Glück und die Glückseligkeit der Welt . 237
Die Unsterblichkeit 258
Die Weisheit der Welt. Betrachtung in einer Bibliothek 269
Zustand der Welt beym Eintritt des Evangeliums 283
Der Stifter der christlichen Religion . . 290
Gründung des Christenthums 309
Verbreitung des Evangeliums 320
Allgemeine Betrachtung über das bisher Gesagte 334
Eduard Youngs Gebeth im Tempel des Weltgebäudes 342
Lobgesang im Tempel des Herrn . . . 346

II.

Einfluß des Frauenzimmers auf Sitten, Vaterland und Religion.

Maximen 351

Historische Belege.

Asdrubal und seine Gemahlinn 407
Lucretia 409

Inhalt.

	Seite.
Coriolan und Veturia	415
Abigail und David	425
Judith	430
Die Machabäische Mutter und ihre sieben Söhne	449
Felicitas mit ihren sieben Söhnen . .	453
Vivia Perpetua	458
Monica und Augustin	462
Johannes Chrysostomus und seine Mutter .	465
Theresia	469
Theodelinde Königinn der Longobarden .	474
Mathilde Königs Heinrich des Finklers Gemahlinn	494
Elisabeth Königinn von Portugal . .	516

Abhandlung

über

die goldenen Zeitalter.

Nicht alles, was glänzt, ist Gold.

Bayerische Staats... München

Redeunt Saturnia regna: — ! — ?

VIRGIL.

§. 1.

Sie kommen wieder die goldenen Zeiten! — Das goldene Zeitalter erscheint! — Sie sind verschwunden, die eisernen Jahrhunderte! — Man wird keine Spur des Lasters mehr erblicken!

Redeunt Saturnia regna: —
Toto surget gens aurea mundo: —
Incipiunt magni procedere menses!
Sceleris vestigia nostri
Irrita perpetua soluent formidine terras! —

Sie kehret zurücke, Saturns Regierung! — Ein goldenes Volk erhebt sich in der ganzen Welt. —
Sie treten hervor, die goldenen Zeiten! — Mit den Spuren unserer Laster wird die Furcht auf ewig von der Erde verschwinden! —

Wie schön tönten diese reizenden Worte, diese unvergleichlichen Weissagungen in dem Munde griechischer Dichter von den Römischen nachgesungen! Wie herrlich war ihr Wiederhall in

den Kantaten der Nachwelt! — Allein in welche Verlegenheit geräth der Forscher der Geschichte, wenn er ihr wirkliches Daseyn in der Geschichte sucht! Er muß entweder die Geschichte beschuldigen, daß sie gerade die glücklichsten Zeiten verschwiegen hat; oder bekennen, daß er sie vergebens suche.

Ist jemal ein goldenes Zeitalter
da gewesen?
Ist es wieder gekommen?
Ist es je zu erwarten?

Diese drey Fragen beantworten, ist ein schweres Unternehmen; denn mit Nein beantworten, fällt die Schuld entweder auf die Geschichte; oder auf die Menschheit: — oder zu einiger Ehrenrettung von Beyden auf Beyde: — oder man muß sich gleichwohl zu einer andern Welt bekennen, um sich mit den Begebenheiten der Gegenwärtigen durch die Fürsehung auszusöhnen.

§. 2.

In den gerühmtesten Zeitaltern der Nationen herrschte die Sucht, nur die geräuschmachenden Thaten ihrer Helden und Könige; nicht die friedsamen Tugenden ihrer Weisen, noch das stille ruhige Glück der Völker zu verewigen.

Bey den meisten Geschichtschreibern, selbst in den Jahrbüchern großer Nationen, war das Gemälde der Sitten nur Nebensache.

„Einer von den Hauptfehlern der Geschichte, sagt der Verfasser des Emils, ist der, daß sie die Menschen vielmehr von ihrer schlechten, als von ihrer guten Seite schildert. Da sie nur durch Revolutionen, durch Katastrophen interessirt; so sagt sie von einem Volke, so lange es noch in der Stille einer friedlichen Regierung wächst, und blühet, kein Wort; sie spricht nicht eher davon, als bis es sich selbst nicht mehr genug, an den Angelegenheiten seiner Nachbarn Theil nimmt, oder sie an den Seinigen Theil nehmen läßt: sie verherrlichet erst dann, wenn es sich schon seinem Untergange naht. Alle Geschichtschreiber fangen da an, wo sie aufhören sollten. Wir haben die allergenaueste Geschichte der Völker, die sich zerstören; was uns fehlt, ist die Geschichte der Völker, die sich vermehren. Diese sind indessen so glücklich, und so weise, daß die Geschichte nichts von ihnen zu sagen hat; und in der That sehen wir selbst noch jetzt, daß die Staaten, die sich am besten befinden, gerade die sind, von denen man am wenigsten spricht. Wir wissen also nichts, als das Böse; das Gute

macht kaum Epoche. Nur die Bösen sind berühmt, die Guten werden vergessen, oder lächerlich gemacht; und so kömmts, daß die Geschichte unaufhörlich das menschliche Geschlecht verläumdet." Auch das Leben der Fürsten, die nur gerecht, und weise waren, gelangte selten zu einem besondern Ruhm. „Unglückliche Menschheit! ruft de Lille bey dieser Betrachtung auf: Man muß dich zerfleischen, damit die Geschichte von dir rede!" Allg. W. u. M. G. II. B. S. 93.

Wie schwer ist es dann, unter solchen Umständen das goldene Zeitalter aufzufinden; oder die Zeiten, die man die goldenen nannte, als wahr anzunehmen! — Noch haben wir keine pragmatische Geschichte glücklicher Völker. — Nur Bossuet, der seine Einleitung zur Geschichte für den Thronerben Ludwigs XIV., und Condillak, der für den Prinzen von Parma schrieb, arbeiteten wenigstens dahin, die Weltbegebenheiten mit einer lichtvollen Moral zu verbinden, und durch Gemälde der Sitten, und Katastrophen auf die Herzen derjenigen zu wirken, die einst von ihren Thronen aus auf Millionen wieder wirken sollten.

Ich habe aber in der ganzen Weltgeschichte keine Nation gefunden; die von sich selbst gesagt

hätte: Wir leben in einem goldenen Zeitalter! — Bald kam es mir vor, als wäre der schöne Ausruf: Goldene Zeiten! nichts weniger als ein Merkmal glücklicher Tage; sondern vielmehr ein Beweis der Uebel des Tages, wo man erst anfieng, sich zu vergleichen, und mit Rührung auf die vergangenen Zeiten zurückblickte, und sie golden nannte; weil man sich unter neuen Ereignissen in ein eisernes Zeitalter hingeschlagen glaubte. Bald fand ich einen Geschichtschreiber, der freylich erst nach vielen Jahrhunderten Saturns goldene Regierung pries; übrigens aber es dem Leser überließ, den Platz zu erfragen, wo seine Residenz gestanden. Bald hörte ich in dem überspannten Gesange: „Sie kommen, Sie kommen, die goldenen Zeiten!" nur den schmeichelnden Dichter, der, wie Virgil, das Kind in der Wiege besang, und auf dessen Daseyn schon den goldenen Pallast des Glückes baute, oder wie Horaz, dem vergötterten August zu Ehren die Rückkehr des goldenen Zeitalters versprach; während er in andern Dichtungen die Sitten geiselt, und die Uebel seiner Zeit bedauert; und unter solchen Widersprüchen die gewünschte Rückkehr bey ewigen Versprechen läßt. Bald ward dem Begriffe des goldenen Zeitalters eine Erklärung unterschoben, gegen welche sich die Menschheit

sträubte; denn anstatt dieses Zeitalter in dem Reiche der Tugend, in den goldenen Früchten des Friedens, in dem ruhigen Glücke der Völker zu suchen, bestimmte man seinen Werth nur nach der Stärke der Welterschütterung, nach der Masse des vergossenen Blutes, nach dem Gewichte des geraubten Goldes. Daher geschah es dann, daß selbst die Dichter den Muth verlohren, die goldenen Tage des bürgerlichen Wohlstandes zu besingen. Daher stimmten mehrere griechische, und römische Dichter ihre Leyer bis zum Tone der epischen Trompete um. Hesiodus erhob sich in der Schlacht der Titanen: Pindar weihte seine Leyer dem Lobe der Athleten: Tyrtäus feuerte durch seine Kriegeslieder ganz Lacedämon an. Wuth und Waffen, Kriege, und Schlachtordnungen erscheinen beym ersten Anblicke an der Stirne der Epopöen:

„Singe! Göttinn, die Wuth des Peleiden — Achilles!

Homer.

Arma virumque cano, Troiae qui primus ab oris —

Virgil.

Ich singe die Waffen und den Mann, der der Erste von Trojas Gefilden —

Virgil.

Bella per Emathios plusquam civilia campos,
Jusque datum sceleri canimus, populumque potentem
In sua victrici conversum viscera dextra —
Lucanus.

Ich singe die bürgerlichen Kriege auf den emathischen Feldern, das Recht auf Seite des Lasters, und das mächtige Volk, das siegend seine Waffen in seine Eingeweide kehrt.
Lukan.

Fraternas acies, aeternaque regna profanis
Decertata odiis — u. s. w.
Statius.

Schlachtordnungen der Brüder, den Streit um ewige Reiche — —
Statius.

Unter solchen Umständen, und Schilderungen mußte dann ganz natürlich der Begriff von Glück und Größe eine neue Umstaltung leiden. Die Zeit der Heldenthaten, der Siege, und Triumphe war eine goldene Zeit. Man erhob sie in die Wolken, um den kriegerischen Geist der Völker zu wecken, und weckte am Ende nur allgemeines Unglück.

§. 3.

So bald man angefangen, die Zeitalter nach Metallen zu bestimmen; so kostete es immer mehr Mühe, das wahre Glück der Menschen und Völker aufzusuchen. Es ist daher weit schwerer, den Standpunkt des goldenen Zeitalters auszukundschaften, als es leichter ist zu beweisen, daß gerade diejenigen Zeiten, die man die goldenen nannte, nichts weniger, als goldene Zeiten waren. Unzufriedenheit, und schmeichelnde Partheylichkeit wirkten ununterbrochen zusammen, die Benennungen zu vertauschen, und so erhielt nicht selten ein eisernes Zeitalter den Namen des goldenen. Dichter, Redner, und Geschichtschreiber traten diesem glänzenden Prädikate oft gegen allen Widerspruch unglücklicher Nationen bey; denn sie wurden dafür gut bezahlt. Eben so wurde das Gold der Tugend in Erz verwandelt, und das blutige Eisen noch höher als Gold geschätzt, wenn es gleich eine von der ganzen Weltgeschichte bestätigte Wahrheit ist, daß der Uebergang eines Zeitalters in ein besseres oder schlechteres, nur durch die Tugend, oder ihren Verfall geschah.

Es ist zwar nicht zu läugnen, daß die Menschheit zum bessern vorgerückt; allein bey dem steten Wechsel rückgängiger Schritte ist sie noch bey weitem nicht in den goldenen Zeitpunkt ein-

geschritten, nach welchem sie sich vielleicht vergebens sehnt. Es dürfte dieses um so weniger eine gewagte Behauptung seyn, als der Stand der Nationen bey so vielen vermehrten, und vergrößerten Bedürfnissen, vorzüglich aber unter den sich durchkreuzenden Interessen einzelner Stände und Menschenklassen ein ewiges Wogen zwischen Wohl und Wehe, eine beständige Mischung von Armuth und Reichthum, von Druck und Gegendruck, von Glück und Unglück ist. Das Unglück des Einen wird das Glück des Andern. Das Unheil, das dem Einen sein Silber nimmt, verschafft dem Andern Silber und Gold. Das Elend des einen Standes nennt der andere seine goldene Zeit. Wenn der Luxus ganze Familien niederschlägt; so nennt er dieses seine goldene Aernte, und Zeiten der Frugalität sind ihm ein eisernes Zeitalter. Wenn Häuser, Palläste und Tempel in Feuer stehen, dann blühet der Waizen des Zimmermanns, und wenn Sitten, Polizey und Religion zusammenwirken, die Menschen gesund zu erhalten; dann leidet der Arzt, dem Galenus keine Reichthümer giebt; die er freylich oft mühsam verdienen muß. Wenn die Spiele, die Jagden, und alle jene Leidenschaften, die man die edlen Passionen nennt, in gewisse Schranken zurückgewiesen werden, dann seufzen die Spieler,

der Jäger, die Verschwendung über die erloschenen Lebensfreuden. Wenn der untreue Diener nicht mehr betrügen kann; dann bedauert er herzlich, daß die alte Herrschaft nicht mehr lebt: laut erhebt er seine Klagestimme: Die guten Zeiten sind vorbey! — Wenn dagegen die Zeiten wieder kommen, wo der Prachtaufwand, der freye Zügel der Sitten, die Ungerechtigkeit ihr Spiel treiben können; dann freuen sich Hunderttausende über die Rückkehr eines goldenen Zeitalters, und danken den Göttern, daß die Menschen zu ihrem Vortheile wieder Thoren sind. So ist dann die Menschheit nicht allein durch ihre natürlichen Gebrechen; sondern noch mehr durch die Bedürfnisse der Einbildung, die bereits den Karakter einer eisernen Gewohnheit angenommen haben, so weit gekommen, daß, wo nicht Glück und Unglück zusammen heurathen, es beynahe kein Gleichgewicht im Staate giebt. So nothwendig sind sich die Glücklichen und Unglücklichen geworden; so nahe sind Gold und Eisen verwandt; so sehr hat sich der Begriff der goldenen Zeiten verschmolzen oder verdunkelt.

Ich lobe mir ein Haus, eine Familie, eine Stadt, ein Land, wo Sicherheit und Frohsinn herrschen, wo Künste und Wissenschaften blühen,

wo sich Gerechtigkeit und Friede küssen. Ich lobe mir den Dichter, der von der Seligkeit des fehdelosen Landes, von der Beute der goldenen Gärten, von den unschuldigen Spielen junger Bräute am Weinfest, und zur Aerntezeit singt, und die Tugend auch in ihren Leiden nicht vergißt. Ich lobe mir einen Alexander Severus, wenn er mit dem römischen Volke den Göttern für den Frieden dankt, mehr, als wenn Alexander der Große den Jupiter um neue Welten bittet, um sie erobern zu können, um sie leider! glücklich zu machen. Ich lobe mir die glückliche Stadt, wo Handel und Gewerbe in voller Thätigkeit sind, wo Schiffe mit spielenden Segeln oder rauschendem Ruder ein- und auslaufen, und klingende Hammerschläge und rasselnde Güterwägen nur den Weichling beunruhigen; wo man es auf des Bürgers Angesicht lesen kann, daß er mit seinem Loose nicht unzufrieden ist; weil er auch die Religion zur Seite hat: wo die Tage des Herrn heilige Tage sind, und der feyerliche Glockenschall nicht lästig ist: wo jeder Stand dem ihm eigenen Berufe nachlebt; und das beunruhigte arbeitsame Schurzfell dem Vaterlande bessere Dienste leistet, als die Trompete des Todes: wo der Fürst auf den Unterthan, und der Unterthan auf seinen Fürsten

volles Vertrauen setzt. Ich lobe mir die Zeit und das Reich, wo der Tugend ächter Glanz erscheint, der Weise und Glückliche sich mäßigen, der Arme Unterstützung, und der Unglückliche Trost oder Beruhigung finden kann; nachdem ein trügender Schein schon so viele Nationen geblendet hat, ihren Sturz nicht vorherzusehen. Von jeher war der Staaten höchster Schimmer, ohne Glanz der Tugend, ihr letztes Lebewohl, und ihr Zeitalter, das man golden nannte, nur Flittergold, Das Große, das Glänzende, das Glückliche, das uns von demselben die entstaltete Geschichte, oder die mißbrauchte Dichtkunst zeigen, lag mehr in der Einkleidung, als in der Thatsache, und so werden wir das goldene Zeitalter so lange vergebens suchen oder erwarten, bis wir nicht den wahren Stein der Weisen werden gefunden haben. Oder

§. 4.

In welchem Jahrhunderte, auf welchem Platze des Erdrundes, in welchem Theile der Geschichte wäre sie dann zu erfragen, die goldene Zeit? — Einige suchten sie unter den Nomaden auf: Andere unter dem goldenen Scepter des Saturnus: Andere unter Perikles und Alexander: Andere in dem Geiste der römi-

schen Freyheit: Andere in dem goldenen Zeitalter des Augustus: Andere in den heroischen oder redlichen Ritterzeiten. Die Eigensinnigsten aber, die sie nicht so fast gefunden, als erfunden zu haben glauben, in der glänzenden Epoche der Aufklärung. Ich habe den Weg genommen, den mir alle Lobredner ihres goldenen Zeitalters vorgezeichnet haben, und war dennoch nicht so glücklich, auf den Standpunkt ihres Ideals zu gerathen.

§. 5.

Das goldene Zeitalter der Nomaden.

Was war wohl das Leben der ersten Nomaden, das Patriarchalische Glück? — Erst nach Jahrtausenden fieng man an, das Leben und das Zeitalter der Nomaden zu beneiden, und dasselbe eine goldene Zeit zu nennen, nachdem Druck und Elend die Menschen vermocht haben, ihren Zusammentritt in eine bürgerliche Gesellschaft zu verwünschen. So war es von jeher. Der Rückblick auf die Vergangenheit machte den Druck der Gegenwart allemal empfindlicher, weil man in dem Wahne stand, daß die vergangene Generation sich ohne Leiden behauptet habe. „O! die glücklichen Bewohner der Erde, hieß es,

die in ungestörter häuslicher Ruhe die wohlthätigen Gefielde der günstigsten Regionen durchwanderten, keinen andern Zwang, als der Patriarchalischen Liebe kannten, und im einfachen Genuße goldener Früchte ihr Leben dahin brachten, welches ihnen der schönste Himmelsstrich, und der harmonische Einklang ihrer Herzen ununterbrochen versüßet hat! O! der schöne Stand der Unschuld und der Natur! — So harmonisch dieses in einer Idylle klingen möchte; so widrig zeigte es sich auf der Tafel der Weltbegebenheiten. Man würde selbst der Majestät der heiligen Geschichte zu nahe treten, wenn man es über sich nähme, das goldene Zeitalter der Patriarchen gegen die Wahrheit ihrer Thatsachen zu vertheidigen. Nur die Lieblingsidee, die goldene Zeit gefunden zu haben, hat manchen großen Mann verleitet, sie in der Epoche wandernder Urväter aufzusuchen. „Dort, in den Jahrhunderten der Patriarchen, sagten sie, freute sich noch die Welt der glücklichsten Einfalt und Unschuld. Prachtaufwand, Ehrgeiz, stürmische Leidenschaften waren diesen seligen Erdebewohnern unbekannt: friedlicher Genuß und ruhiger Hingang vollendeten ihr glückliches Leben.“ Und nach diesen Ansichten erhoben sie ihr unvergleichliches Zeitalter so sehr,

daß

daß sie der Menschheit nicht einmal die ihr eigenthümlichen Schwächen belassen wollten. Allein, wo sich schon die Leidenschaften in ihrer ganzen Stärke zeigten; wo es bereits eingebildete Bedürfnisse gab; wo man sich schon feiner Kunstgriffe zu bedienen wußte, um seinen Nächsten zu täuschen; wo sich Brüder bis auf den Tod verfolgten, und Söhne die grauen Tage ihrer Väter verbitterten; wo man dem gegebenen Worte auf eine ungerechte Weise auszuweichen verstand; wo der häusliche Friede so oft dem Zwiste oder das häusliche Glück den bestürzenden Zufällen des Lebens, oder der Bosheit gewichen sind; wo es dann auch Städte gab, die den Wanderer kränkten; verschlimmerte Sitten, so, daß dem Manne seine Frau nicht mehr gesichert war; traurige Ereignisse, wobey nur die Erwartung eines Bessern den Leidenden und Lebensmüden stärken mußte — da konnte unmöglich ein goldenes Zeitalter bestehen.

Unter der traurigsten Rückerinnerung an den erlittenen unermeßlichen Verlust — im Schweiße des Angesichtes — der angedrohten Schmerzen gewiß — begann schon die allererste Menschenfamilie ihre keineswegs goldene Zeit. Kaum hatten sie ihre Kinder erzogen, so sahen

sie den wilden Ausbruch der Leidenschaften, da sie ihren geliebten Abel von der Hand seines Bruders dahin gestreckt im Blut erblickten. Erster schrecklicher Blick eines gewaltsamen Todes, wie mußtest du auf die Herzen der ersten Stammältern gewirket haben! — Welche Familie würde sich nicht lebenslänglich über eine so schaudernde Mordthat kränken! wie oft wird sich nicht dieses blutige Bild vor ihre Augen hingestellt haben! — Wie sehr hatte der Fluch des Allerhöchsten über ihren Erstgebohrnen ihr Herz erschüttert! Wie oft mag es nicht zur Sprache gekommen seyn, auf welchem Theile des Erdbodens, in welcher Wüste der unglückliche Flüchtling herumirren werde, bis er endlich vom ewigen Gewissen verfolgt — die erste Stadt oder feste Wohnung anlegte, um sich, wie er glaubte, vor der Rache der Wiedervergeltung zu sichern? Wie oft werden sich dann nach vollbrachter Arbeit, nach einem schwülen Tage, die Thränen unter ihre Schweißtropfen gemischt haben, wenn sie von Abels Tod, von Kains Verwünschung, von ihrem verlohrnen Vaterlande sprachen! Mit einem neuen Sohne gesegnet fanden sie zwar einige Erleichterung ihrer tiefgebeugten Seelen, allein wie konnten sie ihren unglücklichen Erstgebohrnen vergessen! Das hohe Alter, das sie endlich erreichten, diente nur

dazü; üm die Ausartung eines großen Theils ihrer Nachkommen zu bedauern; nur noch dadurch glücklich, daß sie eher zur Erde zurückkehrten; als das allgemeine Verderbniß der Sitten ihre ganze Nachkommenschaft ergriffen hat. Schon die Vermischung der beyden Familien Seths und Kains brachte die größten Unordnungen hervor; denn die schönen Frauen wurden den Tugendhaften vorgezogen: Dieß war der Geschichte genug, um anzuzeigen, wie weit das Glück, und die Tugend bereits von der Erde gewichen waren.

Lamech empfand den Druck einer eisernen Zeit gewiß recht sehr, da er, bey der Geburt seines Sohnes, den er Noah hieß, sagte: „Dieser wird uns auf Erden, auf die Gott den Fluch gelegt hat, bey unserer qualvollen Mühe und Arbeit trösten:" Gen: V. 29. Und Noah fühlte es noch mehr, da er seinen Zeitgenossen, ja selbst seinen nächsten Anverwandten ihr bevorstehendes Schicksal vergebens weissagte; endlich die ganze Bevölkerung der Erde durch eine Fluth verschwinden, und nur sich sammt sieben Personen, dem einzigen Reste der unglücklichen Menschheit gerettet; den Wunsch aber, oder die Weissagung seines Vaters nur dadurch erfüllet sah, daß das Menschengeschlecht

nicht gänzlich von der Erde verschwunden. Nachdem die schreckliche Katastrophe vorüber war, sah sich der Patriarch sogleich mit seiner Familie genöthiget, ein neues mühsames Tagwerk zu beginnen. Doch der Segen seines Feldes und Weinbaues ward ihm bald durch den Spott seines Sohnes, durch den ihm dadurch abgenöthigten Fluch, und durch Chams Erniedrigung unter die Herrschaft seiner Brüder verbittert. Gott selbst, der Kenner der Herzen, fand es schon für nothwendig, dieser Familie nebst seinem Segen das erste Criminalgesetz zu geben: „Wer Menschenblut vergießt, dessen Blut soll auch vergossen werden; denn der Mensch ist Gottes Ebenbild:" Gen. IX. 6. Solche Ansichten bieten nichts weniger, als ein goldenes Zeitalter dar.

Eben so wenig finden wir es in den Zeiten Abrahams. Er sah oft mehr einem irrenden Flüchtlinge, einem beunruhigten Fremden, einem Wanderer ohne Sicherheit; als einem glücklichen Nomaden gleich; denn es gab schon Städte und Könige. De Bussieres nennt ihn „tot locorum exul, quot incola" p. 17. Glaubte er vor Menschen sicher zu seyn; so war er es nicht vor den Elementen. Eine große Hungersnoth zwang ihn mit seiner Familie nach Aegypten zu fliehen, und schon an den Gränzen fing er an,

vor den Sitten der Aegypter zu zittern. Die Schönheit seiner Frau machte ihn für sein eigenes Leben besorgt. „Sage ihnen, sprach er zu Sarai, daß du meine Schwester bist; so werden sie mich nicht umbringen." Sarai hieß wirklich Schwester in der Sprache der Aegypter: sie war es auch; denn sie war die Tochter seines Vaters von einer andern Frau. Abraham war kaum angekommen, so hinterbrachten es die gefälligen Hofherren dem König Pharao, und priesen die Schönheit der Sarai. Sie wurde in den Pallast geführt; dem Abraham aber erzeigte man Gutes um ihretwillen, bis endlich der Irrthum des Königs, und Abrahams Kunstgriff durch von Gott verhängte Strafen entdeckt, und beyde entlassen wurden. Dieser nemlichen Zweydeutigkeit bediente sich Abraham bey einer ähnlichen Gefahr zu Gerar gegen den König der Philister Abimelech, den dann ein Traumgesicht zur Zurückgabe der Sarai schreckte Gen. XX. Diese beyden Begebenheiten trugen aber vieles bey, den Patriarchen zu einen reichern Mann zu machen. Er erhielt eine Menge Schafe, Rinder, Kamele, Knechte und Mägde zu Geschenken; und von dem König Abimelech nebenbey tausend Silberlinge zu einem Schleyer für seine Frau." „Bedecke damit, sagte der König beym Abschiede zur Sarai, deine Au-

gen vor allen, die um dich her sind, und allenthalben, wo du hinkömmst, erinnere dich, daß du weggenommen warst." v. 6. — Abraham ward dann reich an Silber und Gold, und besaß ein Vermögen, das nun nicht mehr das einfache Hirtenleben karakterisirte. Man lese nur die Geschenke, die er seinem Abgeordneten, um eine Braut für seinen Sohn zu werben, mitgegeben hatte. Goldene Ohrengehänge und Armbänder, silberne und goldene Geschirre, schöne Kleider zog der Abgeordnete sogleich hervor, da Rebekka ihr Jawort gegeben hatte; und ihre Mutter und Brüder wurden mit Kostbarkeiten beschenkt. Gen. XXIV. 53. — Wollte man das goldene Zeitalter einzig nach Reichthum, Schmuck und Gold entwerfen; so dürfte man wohl glauben, daß Abrahams Lage eine Ausnahme in dem Mißgeschicke der Menschen machte, allein goldene Pokale sind oft nur mit Bitterkeiten angefüllt, und derjenige, der sie trinken muß, genießt bey weitem kein fröhliches Leben. Diese Bitterkeiten fühlte Abraham nur zu sehr in allem, was die häusliche Ruhe im innern, und den Frieden von außen zerstören kann, als Familien Vater, als Ehegatte, als ein von Gott schwer geprüfter Mann. Der Zwist mit seinen Anverwandten, die Schlägereyen ihrer Hirten, die Eifersucht der ältern Frau mit der jungen Magd,

die Entfernung der Agar, die Unsicherheit vor seinen Nachbarn, der bestürzende Anblick von Sodom waren schon in sich Gründe genug, ihn gegen den Werth seines Reichthums gefühllos zu machen. Das Gold für sich allein wägt keineswegs das verschwundene Glück der häuslichen Ruhe auf. Der Stand seines Vermögens hatte den Patriarchen schon mehr zu einem mächtigen Hirtenfürsten, als zu einem glücklichen Nomaden gemacht, und so sah er sich schon genöthiget, seine Knechte zu bewaffnen, Bündnisse anzuketten, und Könige zu bekriegen, theils um seinen Vetter zu retten, theils um sich selbst zu behaupten. Unterdessen starb Sarai in einem fremden Lande. Abraham der dahin reiste, um über sie zu trauern und zu weinen, mußte für ihre Grabstätte 400 Sikel bezahlen. Er nahm sich nachher eine zweyte Frau, und starb, wie sich die Schrift ausdrückt, des Lebens satt: Gen. XXV. 8.

Isaak war, als Erbe der Güter seines Vaters, eben so wenig im Stande, ihren Genuß mit den Widerwärtigkeiten der Zeit und des Lebens ins Gleichgewicht zu bringen. So viele Sorgen ihm die Unfruchtbarkeit seiner geliebten Rebekka machte, eben so großen Kummer machte es ihm, da sie endlich von Gott gesegnet unter den größten Schmerzen zwey Völker, d. i. zwey Stammväter

unter ihrem Herzen trug.“ Gen. XXV. 23. Dergleichen Leiden sind freylich mehr oder weniger das allgemeine Loos der Väter und Mütter, welche Glück und Unglück mit einander theilen; allein wenn dann ihre Kinder nur dazu dienen, ihre Lebenstage zu verbittern; dann erlöschen auch die übrigen Lebensfreuden. Gold und Silber entschädigen fühlende Herzen nicht über die Wunden einer fehlgeschlagenen Erziehung, oder einer unglücklichen Ausartung. — Der widersprechende Karakter der Erstlinge der Liebe Isaaks und Rebekka — Esaus und Jakobs — das verkaufte Recht der Erstgeburt, die anhaltenden Brüderzwiste, die Hungersnoth, die auch Isaak nöthigte, sammt seiner ganzen Familie auszuwandern, seine Lebensgefahr wegen seiner Gattinn, der Neid der Philister wegen seinem Vermögen, der so weit getriebene Haß, daß man seine Brunnen verstopfte, und ihm sogar das Wasser versagte, die beyden Weiber, die Esau heurathete, und Isaak und Rebekka so viel Herzeleid verursachten, daß Rebekka sagte: „Nimmt sich Jakob auch eine Frau aus diesem Lande; so bin ich des Lebens überdrüßig,“ Isaaks verlohrnes Augenlicht, Esaus Wuth über den entzogenen Segen, und Jakobs Flucht, um von seinem Bruder nicht ermordet zu werden u. s. w. — dergleichen Scenen sind keineswegs geeignet, das

Glück und den Glanz einer Familie, oder den Werth eines Zeitalters zu erheben.

Mit welchen Widerwärtigkeiten und Drangsalen hatte nicht der gute Jakob sein ganzes Leben hindurch zu kämpfen! Die Ereignisse sowohl in seinem Hause, als unter seinen Zeitgenossen werfen einen widrigen Schatten auf die damalige Welt. Was hatte nicht Jakob von Laban, seinem nächsten Anverwandten zu erdulden? — Wie eigennützig, hart und unwillig gieng dieser Mann ohne Wort, mit Jakob um? Zwanzig Jahre mußte ihm Jakob ununterbrochen dienen, 14 um seine Töchter, und 6 um seine Heerden, und wohl zehenmal veränderte er ihm in der Zwischenzeit seinen Lohn; bis sich endlich Jakob gezwungen sah, sich zu trennen, und mit den Seinigen zu entfliehen. Allein jetzt reihte sich an der Kette der Widerwärtigkeiten in Jakobs Hause ein Glied an das andere. Seine erlittene Verfolgung von Labans Söhnen, seine Furcht und Demüthigung vor seinem Bruder, die Entführung der Dina, das gebrochne Wort, die schreckliche Rache und die Mordthaten seiner Söhne, seine daraus entstandene Furcht und Unsicherheit sammt seinem ganzen Hause vertilgt zu werden, die falschen Götzen, die sich in seine Familie eingeschlichen, der tragische und langgeglaubte Tod seines geliebten Josephs, das

Verbrechen seines Erstgebohrnen, dem er am Ende den Segen der Primogenitur versagte, die Laster in dem Hause Juda, dessen erster Sohn Her mit dem Tode bestraft wurde, und dessen zweyter Sohn Onan der Onanie den traurigen Namen gab; die Geschichte der Thamar, wie sie verummt auf der Straße sitzt, und der daraus sichtbare Geist der Zeit, wo es schon öffentliche Mädchen gab, derer wilde vermischte Freuden nichts weniger, als ein goldenes Zeitalter verkündeten, noch die Mehrung des menschlichen Geschlechtes befördern; diese und noch andere Leiden und Ereignisse konnte die Freude nicht aufwiegen, da man dem Patriarchen die Nachricht hinterbrachte, daß sein Joseph lebt, und da er ihn endlich in seine Arme schloß. Es war ein Tropfen Erleichterung nach so vielen überstandenen Trübsalen an dem Abend seines Lebens. Als er endlich dem König Pharao vorgeführt wurde, und dieser ihn fragte, wie alt er sey; antwortete Jakob: „Die Tage meiner Pilgrimschaft sind hundert und dreyßig Jahre, und diese wenigen und bösen Tage reichen an die Tage der Pilgrimschaft meiner Väter nicht hin.“ Gen. XLVII. 6.

Joseph fühlte als Vicekönig nur zu sehr die Bürde einer Regierung, wenn sie zwischen den Bedürfnissen der Menschen, und der kargen oder

empörten Natur ins Gedränge kömmt. Eine drückende Hungersnoth, und ein endlicher Mangel an Allem, brachte es so weit, daß es dem Volke an Vieh und Geld und Brod mangelte.

Ganz Aegypten lief zu Joseph: „Das Geld ist hin, sagten sie; das Vieh ist hin! du weißt es, wir haben nichts mehr, als unsere Körper und unsere Felder. Warum sollen wir aber vor deinen Augen sterben? kaufe uns als Leibeigne für den König, und gieb uns Getraidsamen, daß unsere Felder nicht zur Wüsteney werden, wenn die Bauleute verhungern.“ Gen. XL. 18. Schon dieses genügt, um zu zeigen, daß der Abstämmling eines Patriarchen, selbst mit dem königlichen Scepter in der Hand, nicht vermögend war, ein goldenes Zeitalter herbeyzuführen.

Vergebens suchen wir also in der Epoche der Patriarchen die schöne glückliche Welt, die goldene Zeit. Oder sie war nur die momentane Zwischenzeit, da der erste Mensch — rein von Gott geschaffen — seiner Freyheit überlassen — sich über ihren Mißbrauch schämen mußte.

Uebrigens hat uns alle angeführten Züge und Thatsachen die biblische Geschichte aufbewahrt — die aufrichtigste aller Geschichten: — Sie schildert die Menschen, wie sie waren; und

wenn sie ihre Tugenden preist, verschweigt sie ihre Gebrechen nicht. Dennoch dienen sie keineswegs dazu, den persönlichen Karakter unserer Stamm- und Urväter zu erniedrigen. Bey den größten und widrigsten Unfällen der Häuser und Familien, hebt sich oft die Kraft und Tugend eines Einzigen hoch empor, und greift in die große Verkettung der Plane des Ewigen ein. Die sittliche Weltordnung schreitet nach ganz andern Ansichten einher. Bey den gewaltigsten Stürmen erhält sich oft eine einzige Eiche, und unter den Stürmen der Unsittlichkeit fand die Tugend doch immer einen Aufenthalt. Dieses war der Fall in den Leben der Patriarchen. In Mitte einer verdorbenen Mitwelt fiel der Stral der ewigen Fürsehung wirkend auf ihre Häupter, um sie zu erleuchten, damit sie ihrem Zeitalter untreu blieben, um der Tugend treu zu seyn. Sie waren die Depositärs der göttlichen Verheißungen, und durch sie erhielt sich die Uebergabe von Geschlecht zu Geschlecht. Sie sind ein Beyspiel der Kränkung und der Prüfung geworden; aber auch ein Beyspiel des höchsten Vertrauens auf das Wort des Allerhöchsten. Sie haben Beweise geliefert, wie Gott der Bösen um der Gerechten willen schont, wie willig er den Gefallenen seine Hände biethet, wie fruchtlos die Bemühungen der Sterblichen sind, Gottes Absichten

zu vereiteln. Sie allein hielten oft noch den Segen des Himmels in ihrem Hause fest, wenn ihn gleich einige ihrer Kinder und Enkel nicht verdienten. Sie haben ihr Tagwerk im Schweiße des Angesichts oder unter beständigen Widerwärtigkeiten voll hoher Zuversicht und Erwartung ruhig vollendet. — Doch von solchen Ansichten will die verfeinerte Welt eben so wenig wissen, als von dem goldenen Zeitalter der leidenden Tugend.

§. 6.

Saturns goldene Regierung.

Die Dichter verstanden es besser, als die heilige Geschichte, über das Glück der Menschen zu träumen. Hoch über die Erde hinaus — ohne Rücksicht auf den Menschen als Mensch — hingerissen vom hyperbolischen Geistesschwunge suchten sie den Sterblichen ein goldenes Zeitalter zu verschaffen, und schufen Saturns goldene Regierung. Wo war sie dann aber diese glückliche Insel, dieses reizende Eiland, auf welchem der goldene Saturnus mit seinem goldenen Scepter seine glücklichen Menschen regierte? Wo schläft er denn seit Jahrtausenden? — Dieses Land hat noch kein Forscher in der Geschichte, und kein Geograph auf Erden entdeckt; und vielleicht hat sich die Dichtkunst in ihrem Fluge nie so weit von ih-

rem Gegenstande entfernt, als da sie dieses Zeitalter aus ihrer schöpferischen Kraft hervorgehen ließ; denn sie vergaß, daß die Menschen frey sind, und die Spuren ihrer zerrütteten Natur die ganze Menschheit durchlaufen. Nur das Ende dieses Zeitalters haben sie richtiger karakterisirt. Astrea, sagten sie, hatte sich in der goldenen Zeit auf Erden aufgehalten, und nach der strengsten Gerechtigkeit gehandelt; als aber die Menschen Verächter der Gerechtigkeit wurden, flog sie wieder gen Himmel zurück.

Hesiodus war der Erste, welcher die Zeitalter in das goldene, silberne, eherne, in das Zeitalter der Heroen, und in das eiserne eintheilte. Es scheint aber, daß er sich über die Unwahrscheinlichkeit seines goldenen Zeitalters durch die Wahrheit des Eisernen auszusöhnen suchte: „In jenem goldenen Zeitalter, sang er, waren die sterblichen Menschen noch mit den Göttern die Bewohner der himmlischen Behausungen, und lebten unter dem im Himmel herrschenden Saturn. Sie lebten wie Götter in der größten Sicherheit ohne Arbeit, ohne Kummer, ohne Beschwerden des Alters. Sie waren sich an allem ähnlich, und reich an Früchten ergötzten sie sich in den herrlichsten Gastmählern, frey von allem Uebel. Der fruchtbare Boden trug alles von sich selbst, und so hatten sie

keine anderen Sorgen, als ihr Vergnügen; und starben endlich wie eingeschlafen.“

„Ut simul nati sunt Dii mortalesque homines,
Aureum primo genus diversiloquentium hominum.
Dii fuerunt coelestium domorum incolae.
Et ii quidem sub Saturno erant cum in coelo regnaret:
Et ut Dii vivebant, securo animo praediti,
Plane absque laboribus, et aerumna: neque molesta,
Senecta aderat; semper vero pedibus ac manibus sibi similes
Delectabantur in conviviis extra mala omnia,
Abundantes pomis, cari beatis Diis.
Moriebantur autem ceu somno domiti:
bona vero omnia
Illis erant; fructum autem ferebat fertile aruum
Sponte sua multum, et copiosum: ipsi quoque pro arbitrio
Tranquilli res suas curabant cum bonis multis.“

Von dem eisernen Zeitalter hingegen entwarf

Hesiodus folgende traurige, und dennoch nicht übertriebene Schilderung:

„O utinam ego quinto non interessem
Hominum generi, sed aut mortuus essem
prius, aut postea natus!
Nunc enim genus est ferreum: neque unquam, aut die
Quiescent a labore, et miseria, aut nocte
Corrupti: graves vero Dii dabunt curas.
Sed tamen et hisce admiscebuntur bona
malis,
Jupiter autem perdet etiam hoc genus varie
loquentium hominum,
Quum vix nati canescant.
Neque pater liberis similis, neque liberi
patri;
Neque hospes hospiti, neque amicus
amico,
Neque frater amicus erit, ut ante hac:
Statim vero senescentes dehonorare solent parentes.
Incusabunt autem illos molestis alloquentes verbis
Impii, neque Deorum iram veriti, neque
hi sane
Senibus parentibus educationis praemia
reddent,

Vio-

Violenti, alter vero alterius civitatem diripiet:
Neque ulla pii gratia erit, neque justi,
Neque boni: magis vero maleficum, et injurium
Virum colent. Justitia vero in manibus et pudor
Non erit. Laedetque malus meliorem virum,
Verbis injustis alloquens, peierabit vero:
Livor autem homines miseros omnes
Malos rumores spargens, malis gaudens comitabitur inviso vultu.
Tum demum ad coelum a terra spatiosa
Candidis vestibus tectae corpus pulcrum
Ad Deos abierunt, relictis hominibus
Pudor et Nemesis; relinquentur autem dolores graves
Mortalibus hominibus: mali vero non erit remedium

Hes. Opera et Dies nach der Uebersetzung *Schrevelii pag. 23 et 31.*

Nach Bouterwecks Uebersetzung:

O! wär ich doch nicht unter das Geschlecht
Der fünften Art gefallen! lieber früher
Gestorben, oder später erst geboren!
Denn jetzo lebt das eiserne Geschlecht.

Bey Tag und Nacht ist weder Rast noch Ruhe
Von Müh und Noth. Aber dennoch ist der
Menge
Des Uebels Gutes zugemischt. Und Zeus
Wird dieß Geschlecht der Menschen auch vertilgen,
Wenn graues Haar an ihrer Schläfe hängt.
Der Vater wird den Kindern nicht, das Kind
Dem Vater nicht, der Gast dem Gastgenossen,
Der Bruder nicht dem Bruder wie zuvor
Ergeben seyn. Unehre wird das Alter
Der grauen Aeltern treffen. Ach! sie werden
Hart angefahren werden von den Argen,
Die nicht mehr achten auf der Götter Wort.
Der Eine wird des Andern Stadt zerstören.
In keiner Gunst wird Eid, Gerechtigkeit,
Und guter Wille stehen. Den Frevelmuth
Der kecken Uebelthäter wird man ehren.
Der Schlechte wird den Guten übereilen
Durch Meineid, schlaue Red' und bösen Trug.
Und im Tumult des düstern Jammers wird
Sich alles in die Wette niedertreiben.
Dann sind von der weit betretnen Erde
Die Göttinnen Gerechtigkeit und Zucht,
In schöne Götterbildung eingehüllt
In ihrem hellen Liliengewande
Zu den Unsterblichen zurückgekehrt,
Und haben uns verlassen. Was geblieben

Auf Erden ist, ist nur ein trüber Wunsch;
Und keiner kann des Uebels sich erwehren.

Dieß schrieb vor einigen Jahrtausenden Homers Zeitgenosse. Wie oft hat sich aber nicht seither dieses widrige Bild erneuet, während es mit dem goldenen Zeitalter beym bloßen Wunsche geblieben? Ich habe überhaupt die Bemerkung gemacht, daß, wenn die Dichter die goldene Zeit oder einen goldenen Scepter besangen, sie gemeiniglich alle Grenzen der Wahrscheinlichkeit überschritten; wenn sie dagegen von einem eisernen Zeitalter sprachen, eher zu wenig als zu viel sagten. So reichhaltig ist der Stoff des menschlichen Elendes.

Unterdessen wünschet die Menschheit, sich mit der Hoffnung eines Bessern zu beruhigen: und liebt daher auch unerreichbare Ideale, und mancher Dichter hatte dabey die lobenswürdige Absicht, daß wenigstens ein oder der andere schöne Zug nicht ohne Wirkung bleiben werde. Diese Gründe mögen vielleicht einen Fenelon bestimmt haben, alle reizenden Züge des goldenen Zeitalters in ein Ganzes zu fassen, und der Astråa noch ein Plätzchen auf diesem Erdrunde anzuweisen.

„Bätika, läßt er den Adoam erzählen, ist das fruchtbarste Land unter einem gelinden Himmel, der immer heiter ist. Dieses Land scheint die Annehmlichkeiten des goldenen Weltalters beybehalten zu haben. Das ganze Jahr ist nichts anders, als eine Vermählung des Frühlings mit dem Herbste, die einander die Hände zu biethen scheinen. Die Erde in den Thälern und auf den offenen Ebenen trägt jährlich eine doppelte Aernte. An den Wegen stehen Lorberbäume, Granatenbäume, Jesmine und andere immergrünende und blühende Bäume. Die Berge sind mit Heerden bedeckt, welche eine feine Wolle geben, die alle Nationen suchen.

In diesem schönen Lande finden sich viele Gold- und Silberadern; allein die Einwohner, an eine einfache Lebensart gewohnt, und dabey glücklich, würdigen nicht einmal Gold und Silber unter ihre Reichthümer zu zählen. — Sie kennen keine andere Kunst, als den Ackerbau und die Viehzucht, Holz und Eisen zum nöthigsten Gebrauch zuzubereiten. Alle andern Künste, die bey den Griechen, Aegyptern, und andern Völkern in Ansehen sind, verabscheuen sie als eine Erfindung der Eitelkeit und der Wohllust. Wenn man ihnen von Völkern spricht, welche die Kunst besitzen, prächtige Gebäude aufzuführen, Haus-

rath von Gold und Silber, Zeuge mit Gold durchwirkt und mit Edelsteinen besetzt, zu verfertigen, kostbares Rauchwerk, niedliche Gerichte und Instrumente, deren Klang ergötzet, zu haben; so antworten sie: Jene Völker sind wohl recht übel daran, daß sie so viele Arbeit und Mühe angewendet haben, sich selbst zu Grund zu richten. So ein Ueberfluß macht diejenigen, die ihn besitzen, weichlich, trunken und unruhig. Er reizet die, die ihn nicht haben, ihn durch Unrecht oder Gewalt zu erlangen. Ist das nicht überflüßig, was nur dazu dienet, den Menschen zu verschlimmern? Sind denn diese Leute gesünder, stärker als wir? Führen sie ein freyers, ruhigeres, fröhlichers Leben? Als Sclaven so vieler Bedürfnisse können sie unmöglich reiner und einfacher Vergnügungen fähig seyn. — So reden diese verständigen Leute, welche die Weisheit nur aus Erforschung der einfachen Natur gelernet haben. — Sie leben in Gesellschaft, ohne ihre Ländereyen abzutheilen. Jede Familie wird von ihrem Haupte gelenket, welches ihr wirklicher König ist. Der Vater der Familie ist berechtiget, jedes seiner Kinder oder Enkel, wegen einer bösen Handlung zu strafen, ziehet aber die übrigen Mitglieder der Familie ehevor zu Rath. Diese Strafen ereignen

sich aber fast niemal; denn die Unschuld der Sitten, Treue und Glaube, Gehorsam und Abscheu vor dem Laster wohnen in diesem glücklichen Lande. Es scheint, daß Astråa, die sich der Sage nach in den Himmel zurückbegeben haben soll, noch hienieden bey diesen Leuten sich in geheim aufhalte. Bey ihnen hat man keine Richter nöthig; denn diese Stelle vertritt das Gewissen. Nur Greisen von Erfahrung, und jungen Männern, die ihnen an Tugend gleich kommen, wird Achtung erwiesen. In diesem von den Göttern geliebten Lande lassen dann Betrug, Gewalt, Meineid, Streitigkeiten und Krieg nie ihre grausame und verpestete Stimme hören. Nie hat Menschenblut hier die Erde befleckt. Wenn man mit diesen Leuten von blutigen Schlachten, schnellen Eroberungen, und den Umwälzungen der Staaten spricht, die man bey andern Nationen sieht; so können sie sich nicht genug verwundern. Wie, sagen sie, sind denn die Menschen nicht schon sterblich genug? Sind sie denn nur darum auf der Erde, sich einander zu zerfleischen und unglücklich zu machen?

„Sie können nicht begreifen, daß man Eroberer bewundere. Welche Thorheit, sagen sie, wenn man seine Glückseligkeit darein setzt, andere zu regieren, da die Beherrschung derselben

so mühselig ist, wenn man sie nach Vernunft, und den Vorschriften der Gerechtigkeit regieren will. Und warum will man denn ein Vergnügen daran finden, sie wider ihren Willen zu beherrschen? Alles, was ein weiser Mann thun kann, ist dieses, daß er sich bereit finden lasse, die Regierung über ein williges Volk zu übernehmen, das ihm die Götter gegeben; oder über ein Volk, welches ihn bittet, sein Hirt und Vater zu seyn. Aber Völker wider ihren Willen beherrschen, heißt der falschen Ehre genießen, daß man sie in der Sclaverey halte. Ein Eroberer ist ein Mensch, den die wider das menschliche Geschlecht gereizten Götter der Erde im Zorn gegeben haben, damit er Königreiche verheere, Schrecken, Elend und Verzweiflung verbreite, und so viele Sclaven mache, als es freye Menschen giebt. Ein Mensch, der nach Ruhm trachtet, findet er solchen nicht schon genugsam, wenn er diejenigen mit Weisheit lenkt, welche die Götter seinen Händen anvertrauet haben? Glücklich ist derjenige, der, wenn er keines andern Sclave ist, auch die eitle Ehrsucht nicht besitzt, andere sich zu Sclaven zu machen. Die großen Eroberer sind den ausgetretenen Flüßen gleich, die zwar majestätisch aussehen, aber alle fruchtbaren Felder verheeren, die sie nur bewäs-

fern sollten.“ Eben so wenig wissen diese glücklichen Völker von dem kleinen häuslichen Kriege. Die Ehen sind nach so schönen Gesetzen eingerichtet, daß daselbst ein ewiger Friede herrscht. Kein Mann darf mehr als eine Frau haben, und diese behält er lebenslänglich. Beyder Ehe beruht auf ihrer Treue. Niemals ist wohl ein Volk so ehrbar, noch auf seine Keuschheit so eifersüchtig gewesen, als dieses. Das Frauenzimmer daselbst ist schön und angenehm, aber ungekünstelt, sittsam und fleißig. Die Ehen sind friedlich, fruchtbar und unbefleckt. Mann und Weib scheinen nur eine Person in zwey verschiedenen Leibern zu seyn. Man und Frau theilen alle häuslichen Sorgen miteinander. Der Mann besorgt alle Angelegenheiten außer dem Hause; die Frau schränkt sich auf ihre Haushaltung ein. Sie erleichtert ihrem Manne seine Last, und scheint nur da zu seyn, um ihm zu gefallen. Sie gewinnt sein Vertrauen, und ergötzt ihn nicht sowohl durch ihre Schönheit, als durch ihre Tugend. Das wahre Vergnügen ihrer Verbindung dauert, so lange sie leben. „So herrscht das goldene Zeitalter bey diesem glücklichen Volke. Ausführlicher im VIII. B. der Begebenheiten Telemachs.

So unvergleichlich sich einzelne Züge dieses

Gemäldes ausnehmen; so unwahrscheinlich ist das Ganze. Nein! einen solchen Himmel trägt die Erde nicht. Doch dem Dichter scheint im ikarischen Fluge alles erreichbar zu seyn, und im süßen Traume wird alles zu Gold. Indeß er das eiserne Zeitalter vor Augen hat, muß er das goldene dichten. Daher geschieht es denn, daß er im Ganzen nur ein schimmerndes Luftgebäude ohne Treppe entworfen hat, das weder ein Volk noch ein Fürst je erreichen wird, und oft nur dazu dient, beyde zu täuschen. Daher kömmt es, daß, wenn exaltirte Staatenkünstler sich an die Dichtkunst anschließen, die Völker ungerecht genug sind, eine Regierung, ein Zeitalter nach diesem Goldschlage von den Häuptern der Monarchen oder der Republiken zu fodern. Daher versprechen sich oft die Völker bey einer neuen Huldigung goldene Zeiten; und die Regenten versprechen — oft ohne ihr Verschulden — der Nation goldene Berge. Die Dichter besingen sie, unbesorgt um die Bestätigung. Daher kam es, daß die ohnehin stets unzufriednen Menschen über ihre getäuschte Erwartung seufzten, und nur von eisernen Zeiten sprachen. Daher foderte noch um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ein Dichter alle Elemente, Kanonen und Bombarden auf:

Aera fera intonate,
Bombos bombis aceruate
Ter quaterque repercusso
Reboate fremitu!
Tellus a mugitu tremat,
Fluctus fluctum fluctu premat,
Instar maris decumano
Furat aër strepitu!

Tönet, eherne Feuerschlünde! häufet Bomgen auf Bomben! dreymal prellé ihr Widerhall zurücke! Es bebe die Erde! Es rauschen die Fluthen des Meeres! Es rolle der Donner!

Um den schlaffenden Saturnus zu aufzuwecken. — Daher bleibt der Streit selbst über die Möglichkeit des goldenen Zeitalters, dieser Zeit ohne Leiden, noch immer unentschieden. Sollte man aber die Entscheidung den Philosophen, die bis auf diese Stunde nicht einmal über den Begriff der Glückseligkeit eins geworden, überlassen; dann ist der Streit ohnehin verewigt.

O goldne Zeit! auf ewig hingeschwunden,
Wie süß bethört es, deine ferne Spur
In alter Sänger Sprüchen zu erkunden!

A. W. Schlegel.

Das Auffallendeste, das sich bey der Unter=

suchung dieses Zeitalters zeigt, ist, daß man die Benennung der goldenen Regierung gerade dem Könige Saturnus zugeschrieben habe, der es am wenigsten verdiente. So mächtig können Schmeichler und Dichter auf die betrogene Nachwelt wirken.

„Saturnus, schreibt der Verfasser der Neuen Welt nnd Menschengeschichte, der Mörder seines Vaters, der Henker seiner ganzen Familie, der Gott des Bösen für alle Länder, die er durch seine Gegenwart befleckte, war zu allen Zeiten der Held der Dichter. — Eine fast allgemeine Tradition hat dem Jahrhunderte, auf welches er durch seine Regierung und seine Verbrechen so viel Einfluß hatte, den Namen des goldenen Zeitalters gegeben. Endlich, um so viele Gräuel zu krönen, hat ein Drittheil des Erdbodens ihn vergöttert. — Saturnus war eigentlich der Nero der Atlanten. Er stürzte den Uranos vom atlantischen Throne, und setzte sich dessen Krone auf. Seine mörderischen Handlungen aber brachten alle Gewaltigen jener Zeit gegen ihn auf, so, daß er sich einen Zufluchtsort suchen, und von einem Lande zum andern wandern mußte. In dieser Zwischenzeit fiengen die Menschen, die er beherrscht hatte, an, sich zu erholen; allein mit einemmale verwüsteten Hun-

ger und Pest seine Hauptstadt, und er suchte, da er eben zurückkehrte, das Volk dadurch zu gewinnen, daß er den Manen des Uranos seinen noch übrigen Sohn zum Opfer brachte; und so führte er die Menschenopfer ein, um dadurch seine Unfälle und Verbrechen ehrwürdig, und wohl gar die Götter selbst zu Mitschuldigen zu machen. Er heurathete alle Frauenzimmer, derer Schönheit seinen Sinnen schmeichelte; gab den mit den Seinigen verschwägerten Familien Städte und Länder zum Geschenke, und erwarb sich Ansprüche der Dankbarkeit durch Schöpfung kleiner Könige. Nur von dieser Ansicht mögen Fanatismus, Liebe und Interesse zusammen gewirket haben, einen König zu erheben, dessen Regierung keinen einzigen wahren Zug eines goldenen Zeitalters in sich hatte. I. Band. Seite 614.

Doch nach dem Ton eines raschern Zeitgeistes, der, ohne zu beweisen, abspricht, hat die Geschichte den Saturnus nur angeschwärzt; und die Dichtkunst, die nicht lügen, aber schmeicheln darf, wäre dann gerechtfertiget. Unterdessen bleiben Männer, wie Goguet, Bergier, de Lille u. a. fest bey ihrer Ueberzeugung, daß die Geschichte des goldenen Zeitalters, welche bey den griechischen und lateinischen Dichtern wieder-

holet wird, keinen Grund habe, und von der Geschichte selbst augenscheinlich wiederlegt werde; daß in den ersten Jahrhunderten nach der Sündfluth die Wildheit, Gewaltsamkeit, Ungerechtigkeit, Strassenräuberey, Laster von aller Art noch mit mehr Herrschaft regiert haben, als in den folgenden Zeitaltern: daß die ersten Völker, welche Griechenland bewohnten, beynahe ein gleiches Leben führten, als die Wilden in den amerikanischen Wäldern, ein Leben, das man weder als unschuldig, noch als glücklich ansehen kann. Die Erfindung des goldenen Zeitalters veranlaßte die Menschen immer zu glauben, wie gut es einst gewesen; und da man dann glaubte, daß sich die Welt immer verschlimmere; so hat man die Abstuffung der Zeitalter bis zu einem eisernen ersonnen; und da man dasjenige, in dem man lebt, für das schlimmste hält, so hat auf diese Art das eiserne Zeitalter von den griechischen Dichtern bis auf uns gedauert, und wird so lange dauern, als die Welt.

Wer dann auf dieses goldene Zeitalter wartet, der wartet wie jener Bauer bey Horaz, bis sich der Fluß verlauft.

§. 7.

Griechenlands goldenes Zeitalter unter Perikles und Alexander.

Unter solchen Umständen, da die Benennung des goldenen Zeitalters einmal das Bürgerrecht in der Dichtkunst, in den philosophischen Romanen; ja selbst in der bezahlten Geschichte erhalten hatte; wurden endlich so vielerley goldene Zeitalter geschaffen, als verschieden die Ansichten, die momentanen Bedürfnisse der Zeit, die Preise der Lobeserhebungen waren. Man beurtheilte die Zeiten bald nach der Konvenienz der Staaten, bald nach dem Glück der Großen, bald nach der Laune der Schriftsteller, und gab ihnen einen Beysatz von Eisen, Silber oder Gold; je nachdem man sich selbst erheben, oder andere niederdrücken wollte. Hatte man die Absicht, Soldaten zu bilden; so war die roheste Zeit von Sparta, des Volkes arme Genügsamkeit, ein goldenes Zeitalter; und das Land, das eherne Menschen trug, das goldene Vaterland der Helden. Hatten sich dagegen große Menschen durch Siege oder Erpressung so viele Schätze erworben, daß ihre Palläste unter der Last des Goldes zitterten, und ihr Prachtaufwand vom Ende eines Welttheiles bis zum andern erscholl,

daß sie aufgelöst'te Perlen verschlucken, und mit Brillanten, wie mit Würfeln spielen konnten; so brauchte es ja nichts anders, als einen geringen Theil ihres Reichthums auf Dichter und Biographen zu verwenden, um — wo nicht den Zeitgenossen — doch wenigstens der Nachwelt den Glauben zu hinterlassen, wie wohl sich dabey die Menschheit befand; wenn gleich die verschwundenen Nationen sich laut dagegen erklären würden, wenn sie aus ihren Gräbern aufstänben. Hatte eine Stadt, eine Gesellschaft, oder ein Volk ihre Größe durch den Handel erreicht; so war alles Goldes werth, was darauf Bezug hatte, selbst der Verkauf der Menschen. Schon in den ersten Zeiten hatte die Gerechtigkeit keinen großen Einfluß auf das Kommerce, und in den spätern Zeiten fragte man, ob wohl die Moral einen Werth im Wechselkurse habe? Endlich vereinigte sich die Kunstliebe mit der Philosophie; und dieses war genug, den Glanz und das Glück eines Zeitalters emporzuschwingen; wenn gleich beyde durch eine unglückliche Ausartung zusammen wirkten, durch Bilder und Grundsätze die Sitten zu verschlimmern. Dieses war der Fall in Griechenlands goldenem Zeitalter unter Perikles und Alexander.

Dieses Zeitalter war von jeher der Abgott

der freyen Künste, das Urbild der Menschenveredler, das Feldgeschrey der Aufklärung. Nur auf Athen fiel der goldene Meissel vom Himmel zu unnachahmlichen Statuen: nur da stritten die Prachtgebäude mit den Wundern der Welt: nur da wußte man, wie Orpheus, die Leyer so geschickt, so göttlich zu spielen, daß man Wälder an sich ziehen, reißende Flüße stehen machen, die Gewalt der Winde hemmen, und Thiere und Felsen zum Tanze reizen konnte; welches aber freylich außer dem Dichter kein Sterblicher sah: nur da hatte die menschliche Vernunft die ersten Riesenschritte gemacht: nur da hat das goldene Jahrhundert der Philosophie ihr Reich gegründet.

Allen diesen glänzenden Darstellungen hat man aber immer den trügenden Schein untergelegt, daß ein Volk, in dessen Mitte sich einige große Künstler erhoben, auch im Reiche der Sitten und des bürgerlichen Wohlstandes, groß und glücklich gewesen. Man suchte gemeiniglich durch den Glanz eines einzelnen Standes das allgemeine Uebelbefinden, oder den Druck der Nation zu decken. Allein Statuen und Gemälde bezeichnen so wenig den Wohlstand eines Landes, als kostbare — oft unbezahlte — Meubeln das Glück eines Hauses.

Es ist nicht zu läugnen, daß der Bildhauer, der Architekt, der reisende Kunstrichter in diesem Zeitraume und seinen Resten sein Element findet. Doch wie oft wurden nicht alle drey von ihren Gegenständen so sehr hingerissen, so sehr bezaubert, als ob das ganze Glück der Menschheit von einer Venus, oder einem Apollo, oder einem Laokoon abhängen sollte, und die Regenten lieber das Wohl des Vaterlandes aus den Augen verlieren sollten, als die unvergleichliche Gelegenheit, sich durch steinerne Denkmäler — zukünftige Ruinen — zu verewigen. Es ist nicht zu läugnen, daß unter den tausend Paradoxien der griechischen Philosophie sich einige schöne Denkmäler des moralischen Sinnes zeigen; allein wir werden weiter unten sehen, daß, was oft die errathende Einbildung Gutes hervorgebracht hatte, der Widerspruch, oder selbst die Unsittlichkeit der Schule wieder zerstörte.

Ich bin weit entfernet, einen widrigen Schatten, vorzüglich auf die bildenden Künste zu werfen. Ich rede nur von jener überspannten Begeisterung, von jener Kunstentzückung, worüber man die Thränen der Bedrängten, den Hunger und das liebe Brod vergessen soll; ja den Künstler selbst nicht selten am Ende vergaß. Hatte

ein Bildhauer eine Ceres noch so schön gebildet, stand sie noch so prächtig mit ihrem Korbe voll goldener Aehren in dem Tempel; so konnte sie dennoch keinen einzigen von vielen tausenden speisen, die in ihrem Vaterlande kein Vaterland fanden. Und stand die blinde Gerechtigkeit, von einem der ersten Meister gebildet, noch so erhaben anfangs auf den Altären, dann auf den Münzen und den Frontispizien der Palläste, und endlich als Figurantinn auf den öffentlichen Brünnen; so sah man doch von Zeit zu Zeit, wie der Sturm ihre Wage hin und her geworfen, und nicht selten zertrümmert hat. Von dem prächtigen Tempel der Minerva Sunias, dem letzten Denkmale aus dem Athen des Perikles, hat der Zahn der Zeit nur ein einziges Basrelief verschont, welches eine Mutter vorstellt, die mit ihrem Kinde auf einem Steine sitzt. Beyde heben die Arme empor, und sehen voll Entsetzen auf einen Unglücklichen, der sich von der Spitze eines Berges ins Meer stürzt. Ich zweifle, ob der Künstler durch dieses Gemälde das Glück der Zeit bezeichnen wollte. — Unstreitig hat Perikles der Kunst schöne und große Opfer gebracht; allein da er dazu alle Schätze aus den Tempeln hinwegnahm, und Gold und Silber in Stein und Kalk verwandelte; so sah sich Athen in den

Tagen seiner Drangsale vergebens um Unterstützung um.

Würde man endlich selbst einen Perikles gefragt haben, was er von seinem Zeitalter halte; so würde er nicht nur allein sich selbst, sondern auch seine Freunde und Anhänger bedauert haben, die mit ihm ein gleiches Schicksal der Kabalen und des Neides hatten. Phidias, den er zum Aufseher der Gebäude der Republik gemacht hatte, starb im Kerker, nach einigen an Gift, nach andern aus Gram. Anaxagoras verschmachtete in der Verbannung; und Aspasia, die Geliebte des Perikles, von der man sagte, daß sie durch ihre Reize mehr Anbether zu ihren Füßen hingelockt hatte, als die Venus der Mythologie, konnte nur durch die hinreißende Beredsamkeit des Perikles gerettet werden. Perikles hatte bis an sein Lebensende mit Faktionen zu kämpfen, erfuhr nicht nur allein die Leiden seiner Zeit im hohen Grade, und die Folgen seines muthwilligen Krieges und verschlimmerter Sitten; sondern auch die Rache der Götter durch die schreckliche Pest, die Athen verwüstet, und auch Perikles sammt seiner ganzen Familie, und seinen noch übrigen Freunden von der Erde hinweggerissen hat. Fürchterlich ist das Bild, wel-

ches Lucrez nach Thucydides von dieser Seuche entworfen hat.

„Im Innern Aegyptens erzeugt, zog diese Pest durch die weite Luft, und übers Meer, und ließ sich endlich über Pandions Volk nieder. Haufenweise fielen die Unglücklichen hin von Krankheit und vom Tode ergriffen. — Die Seele verlor alle ihre Kräfte, und der schmachtende Körper schwebte am Rande des Grabes. Mit diesen unerträglichen Uebeln verband sich eine unaufhörliche Angst; ein mit Seufzern vermischtes Weheklagen, und ein häufiges Schluchzen bey Tag und bey Nacht, schwächte und ermüdete die Elenden. Im Innern wüthete ein verzehrendes Feuer. Die leichteste Bedeckung war ihnen unerträglich. Immer der rauhen Luft und dem Winde ausgesetzt, warfen dennoch einige, ihre Glut abzukühlen, sich in eiskalte Flüsse, und andere stürzten in die Brünnen, zu denen sie mit lechzender Zunge gekommen waren, hinab. Ganze Ströme Wassers aber waren nur ein Tröpfchen für ihren unauslöschlichen Durst. Der Schmerz ließ ihnen keine Ruhe. Erschöpft lagen ihre Körper da, und die Arzneykunst verstummte an ihrer Seite. Ungeachtet das ganze Land von unbegrabenen Leichnamen bedeckt war, kam nicht einmal ein wildes Thier aus den Wäldern; denn die Thiere

waren selbst von der Seuche weggerafft. Kein Vogel ließ sich blicken. Besonders lagen die treuen Hunde theils sterbend, theils todt in den Gässen umher. Kein Heilmittel war sicher: was dem Einen das Leben wieder gab, brachte dem Andern den Tod. Das bejammernswürdigste bey diesem Uebel war, daß die Unglücklichen, welche von der Krankheit befallen wurden, wie zum Tod verdammte Verbrecher sich der Trostlosigkeit und Verzweiflung überließen, und mitten unter den Schrecknissen des Todes den Geist aufgaben. Was aber besonders Leichen auf Leichen häufte, war, daß die gierige Seuche einen nach dem andern ergriff; denn auch diejenigen, welche aus Furcht zu sterben ihre kranken Angehörigen flohen, wurden von der Seuche befallen, und kamen dann ebenfalls von aller Hülfe verlassen, wie das Vieh, um. Diejenigen hingegen, welche den Kranken liebreich Hülfe leisteten, erlagen ebenfalls der Ansteckung und der Beschwerde, zu welcher sie die beweglichen Klagen der Sterbenden vermocht hatten. Dieses Todes starben auch die edeln Menschen, die es über sich genommen, ihre Angehörigen zur Erde zu bestatten. Sie kehrten von Gram und Jammer niedergedrückt, die Augen voll Thränen, heim, und legten sich zu Bette, um ebenfalls ihr Leben zu endigen. Kurz man sah

nichts um sich her, als Todte, oder Sterbende, oder Wehklagende. Auch der Landmann, der Hirt und der starke Pflüger wurden nicht verschont: die Seuche verfolgte sie in ihre Hütten, wo Noth und Elend so sehr, als die Krankheit selbst, sie aufrieb. Hier sah man Leichname der Aeltern über ihre entseelten Kinder ausgestreckt; dort Kinder, die über ihren abgeschiedenen Vätern und Müttern den Geist aushauchten. Die Seuche wüthete noch mehr, da die Landleute in die Stadt drangen, und Häuser und Tempel mit Sterbenden und Todten angefüllt wurden. Noth und Armuth trieb viele zu schrecklichen Gewaltthätigkeiten. Mit großem Geschrey warfen sie die Leichname der Ihrigen auf Scheiterhaufen, die für andere errichtet waren, steckten sie in Brand, und schlugen sich oft bis aufs Blut herum, um ihre Leichname nicht fahren zu lassen." Von der Natur der Dinge LVI.

Dergleichen Trauerscenen gehören freylich nicht in das Gemälde eines goldenen Zeitalters; vielweniger in die Sphäre der eleganten Welt, welcher man alles widrige verschweigen soll; allein sie gehören der Geschichte an, die weder den Sinnen schmeichelt, noch der Unwahrheit ihren Pinsel leiht; sondern vielmehr der falschen Analogie entgegen arbeitet, daß die Nationen, die

sich durch die schönen Künste einigen Ruhm erworben hatten, auch im Reiche der Sitten, der Tugend und des bürgerlichen Wohlstandes, groß und glücklich gewesen; daß Himmel und Erde zu ihren Verbrechen geschwiegen, und das Schwert der ewigen Nemesis über ihren Häuptern nicht gefunkelt habe. Dergleichen trügende Analogien verzögern nur den ächten Blick der Tugend, und das wahre Glück der Menschheit. Mögen die Kunstliebhaber die großen Männer bewundern, die das idealische Schöne mit dem Schönen der Natur zu verbinden wußten! Mögen sie ihre Werke unter der Dictatur der Geschmackslehre so hoch erheben, daß die Nachwelt darüber kleinmüthig werden soll! Mögen sie aus jeder Quelle schöpfen, um die bildenden Künste zu unterstützen! — Nur machen sie die Welt nicht zu lauter Statuen. Umsonst bedecken sie das menschliche Elend, das beynahe mit der verkünstelten Aufklärung im geraden Verhältnisse steht, durch kostspielige Anlagen, Verzierungen und Prachtwerke. Griechenland hat dieses zur Genüge erfahren. Hierinn aber steckt die große Täuschung, von welcher man bis auf den heutigen Tag nicht zurückkommen will. Die überspannten Lobeserhebungen, die man oft einzelnen Zweigen der Kunst oder des Erfindungsgeistes giebt, dehnt man auf

das Ganze aus; und wenn man einmal in einem Lande etwas Gutes findet; so wird bald alles unvergleichlich, was aus diesem Lande kömmt, und so liebt man am Ende seine Sitten, seinen Luxus, seine Laster, und wendet sorgfältig das Auge von den Ursachen weg, welche den Originalien, wovon wir unsere Sitten kopirt haben, ihr endliches Verderben herbeygeführt haben. Den Künstlern der Vorzeit spendet man wohl auch darum jetzt so reichlich Lob und Größe, weil sie vor so vielen Jahrhunderten waren; und daher Neid und Kabale schweiget. Lebten sie mit uns, so würde des Tadelns und des Herabwürdigens kein Ende seyn, und viele der jetzt hoch Gepriesenen würde man kaum dem Namen nach kennen. — Einem Lande, wie Griechenland, mangelte aber oft der einzige Mann, der die Nation — bey allen ihren glänzenden Kunsterzeugnissen — durch die Erkenntniß des Wahren und Guten auf einen sichern Weg zur Tugend und Glückseligkeit hätte führen können; oder dieser einzige Mann war ein Opfer der Verfolgung, der Verbannung, oder des Todes. Zuletzt wirkten selbst die Statuen, die Spiele, die Festins, die Oden, die Gesänge, die öffentlichen und geheimen Belustigungen zu Athen nur dahin, die Sitten zu vergiften, und dieses Gift auch der spätesten Nachwelt mitzutheilen. Wäre doch dieß goldene Zeitalter nie wieder gekommen!

Die Lobsprüche, die man der griechischen Philosophie in diesem Zeitalter ertheilt, können den praktischen Philosophen nichts weniger, als bezaubern. Wer Lebensweisheit für die Menschheit — das wahre Reelle des Weltweisen — unter den mannichfaltigen Sekten des Landes der Hellenen sucht, der findet zwar zerstreute schöne Blumen; allein eine große Anlage findet er nicht. Er sieht einzelne Männer, die es aber theuer bezahlen mußten, der Sittlichkeit oder der Gerechtigkeit das Wort gesprochen zu haben. Ich muß die Bemerkung wiederholen, daß ich hier nur von dem goldenen Zeitalter der Philosophie, in so ferne sie geeignet ist, die Menschen weiser, besser und glücklicher zu machen, die Ansicht nehme. Mögen die Philosophen, wie die Dichter, sich im hohen Geistesfluge bis zur Gottheit, ja selbst über dieselbe durch eine transcendentale Priorität erheben! Mögen ihre gewagten Systeme die Probsteine getroffener oder fehlgeschlagener Behauptungen werden! Möge die ewige Reibung der Opinionen zu einem goldenen Abschluße führen; — so bleiben indeß doch Lebensphilosophie, praktische Anwendung, bessere Sitten, Vervollkommung der Völker, engere Verbindung mit der Moralität die einzigen Proben ächter Philosophie. Man hat zwar eine ganz andere Probe erfunden, und diese

nannte man das Fortschreiten mit dem Geiste der Zeit; allein nicht nur die Vorzeit, sondern selbst die Gegenwärtige hat Beweise geliefert, wie unglücklich man diesem goldenen Ideale gehuldiget habe. Gemeiniglich schritt man so lange mit dem herrschenden Geiste fort, bis ein neuer kam, der den ersten verzehrte; oder der vorhergangene sich selbst.

Der Geist der griechischen Philosophie wirkte eben so wenig zum Glücke der Menschheit, oder zur Bildung besserer Menschen, als die unsittlichen Gemälde und Statuen zur Verbesserung der Sitten. Das Sonderbarste aber in diesem Zeitraume war der Einfluß des Frauenzimmers auf die sogenannte Weltweisheit, und die Huldigung, die denselben die Weltweisen bezeugten.

Unter die merkwürdigsten Personen in der philosophischen Epoche des Perikles und Alexanders, zählte man Perikles Geliebte, und nachherige Gemahlinn Aspasia. Einige erheben sie mit Enthusiasmus zur ersten Philosophinn ihrer Zeit; weil sie eine Schule bildete, und die größten Männer eben so sehr durch ihre Weisheit, als durch ihre Schönheit fesselte, weil sie von den athenienfischen Rednern und Staatsmännern um Rath gefragt, und selbst von einem Sokrates auf eini-

ge Gespräche besucht wurde; und einen Xenophon durch ihre Fragen in Verlegenheit brachte. Andere setzen sie wegen des Mißbrauches ihrer körperlichen Schönheit und Geistesgaben tief herunter. Dagegen entschuldigen sie ihre Vertheidiger dadurch, daß sie die Kunst verstand, den Schwachheiten der Liebe ein Gepräge von Größe aufzudrücken: daß sie sich für ihre Gunstbezeugungen nicht bezahlen ließ: daß sie sich in den Armen der Liebe nur von den Beschwerden des Nachdenkens erholte: daß sie sogar in den Liebeshändeln ihren Patriotismus bewies, daß der Glückliche, den sie in ihre republikanischen Arme aufnahm, keine andern Fesseln kennen durfte, als die Fesseln der Natur u. s. w. Der Verfasser der a. W. u. M. Geschichte, der ihr ebenfalls einige Blumen streute, mußte dennoch aus Achtung für die Wahrheit der Geschichte eingestehen: „daß Aspasia, die in einem Klima, welches die Sinne reizte, mit einem feurigen Temperamente geboren war, und das heilige Bild der Sitten weder in den Tempeln, noch in dem Schooße der Familien sah, nicht erröthete, die Schamhaftigkeit unter die Vorurtheile zu zählen; daß sie jenes verderbliche System des Cynismus in junge, noch offene Herzen pflanzte, und dadurch die Sitten ihres Zeitalters vergiftete; kurz, daß die Geschichte

ihres Frühlings nur die Geschichte einer Buhlerinn ist.“ Geschichte der Griechen. II. Thl. S. 540.

Doch um die Ehre dieses goldenen Zeitalters zu retten, suchte er sowohl die Mißgriffe und Laster Aspasiens, als noch anderer merkwürdigen Philosophinnen Griechenlands durch empfehlende Ansichten verzeihlich zu machen. Perikles lernte durch Aspasia Athen regieren; so wie Apelles bey der Phryne seine aus dem Meer emporsteigende Venus malen: und Epikur lernte bey der Leontium das Wesen der Glückseligkeit bestimmen. Diese Leontium war es, welche die ganze Schule des Epikur unterjochte: sie schrieb ein philosophisches Werk gegen Theophrast, und erwarb sich den Ruhm einer Weisen und Schönen, die eben so gut zu analysiren, als zu genießen wußte. Mehrere Philosophen abstrahirten aus dem Umgange mit öffentlichen Schönen neue Begriffe, wenn gleich diese Methode nicht selten die öffentlichen Sitten beleidigte. Man erröthet, jene Hipparchia in die Klasse der Philosophinnen zu zählen, die mit Verletzung alles bürgerlichen Wohlstandes sich nicht scheute, die Stoa zum Hochzeitbette zu machen, wo sie öffentlich ihre Vermählung mit dem Crates vollzog. Allein sie hatte ein Werk unter dem Titel: Hypothesen, geschrieben, welches ihr in

der angenommenen Schule Ansehen verschaffte. Vermuthlich rechnete sie in diesem Buche auch die Schamhaftigkeit unter die Hypothesen. Auf diese Weise kam freylich die Philosophie in große Achtung, so daß man es unter die Karaktere der schönen Zeiten Griechenlands zählte, daß alles, sogar der Geschmack der öffentlichen Buhlerinnen, auf den Ton der Philosophie gestimmt war. Nikarete theilte ihre Stunden zwischen der Mathematik und der Liebe, und ward schon dadurch gerechtfertiget, daß es das Ansehen hatte, als wäre sie leichter durch eine algebraische Formel, als durch Gold zu gewinnen. Der Philosoph Stilpo genoß auch ihre Gunst, und aus Erkenntlichkeit weihte er sie in alle Geheimnisse der Dialektik ein. Athen. LVII. cap. 13. Eine solche Person zur Schülerinn und Geliebten zu haben, war damals ein sicheres Mittel, seine Sekte zu verbreiten. All. W. u. M. G. VII B. S. 57. So erwarben sich dann diese gelehrten Schönen den größten Einfluß auf die Herzen der Redner und Philosophen. Die berüchtigte Lais brachte es so weit, daß alle Sekten Griechenlands, die in der Stoa auch noch so uneins waren, sich doch in ihrem Schlafgemach vereinigten, und dieser Lais machte man ein philosophisches Verdienst daraus, daß, während sie den Cyniker Diogenes, der nichts in der

Welt besaß, als seine Laterne und seine Tonne, bis zur Raserey liebte, sie sich vom Aristipp theuer bezahlen ließ, und vom Demosthenes, der im Begriffe war, die Zahl ihrer Sclaven zu vermehren, für eine einzige Nacht eine so große Summe forderte, daß er sich mit der Bemerkung zurückzog! „Nein! das hieße eine Reue zu theuer kaufen!“ — Ein anderes griechisches Frauenzimmer wurde hoch angerühmt, weil sie bey einer rührenden Scene, wobey andere in Thränen zerflossen, die stoische Kraft besaß, ihre Thränen zurückzuhalten, damit das künstliche Roth, womit sie ihre Wangen geschmückt hatte, nicht zu Schaden kam. — Doch genug von diesem philosophisch goldenen Zeitalter, dessen praktische Richtung nur auf Verschlimmerung der Sitten zielte, und von welchem uns kein anderer Wunsch übrig bleibt, als daß ja von seinem glänzenden Rauschgolde keine Splitter auf unsere Weisen und Schulen fallen.

Was übrigens die Fortschritte der theoretischen Philosophie in diesem Zeitraume betrift, so sind sie weit hinter den Fortschritten der Kunst geblieben. Ich begnüge mich hierüber mit dem Urtheile eines De Lille und Condillak. „Die Metaphysik in Athen, sagt De Lille, weidete sich nur an glänzenden Chimären: Die

Logik brachte vor lauter Verfeinerung nur Sophismen hervor, und die Physik warf kaum die Windeln ab.“ Condillak behauptete: „Die griechischen Philosophen fiengen übel an, und die Analogie führte sie von einem Irrthume zum andern. Sie wollten den Ursprung alles dessen, was existirt, erklären, und bemühten sich etwas zu entdecken, das sie nicht beobachten konnten. Sie räsonnirten also nach angenommenen Vorurtheilen, sagten sinnreichere Ungereimtheiten, und verloren sich in Chimären und Abstraktionen. Sie sahen um sich her, und alsobald glaubten sie zu begreifen. Ihr erster Gedanke scheint gewesen zu seyn: Wir sehen alles, und können also von allem den Grund angeben. Sie sahen, wie ein Träumer, die Welt sich vor ihren Augen bilden, träumten die Principia der Dinge, und erwachten nie.“ — Da aber jede Schule nach ihrem Systeme träumte; so war es ganz natürlich, daß jede der andern ihren Beyfall versagte, und alle Springfedern in Bewegung setzte, diejenigen, die anders dachten, herabzuwürdigen. Elender Zustand der Wissenschaften, wo man seine Meynung, seine Systeme, seine Pläne nur mit Beyhülfe der Verfolgung, oder der Liebe, oder der Intriken durchsetzen oder behaupten kann! — Unselige Analogie, daß, weil man die Erde zerreißen muß, damit sie

Früchte trage, man sich dieses nämlichen Mittels gegen die Menschheit analogisch bedienen müsse!

Auf diese Weise hätten wir dann auch auf Athens verfeinerten Gefilden kein reines Gold, und auf dessen philosophischem Boden den Stein der Weisen nicht gefunden. — Weder Geschmack noch Philosophie konnten dann am Ende das mindeste beytragen, den Sturz von Athen zu verhindern, nachdem sie so vieles beygetragen hatten, ihn zu beschleunigen. Bey allem Glanze, bey aller Aufklärung blieb das Volk ohne Tugend, und der Staat von Athen ein Schiff im Sturme ohne Steuerruder. Schwach und kraftlos, empfand es alle Leiden der Kabalen, der Kriege und Elemente, und mußte bey seinem Hinscheiden ebenfalls den traurigen Satz unterzeichnen, daß nicht alles, was die Völker groß und glänzend macht, sie auch glücklich mache.

§. 8.

Goldenes Zeitalter der römischen Freyheit.

Von dem eben angeführten Satze hat keine Nation mehrere Beweise geliefert, als die Römische; und zwar in zwey beynahe entgegen

gesetzten

gesetzten Zeitaltern; wovon ein jedes den Namen eines Goldenen davon getragen. Und so entstand das goldene Zeitalter der römischen Freyheit, und das goldene Zeitalter des Augustus. Unaufhörlich wechseln und durchkreuzen sich die Ansichten der Welt. Der erhitzte Republikaner findet in der römischen Freyheit nur Hoheit, Glanz und Größe, und verwünschet einen August; der Verehrer einer gemäßigten Monarchie hingegen verabscheuet den Despotismus des Volkes: überhaupt betet jeder seinen Abgott an, ohne sich um das innere Glück zu bekümmern, oder sich um den Standpunkt der Tugend umzusehen.

Ich habe die römische Geschichte mehrmal und fleißig durchgewandert; und fand in ihrer ganzen republikanischen Epoche nichts als innere Unruhen, Kriege gegen das Ausland, verschwenderische Große, arme Bürger, und unglückliche Sclaven. Roms Größe erhob sich durch seine Waffenthaten, und auch diese würden, wie die Waffenthaten gewaltiger Weltstürmer, ohne Achtung geblieben seyn; wenn sie nur ein mittelmäßiger, oder die Wahrheit streng liebender Geschichtschreiber behandelt hatte: wenn nicht die glänzendsten Genies von Dichtern, Rednern und Geschichtschreibern aufgetreten wären, und ihren

Helden und großen Männern — vielmehr den Bildern derselben — die volle Kraft ihrer Phantasie aufgedrückt hätten, um sie bis zur Bewunderung herauszuheben. Wie! wenn Achilles keinen Homer, Alexander keinen Curtius, Rom keinen Livius gefunden hätten? —

Betrachte ich die römische Geschichte in ihren Schriftstellern; den Glanz ihrer Darstellung; die künstlichen Wendungen der Begebenheiten, die sich anders zugetragen; die prächtigen Reden, die ihre Helden nie gehalten; den edeln Stolz, den alle Nationen verabscheuten; die Würde, die sie jeder Handlung zu geben wußten; die Kunstgriffe, selbst ihre Niederlagen glorreich zu machen; überhaupt den schönen Pinsel; so kann ich nicht anders, als sie bewundern. Gehe ich aber in den innern Werth der Thaten und Handlungen hinein; so verliere ich alle Achtung gegen das goldene Zeitalter der römischen Freyheit. Der ganze Stoff der Geschichte dieses Zeitalters sind Druck und Empörungen, ungerechte Kriege, mißhandelte Nationen, blutige Faktionen, theils durch Wildheit, theils durch Luxus verschlimmerte Sitten.

Nach Tarquins Entfernung glaubten die Römer die herrlichsten Früchte ihrer eingebildeten

Freyheit zu genießen; allein bald zeigte sichs, was eine Gesellschaft ohne Sitten, ein Staat ohne Tugend, ein Volk sich selbst überlassen, ist. Frey ohne bestimmte Regierungsform, erhob sich sogleich der Geist der Faktionen in seiner ganzen Stärke. Eben sobald empfand man es, daß der größte Tyrann des Volkes das Volk, und der letzte Stoß zu einer Empörung Armuth ohne Tugend ist. Die Grausamkeit der Gläubiger gegen ihre Schuldner wurde auf das äußerste getrieben, und erregte den ersten Aufruhr. Eben da man wegen eines Krieges wider die Volsker berathschlagte, kam einer von diesen Unglücklichen in der traurigsten Gestalt mitten auf den Markt gelaufen: „Ich bin frey geboren, schrie er, und mehr denn einmal habe ich mein Leben für das Vaterland gewagt. Im letzten Kriege konnte ich mein kleines Landgut nicht anbauen; und dieses wurde von den Feinden angezündet, geplündert, und mir alles genommen. Man foderte aber noch selbst in diesen Umständen von mir Abgaben; und um diese zu entrichten, blieb mir keine andere Hülfe übrig, als Schulden zu machen. Die Zinse häuften sich. Die Gläubiger nahmen mir das wenige Vermögen, welches ich noch besaß. Da dieses zur Tilgung meiner Schulden nicht hinreichend war; so wurde ich in

den Kerker geworfen, und schrecklich mißhandelt.“ Bey diesen Worten warf er die Kleider von sich, und zeigte seinen gegeißelten Rücken her; zugleich aber wies er auf die Brust, und auf die Narben rühmlicher Wunden, die er im Kampfe für das Vaterland empfangen hatte.“ Livius L. II. 23. Dieß war genug, ein Volk zu empören, welches sich ohnehin seit einiger Zeit laut beschwerte, daß, während es für die Freyheit im Felde kämpfte, man es zu Hause unterdrücke, und in Fesseln werfe: daß seine Freyheit im Kriege mehr gesichert wäre, als im Frieden, sicherer unter seinen Feinden, als unter seinen Mitbürgern. — Wahrhaftig kein Bild der goldenen Freyheit! — Die erste Empörung wurde zwar wieder beygelegt; allein kaum ward der Friede mit den Volskern geschlossen, so brach schon eine neue aus: und so wechselten ununterbrochen innerliche Spaltungen und auswärtige Kriege ab. Man fühlte freylich das Bedürfniß einer Konstitution; allein bey dem steten Hin- und Herwogen entwarf sie allemal derjenige Theil, der das momentane Uebergewicht besaß. Jetzt siegten die Patricier, jetzt die Tribunen; dann herrschten die Zehnmänner mit unbeschränkter Tyranney; bis der Anblick der Virginia die Zehnmänner vertrieb; wie der Anblick der Lucretia

die Könige. Da es dem Senate daran gelegen war, der unruhigen Masse des Volkes eine andere Bestimmung zu geben, vielmehr sie von der Stadt zu entfernen; so wurde ein Kriegesfeuer nach dem andern angezündet, gegen die Vejenter, Fidenaten, Tiburter, Tarquinienser, Falisker, Samniter, Lateiner, Tarentiner u. m. a. — Raub und glückliche Streifzüge brachten dann den Geist der Habsucht und der Eroberung in die Gemüther der republikanischen Römer. Während aber sein Theil ihrer Legionen fremde Länder plünderte, verursachte der Mangel an Getreide zu Hause wiederholten Aufruhr und neue Gräuelscenen. Man hat in dem Zeitraume dieser goldenen Freyheit nur zu oft die Erfahrung gemacht, was die Mehrzahl der Armen vermag.

Nachdem endlich ein Volk nach dem andern, ein König nach dem andern in die römischen Klauen gefallen, d. i. an der republikanischen Größe Theil nehmen durfte; nachdem die Römer ihre Herrschaft über einen großen Theil des Erdbodens gegründet hatten; brachten die Legionen, welche über die Alpen und über das Meer zurückgeführt wurden, den Geist und die Sitten fremder Völker mit, und mit diesem Geiste die Antipoden der Freyheit, — Weichlichkeit und

Prachtaufwand. Mäßigung und Frugalität verloren sich. Das urbar gemachte Land ward vernachläßiget, und der Pflug den Sclaven überlassen. Rom wurde verschönert, und dergestalt erweitert, daß benachbarte Städte Vorstädte wurden. Rom selbst wurde ein Lustgarten für die Großen. Da, wo ehedem die goldenen Aehren prangten, sah man jetzt Paläste und Amphitheater, wo man das Vergnügen hatte, Thier- und Menschenblut fließen zu sehen. In Mitte seines Glanzes fühlte nun mit Einem Male das große Rom sein erstes Bedürfniß, und wurde abhängig von der Aernte von Aetna, von Sardinien, von der Höhe des Nils. Die stolzen Römer, die sich Könige der Welt nannten, hatten kein Brod.

Es ist eine, die ganze Geschichte des Luxus durchlaufende Wahrheit, daß er mehr Arme, als Reiche macht. Rom hat es nur zu oft erfahren, wie groß das Elend des Volkes geworden, wenn entweder seine Kornböden ohne Getreide waren, oder der Preis des Getreides durch den Wucher den unzähligen Bedürftigen äußerst empfindlich geworden. Möchten sich doch alle Völker, die oft zu gierig nach Freyheit seufzen, von der Geschichte belehren lassen, daß man von dem bloßen

Namen der Freyheit so wenig leben könne, als von der freyen Luft: daß, wenn man sich einem Adler, oder einem Löwen entreißt, oft nur dem vielköpfigen Volksdrachen in die Klauen fällt: daß es bey allem Glanze des römischen Namens besser gewesen wäre, wenn sich Kurius seine Rüben noch am Herde gebraten, Auffidius von der Pfauenmast gelebet, Katus Aelius auf irdenen Geschirren gespeiset, Regulus sein Landgütchen selbst gebauet; und die Frauen und Töchter eines Lentulus, Piso und Fabius die Kleider aus der Wolle, und den Häuten ihrer Heerden selbst verfertiget hätten, als da Murena alle Wände seines Hauses mit Marmor überzog, Antonius auf einer silbernen Bühne Schauspiele aufführen, und Cäsar bey den Leichenspielen seines Vaters alle Waffen aus Silber machen ließ: daß es besser gewesen wäre, sich selbst durch Grundsätze des Friedens und der Gerechtigkeit zu behaupten; als durch ungerechte Ausdehnung der Macht endlich die halbe Welt zu erbittern und in Harnisch zu jagen; und ungeachtet der Siege und Triumphe, den Staat so sehr zu entvölkern, daß man sogar zu der Erfindung der Proletarien gekommen.

Roms goldene Freyheit ist dann weiter nichts, als eine rauschende Posse, durch welche man so-

wohl seine Zeitgenossen, als die Nachwelt täuschte. Man nannte die Römer die Patrioten, die Edeln, die Großmüthigen, die Gerechtigkeit liebenden Römer, die sich das Zutrauen und die Ehrfurcht der halben — unterjochten — Welt erworben hatten, weil sie ihr die Gnade des Bürgerrechtes oder des Schutzes angedeihen ließen. Und diese Römer waren es, von denen im jugurtischen Kriege keine obrigkeitliche Person in Rom war, die sich nicht durch afrikanisches Gold verleiten ließ, Ungerechtigkeiten zu unterstützen: die den Pergamenern die Brünnen vergifteten, um sie unter ihre Bothmäßigkeit zu bringen: die sich im Viriathischen Kriege als Niederträchtige und Barbarn zeigten, an derer Spitze ein Consul Cäpio zu stehen würdig war: die sich — von ihren eigenen Anführern so oft betrogen — nur dazu brauchen ließen, um sich selbst den endlichen Herzstoß zu versetzen: derer Glück und Wohlstand, nur ein eitels Phantom, mehr ein Werk der Geschichtschreiber, als der Geschichte ist. Daher wird Roms gepriesene Freyheit denjenigen nie blenden, der bey einer unpartheyischen Untersuchung das falsche Gold von dem ächten unterscheidet. Die Tugenden der Römer waren theils eine Erfindung ihrer Lobredner: theils verdienten sie nicht einmal den Namen einer Tu-

gend. Hierin liegt auch der Grund und die Beantwortung der Frage: warum die Tugenden der Römer, wie die Tugenden der Griechen, so wenig gute Folgen hinterlassen? warum sie so tief herabgesunken? — Sie waren selten wahre Tugenden.

„Die wahren Tugenden, schreibt Iselin, sind Früchte einer aufgeklärten Vernunft, einer erleuchteten und reinen Erkenntniß der Gottheit, einer allgemeinen Liebe des menschlichen Geschlechtes, und großer Gefühle, welche sich nach Maaßgabe der mannichfaltig abwechselnden Verhältnisse des Tugendhaften bey jedem Vorfalle durch eine zärtliche Empfindung von Güte und von Gerechtigkeit gegen einzelne Menschen, oder gegen ganze Gesellschaften verschiedentlich äußern. Von den meisten großen Thaten, welche in der alten Geschichte hervorschimmern, war ein feuriger, und meistens mechanischer Trieb die Feder. Auch von der großmüthigsten Handlung schränkt sich die Absicht auf den Vortheil des herrschenden Theils eines Staats ein. Selten gab ein zärtliches und edles Gefühl von Menschlichkeit ihr einen wahren Werth. Die aufrichtige und erleuchtete Begierde, Menschen, und so viel Menschen, als es möglich ist, glücklich zu machen, oder doch die Menschheit in denen, die nicht von

ihrem Volke waren, zu verehren, beseelte die wenigsten Helden des Alterthums. Die Gerechtigkeit war selten die Richtschnur ihrer öffentlichen Handlungen. Sie glaubten kaum, sie den Barbarn, das ist, den Fremden schuldig zu seyn. Ihre Großmuth, ihre Mäßigung, ihre Enthaltsamkeit waren sie meistens dem Mangel der Bekanntschaft mit den verführerischen Reizen schuldig, welche ihre Nachkömmlinge verderbet haben. Die Tapferkeit, die allgemeine Tugend dieser Republikaner, war bey den meisten ein Ueberbleibsel der Barbarey, und die Grausamkeit, mit welcher sie begleitet war, ist ein Beweis hievon. Die gereinigte Vernunft, die wahre Liebe des Guten, machte noch lange nicht den Karakter dieser Völker aus. Die Einbildung und die Leidenschaften waren noch immer die mächtigsten und fast die einzigen Triebräder, welche auch die Besten unter ihnen beherrschten." Geschichte der Menschheit II. Thl. S. 242. — Man sehe auch Sibylle II. Th. S. 361.

Wenn ich nun den ganzen Karakter der republikanischen Römergröße unter einen Gesichtspunkt fasse; so muß ich aufrichtig gestehen, daß mich das goldene Zeitalter ihrer Freyheit nie in Versuchung führen werde, und daß ich nur dasjenige wiederholen kann, was Voltaire, unge-

achtet seiner Vorliebe für die Freyheit, sagte: „Ich will lieber unter der Pfote Eines Löwen, als unter den Zähnen von tausend Ratzen meiner Mitbürger leben."

Freyheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang.
Schiller.

§ 9.

Das goldene Zeitalter des Augustus.

Betrachtet man dieses Zeitalter nach Virgil und Horaz: welche Erwartung großer Dinge! welcher Glanz und Größe! welche Würde der Sitten!

Incipiunt magni procedere menses!
Virgil.

Sie beginnen, die großen Monate!
Virgil.

Res italas armis tutaris, moribus ornas etc.
Horat.

Du, der du Italien mit Waffen schützest, zierest es durch deine Sitten.
Horaz.

Folget man dagegen einem Dion, einem Tacitus, einem Sueton; so kömmt man in

Verlegenheit, sichs zu erklären, wie man von Auguſt sagen konnte, daß er das Reich durch Tapferkeit beschützte, und durch Tugend verschönerte: Wie Horaz sich in seinem Fluge so weit versteigen konnte, daß er ihn schon bey seinen Lebenszeiten zum Gott erhob, und der Nachwelt das Glück versagte, einen Auguſt zu besitzen.

„Nur dir bringen wir vom Dank gerührt schon jetzt,
Da du noch bey uns bist, der Ehrfurcht frühe Opfer;
Bau'n dir Altäre, wo man deinen Namen ehrt:
Und wir bekennen, daß die Erde Deines gleichen
Noch nie gesehn hat, und nie sehen wird.

II. B. 1. Brief.

Mit Grund sagt der Verfasser der a. W. u. Menschengeschichte: „Die schönen Geister seiner Zeit, die ihn so sehr gelobt haben, hätten, wenn man ihnen glauben sollte, erst alle Stimmen, die gegen ihn aussagten, zum Schweigen bringen sollen." Der röm. Gesch. IV. B. S. 641.

Dieser tapfere Held verkroch sich im tiefsten Winkel eines Schiffes, während seine Legionen den Sextus Pompeius schlugen: Er stellte sich krank, während sein Amtsgehülfe Antonius in der Schlacht bey Philippi für ihn focht: Er überwand nur mit dem Schwert des

Agrippa, wie er nachher nur mit dem Kopfe des Mäcenas regierte. Während dem Feldzuge des Murena blieb er zu Rom. Da er aber Lust bekam, auf eine kurze Zeit die Rolle des großen Cäsar zu spielen, so begab er sich nach Spanien, um die Kantabrer zum Gehorsam zu bringen; allein so oft er in eigener Person kommandirte, ward er geschlagen. Bald aber machten ihn die Beschwerden des Feldzuges, oder der Verdruß krank. Unbeschreiblich war der Haß und die Abneigung dieser Völker, unter Augusts Regierung zu gerathen. Mütter erstickten ihre Kinder, um sie der Sclaverey zu entziehen, ganze Familien vergifteten sich, oder tödteten sich selbst durch das Schwert, oder durch das Feuer ihrer angezündeten Häuser. Eine Nation nach der andern suchte sich von Augusts goldenem Scepter los zu machen.

Unterdessen kann man nicht läugnen, daß das Glück auf die günstigste Weise mit August gespielt habe, um sich so lange auf seinem Throne zu behaupten. Es war ein Zusammentreffen aller nur möglichen Umstände, wodurch sich ein Mensch erheben kann. Wenn eine Nation einmal tief in ihren Sitten herabgesunken, und des immerwährenden Wogens der Faktionen, der bürgerlichen Kriege und des Elendes müde ist; dann

kömmt ein dritter zur gelegensten Zeit, um aus selber zu machen, was er will. Und dieses war der Fall bey Augusts Thronbesteigung. Sein glückliches Einschreiten in diesen Zeitpunkt, wo das römische Volk jedem Tiger zu huldigen bereitet war, wenn er sich nur das Ansehen geben konnte, daß er es nicht zerreißen würde: Seine Mäßigung, die er auf fremde Eingebung zuweilen zu heucheln wußte, und dann der Rath und der Arm einiger großen Männer, legten den Grund zu seiner Herrschaft, die aber mehr dahin wirkten, sich auf dem Throne zu befestigen, als von dem Throne aus die Leiden des Volkes zu mildern, die Sitten zu verbessern, und eine Nation aus der tiefen Versunkenheit herauszuwinden. — Der unpartheyische Sittenrichter findet dann unter Augusts goldener Regierung nur das eiserne Zeitalter der Sittenlosigkeit. Die Menschheit ist, besonders nach großen Umwälzungen, zur hohen Erwartung berechtiget, daß bessere Zeiten eintreten, und der Herrschaft der Tugend, der Sitten und Gesetze Platz gemacht werde; aber um das in das Werk zu bringen, müssen die ersten Stralen von oben herab gedeihen, und nur durch die erhabenen und wirksamen Beyspiele des Thrones, und derjenigen, die ihn umgeben, kann der gesunkene Geist des

Menschen wieder mächtiger angereget werden. Allein dieß war der Fall am Throne des August nicht. Seine Beyspiele waren nur dazu geeignet, auch die noch zerstreuten Funken des moralischen Gefühls zu ersticken. Daher erreichten dann die Ausschweifungen der Römer den letzten Grad der Verdorbenheit, welcher den Nationen alle Mannskraft benimmt.

Man lobte einen August wegen vielen vortrefflichen Anordnungen, und Gesetzen; allein es giebt Gesetze, die, als den Bedürfnissen der Zeit angemessen, zwar in sich gut und vortrefflich sind, dabey aber nichts weniger als einen Beweis guter Sitten und Zeiten liefern; sondern von denen vielmehr zu wünschen war, daß man ihrer nie bedürft haben möchte. Man lobte den August, daß er ein besonderes Militärkorps von sieben Cohorten errichtet hatte, welches sein eigenes Gebäude und seinen bestimmten Sold hatte, um die innerliche Sicherheit der Stadt zu schützen.

Sieht man aber dieser Maaßregel auf den Grund, so findet man ihre Nothwendigkeit in den überhandgenommenen Diebstählen, Mordthaten, und Feuersbrünsten. Der Mo-

narch mußte sich in seinem eigenen Palaste sicher stellen; und der Bürger wollte ruhig schlafen.

Wie bedauerungswürdig ist der Stand eines Volkes, bey welchem äußerliche gewaltsame Polizeyanstalten alles bewirken sollen; weil die innere Polizey der Tugend nichts mehr vermag!

Ungeachtet aller äußerlichen Vorkehrungen griff doch das Uebel weiter um sich, und die Verdorbenheit der Sitten stieg auf das Höchste; so daß es selbst August am Ende seiner Regierung fühlte, wie tief sich sein Zeitalter unter der Gewalt des zügellosen Lebens erniedriget, und welchen Einfluß diese Erniedrigung auf das allgemeine Beste hatte. — Es ist eine Wahrheit, welche die ganze Weltgeschichte laut ausspricht, daß da, wo es keine häuslichen Tugenden mehr giebt, auch die bürgerlichen und Staatstugenden verschwinden. Diese Betrachtung und eigene Erfahrung mochten etwa auch den August bewogen haben, der Sache auf den Grund zu sehen, und das Uebel in seiner Wurzel, das ist, in der Entheiligung der ersten häuslichen Pflichten, in der Verletzung der ehelichen Treue; noch mehr aber in der

eingerissenen Hintansetzung des ehelichen Standes aufzusuchen. Er veranstaltete daher eine feyerliche Musterung der römischen Ritter; und befahl, daß sich die Ehelosen auf die eine Seite, und die Verehelichten auf die andere stellen sollten. Da sichs nun zeigte daß weit mehr, als die Hälfte derselben ehelos war; so hielt er folgende merkwürdige Rede."

„Wenn Krankheiten, und Kriege so viele Bürger wegraffen; was wird aus Rom werden, wenn man sich nicht mehr verehliget? Die Stadt besteht nicht aus Häusern, Säulengängen und öffentlichen Plätzen. Menschen machen den Staat aus. Die Zeiten der Mythen sind vorüber, wo die Menschen aus der Erde hervorsprangen, um über euere Geschäfte zu wachen. Es ist auch euch nicht darum, keusch zu leben; denn jeder von euch hat seine Gespielinn bey Tische, und im Bette. Ihr suchet nur Gemächlichkeit zu euern Ausschweifungen. Berufet ihr euch auf das Beyspiel der Vestalinnen? Gut; so lebet keusch wie sie, oder unterwerfet euch ihren Strafen. Allemal seyd ihr böse Bürger; man mag euerm Beyspiele folgen oder nicht." Dion. C. LVI. — Montesquieu Esprit des loix Chap. XXXI.

Zu gleicher Zeit wurde auch das Gesetz Papia Poppåa promulgirt, welches die Collateral-Erbschaften, die an Ehelose fielen, zum Vortheile des öffentlichen Schatzes konfiscirte. Auch wurden Verordnungen gegen den Ehebruch gemacht; doch wie bald verlieren die Gesetze Kraft und Ansehen, wenn die Gesetzgeber die ersten sind, die selbe entheiligen? Nebenbey bemerkt die Geschichte, daß Papius und Poppåus, welche dem obigen Gesetze ihren Namen gegeben, beyde nicht verheyrathet waren. Augusts Verfügungen behaupteten sich dann nicht lange, und gaben den Sitten kein Uebergewicht über die Verdorbenheit der Zeit. Wenn dann durch die Hintansetzung häuslicher Tugenden auch das große Band zerrissen wird, das die Familien an den Thron und das Vaterland knüpft; so kann auch aus diesem Grunde kein besonderer Werth auf Augusts Zeitalter gelegt werden.

Der Verfasser des Seitenstückes zu der Preisschrift des H. v. Villers über den Geist und die Folgen der Reformation ꝛc. macht von dem Werthe der häuslichen Tugenden folgende schöne und treffende Schilderung:

„Nichts giebt einen sicherern und festern Maaßstab für den ganzen moralischen und politischen Werth eines Volkes, als der Grad der Achtung, den es den ersten und schönsten häuslichen Tugenden zollt. Aus dem engen Kreise der einfachen und häuslichen Verhältnisse geht jede höhere Tugend des Bürgers und Patrioten hervor. Wer die süßen und heiligen Bande der Natur frevelhaft zerreißt, wird dieser die weit lockern und oft lästigen Bande des gesellschaftlichen Vereins wohl williger tragen? Wird der, welcher an seiner Familie, an Gattinn und Kind zum Verräther wird, dem Staat oder seinem Fürsten mit unverbrüchlicher Treue anhangen? Wielands Danischmende sagt sehr richtig, „daß derjenige, der sich in seinem Schlafgemach und seiner Kinderstube glücklich fühlt, nie an einer Verschwörung, an einer gewaltsamen Staatsumwälzung, oder irgend einem Hochverrathe theilnehmen wird.“ Mit vollem Grunde kann man aber noch hinzufügen, daß gerade derjenige, der in diesem engen Familienkreise sich beglückt fühlt, am willigsten sich jedem Opfer unterziehen, und Gut und Blut mit Freuden darbringen werde, so bald das Vaterland, das

heißt, der Boden, wo das künftige Glück seiner Kinder blüht, ihn zu seiner Vertheidigung aufruft. Die kraftvollsten Perioden jedes Volkes waren jene, in welchen Keuschheit Sitte war; wird dieselbe einmal zur Tugend erhoben; dann ist der moralische Werth desselben auch schon im Sinken. Wo aber der verpestende Hauch der Wollust alles Mark aus den Knochen saugt, alles Feuer der Einbildungskraft verlöscht, die schönsten Triebe des menschlichen Herzens erstickt, und die mächtigsten Springfedern der menschlichen Natur lähmt, da ist auch jedes höhere Gefühl für Menschenwürde erstorben, mithin jeder Glaube an wahre Größe und Heroismus lächerlich, und ächter reiner Patriotismus durchaus unmöglich." S. 13.

Augusts Beyspiele in seinem eigenen Hause, die unmäßigsten Ausschweifungen seiner Tochter Julia, Epikurs entnervende Grundsätze, die sich in die Familien eingeschlichen; alles wirkte dann zusammen, daß aus Mangel häuslicher Tugenden auch die übrigen Staatsgesetze keinen Eingang und keine Achtung mehr fanden; daß es kein wahres Nationalglück mehr gab; weil das Glück der Familien verschwunden; daß die so nothwendig gewordenen Aufwandsgesetze gegen den Luxus ohne Erfolg geblieben, daß die Gerechtig-

keit nur ein Spiel der Willkühr, und die Vertheilung der öffentlichen Aemter ein Werk der Gunst, oder des Goldes geworden, so, daß Ovid sehr richtig sagte:

Aurea nunc vere sunt secula: plurimus auro
Venit honos.

Wahrlich goldene Zeiten! denn häufig werden Ehre und Aemter um Gold verkauft.

Ovid.

Daß es der den August so hoch erhebende Horaz selbst bekennen mußte, wie sehr er es bedauere, der Lehre Epikurs, dessen Schweinchen er sich nannte: Ep. IV. L. I. angehangen zu seyn, und wie weit die Sitten der Väter sich in ihren Kindern verlohren haben:

Damnosa quid non imminuit dies?
Aetas parentum peior avis tulit
Nos nequiores, mox daturos
Progeniem vitiosiorem.

Ode VI. ad Rom.

Was verschlechtert nicht die verderbliche Zeit? Was unsere Ahnen waren, waren unsere Eltern nicht mehr; wir sind nicht, was unsere Eltern, noch schlechter werden unsere Kinder seyn.

Horaz.

In der Ode an das Glück sagte er:

Eheu cicatricum, et sceleris pudet
Fratrumque! Quid nos dura refugimus
Aetas? quid intactum nefasti
Liquimus? unde manum juventus
Metu deorum continuit? quibus
Pepercit aris?

L. I. ode 35.

Ach! ich schäme mich der Wunden des Lasters, und der Brüder! was hat uns vom Bösen zurückgeschreckt? Was haben wir wider Recht und Billigkeit unangetastet gelassen? Wo hat die Furcht der Götter die Hände der Jugend in Zaum gehalten? wie wurde der Altäre geschonet?

Horaz.

Endlich schien er jene Zeit zurückzuwünschen, wo die Dichter sich dadurch einen unsterblichen Ruhm erwerben konnten; indem sie die wahre Weisheit besangen:

Fuit haec sapientia quondam
Publica priuatis secernere, sacra profanis,
Concubitu prohibere vago, dare jura maritis,
Oppida moliri, leges incidere ligno.

de arte poet. v. 396.

Einst bestand die wahre Weisheit darin, daß man das Oeffentliche von dem Privaten, das Heilige von dem weltlichen unterschied: vermischter Beyschlaf war verbothen: die Ehen hatten ihre Rechte: es wurden Städte gebauet, und die Gesetze in Holz eingeschnitten.

Horaz.

Was Künste und Wissenschaften betrifft, so hat das Zeitalter eines August in den ersten nichts Neues geschaffen; und den zweyten nur eine andere Richtung gegeben. Es eroberte mit dem Degen in der Hand Xeuxes und Apelles Gemälde, und hinterließ selbst keine Gemälde. Es schmückte sein Kapitolium mit den bewunderungswürdigen Statuen des Lysippus und Phidias, und hatte für sich selbst keine Statuen. Seine prächtigsten Gebäude waren griechische Copien. Die Beredsamkeit erhielt eine andere Wendung, und ein neues Interesse. Der Redner sah sich genöthiget, ein Höfling zu werden, und das Bedürfniß, mit Kunst zu loben, machte das Wesen der Nationalberedsamkeit aus. Man brachte die Sprache der Schmeicheley in Grundsätze, und die Redekunst gewann an Feinheit, was sie an Tiefe und Kraft verlohr. Die Wahrheit unterlag der Schüchternheit, denjenigen nicht zu loben, der verbannen konnte. Die Dichter,

die zu vergöttern wußten, genossen daher vor andern den Vorzug, und selbst der Senat schloß sich durch seine Schmeicheley an die Dichter an, und dekretirte ihm Statuen, olympische Spiele, Triumphe und göttliche Ehren, das einzige Vorrecht, das dem Senate noch übrig geblieben. Dagegen suchte auch August dem Senate seinen willigen Gehorsam möglichst zu versüßen. Von einem gnädigen Cäsar Ehrenstellen, Einkommen und Geschenke durch Rauchwerke erhalten, war ja doch bequemer, als sie durch Arbeit und mühsame Verdienste erringen. Und so mußte dann natürlich das Verdienst der Schmeicheley, die Redlichkeit der Politik, und mancher große Mann der Laune oder der Verfolgung unterliegen. So Vieles man von den großen Männern unter Augusts Regierung spricht; so wenig ist es ausgemacht, daß die Ehre ihres Daseyns auf August zurück falle. Man lobt so oft die Zeitalter, in denen große Männer blüheten, und vergißt dabey, daß sie sich aus eigener Kraft erhoben hatten, und der Thron an der Entwickelung ihrer Talente keinen Antheil hatte. Ungeachtet der Unterstützung, welche August und Mäcenas ihren Anbethern oder einigen Wissenschaften aus Convenienz zukommen ließen, wurden doch viele Andere Opfer ihrer Grundsätze, und statt sich auf

dem Boden, wo sie gebohren waren, glücklich zu fühlen, oder ihr Zeitalter zu preisen, wünschten sie vielmehr, daß sie sich weit über den Erdkreis hinaus erheben könnten, um auf das verfolgte Genie, auf das vergessene Talent, auf die unglückliche Tugend herab zu weinen.

§. 10.

Die goldenen Ritterzeiten.

Das glänzende Ideal eines Ritters wird sowohl in den alten und neuen Romanen, als auf der Schaubühne so anziehend hingestellt, daß man dabey in Versuchung kömmt, jene Zeiten zurück zu wünschen, in denen sich solche Karaktere entwickelten, wo solche Männer voll Kraft und Biederkeit die Erde zierten, und solche Helden der Menschheit dasjenige wieder gaben, nach dem sie sich schon lange sehnte. Tapferkeit, Redlichkeit, Ehrliebe und Beschützung der unterdrückten Unschuld machen nach jenem Ideale die Hauptzüge des Edlen und des Ritters aus.

Da waren goldene Zeiten, heißt es, da noch persönliche Tapferkeit unglaubbare Wunder wirkte, Ehrliebe die Seele großer Entwürfe war, die Redlichkeit sie ausführte, und

die gedrückte, oder verfolgte Unschuld wußte, wohin sie sich zu wenden hätte. Da galt noch der Mann von Wort; der Handschlag mehr als Schwüre. Gleich einigen Helden des Alterthums übernahmen muthige Ritter die Vertheidigung der verfolgten Schönheit, oder der leidenden Unschuld. In diesem großmüthigen Berufe durchreiseten sie die Länder, und suchten die Ungeheuer auf, welche die Sicherheit, und die Ruhe der Menschen und Familien störten. Da ein vollkommener Ritter es sich zum größten Geschäfte machen mußte, die Unschuld, wo und auf was immer für eine Art sie gekränkt ward, zu retten; so konnte dieses ein edeldenkender Ritter um so weniger unterlassen, wenn eine Schöne an ihrer Ehre oder an ihren Gütern litt, und ihn um diesen Dienst ansprach; da das Frauenzimmer nicht selbst wehrhaft war. So ließ Kaiser Otto I. die Ehre seiner einzigen Tochter von einem Ritter, der sich dazu erbothen, durch den Zweykampf vertheidigen. Man that noch mehr. Der Ritter machte sich zum Voraus anheischig, alles zu thun, was dieser oder jener begegnen könnte, wenn es mit den Waffen ausgemacht, oder abgelehnt werden könnte; und so ward es Sitte, daß schon ein jedes angesehenes Frauenzimmer seinen ihm ergebe-

nen Ritter, und dieser sein Frauenzimmer haben mußte. Da jeder Stand seine Enthusiasten hat, so hatte sie auch dieser; worunter hauptsächlich diejenigen Ritter gehörten, die man die Irrenden nannte, die auf gerathewohl in der Welt herumzogen, entweder die gedrückte Unschuld, wo sie immer seyn könnte, zu retten, oder ihre Tapferkeit gegen jeden, der es mit ihnen wagen wollte, zu zeigen. In Deutschland hatte jedoch diese Klasse weniger Anhänger gefunden, als in andern Ländern. Die Kreuzzüge öffneten endlich den Rittern ein weiteres Feld. Man nahm die Waffen vom Altare, um sie in den entferntesten Landen zur Rache und Rettung der schwer gedrückten und mißhandelten Christen zu gebrauchen; und auch diejenigen, die nicht nach Palästina giengen, verwendeten sie zu Hause zum Besten der Menschheit. Heilig sollte ihr Versprechen gehalten werden, welches sie öffentlich vor dem Altare des Herrn ablegten: „daß sie für den Glauben ihr Leben aussetzen, die Kirche und ihre Diener beschützen, den Wittwen und Waisen in ihren Nöthen beystehen, überhaupt alle ungerechte Kriege vermeiden, zur Befreyung eines jeden Unschuldigen sich in den Zweykampf einlassen, und die Turniere bloß um der Kriegsübung wegen besuchen wollen." Dieses, und die Ausübung ih-

rer Ritterthaten in prächtigen Turnieren unter den Augen eines Frauenzimmers, deren Hochachtung nach den Begriffen der Zeit über ihr Leben gieng, waren Sporne genug zu ausgezeichneten Handlungen, worüber wir uns freylich wegen der zu großen Entfernung der damaligen Sitten von den Unsrigen keinen bestimmten Begriff machen können. Allein auch hierin zeigte sich nur zu bald das unglückliche Loos der beständigen Ausartung. Der Trieb der Ehre unter noch nicht ganz gemilderten Sitten nahm um so mehr eine schiefe Richtung, da die wahren Ansichten der Religion sich aus den Augen verlohren, und der Schwung des Rittergeistes zum Theil einseitig, zum Theil gelähmt wurde. Kämpfe und Turniere wurden bald ein eben so prächtiges, als blutiges Schaugepränge. Sie gehörten jetzt zu den öffentlichen Belustigungen, wie die olympischen Spiele, und zum Prachtaufwande großer Feste und Begebenheiten. Wenn ein Prinz wehrhaft gemacht wurde, ward die Feyerlichkeit größer, als wenn einer auf die Welt kam. Ganze Königreiche und Fürstenthümer mußten beysteuern, um die Unkosten zu bestreiten. Auch der Rittersmann setzte seinen Nothpfennig daran, um seinem Sohne einen stattlichen Ehrentag bey dieser Gelegenheit zu machen. Die Ritter verließen alles, um den Turnieren beyzu-

wohnen. Sie richteten sich zu Grunde, um mit vollem Glanze zu erscheinen, und ihre Wappen, die Sinnbilder ihrer Thaten, zur Schau zu tragen. Die Blicke der Schönen, die bey dieser Art von Gefechten den Vorsitz hatten, trugen nicht wenig bey, ihren Muth noch mehr zu entflammen. Wenn man den Preis der Tapferkeit austheilte, war dieses Geschenk vom allgemeinen Taumel des Volkes, und von frohlockenden Zurufungen begleitet; die Damen schlugen in die Hände, und standen auf, indem der triumphirende Sieger vorüber gieng, indeß der Ueberwundene sich heimlich aus den Schranken wegschlich. In ungeheuern und prächtig geschmückten Amphitheatern versammelt, hörte die Nation den Namen, die Waffen, das Wappen und die Eigenschaften der Kämpfer verkündigen, und nachher unterhielt man sich von nichts, als von denen, die sich zum Vergnügen der Zuseher so gewaltig herumgeschlagen hatten. Das Zeitalter der griechischen Athleten und der römischen Gladiatoren erneuerte sich. Die Turniere wurden blutige Kampfspiele, und ungeachtet der traurigsten Vorfälle verlohren sie nichts von ihrem Interesse. Die Schwerter erklangen auf den Panzern und Helmen. Die Ritter rannten mit verhängten Zügeln auf einander los, und stießen sich mit ihren Lanzen. Wer zu

Boden fiel, lief Gefahr von den Pferden zertreten zu werden; wenn er sich nicht mit der größten Behändigkeit in den Sattel schwang. Mehr als zwanzig Prinzen kamen nur in Frankreich dabey ums Leben; und in Deutschland waren wenige Turniere, wo nicht einer oder der andere auf dem Boden hingestreckt liegen blieb. In Sachsen blieben in einem Jahre sechszehn Ritter auf dem Platze. Die Religion konnte sich schon nicht mehr mit diesen blutigen Schauspielen, welche anstatt die Menschen zu veredeln, sie nur verwilderten, vertragen. Sie konnte selbe so wenig mehr gut heißen, daß man endlich denjenigen, die dabey umkamen, die Ehre versagte, nach Kirchengebrauch begraben zu werden. Wenn die ursprüngliche Absicht der Ritter die Vertheidigung der Unschuld und Schönheit war, wenn dadurch wirklich der Umgang mit einem Frauenzimmer den unbändigen Ritter geschlachter machte; so verlohren jetzt selbst die Damen an ihrer zarten Empfindsamkeit durch Stolz und Vergnügen an diesen blutigen Kämpfen. Sie gewöhnten sich daran, das Blut ihrer Anverwandten, ja selbst ihres Geliebten gleichgültiger fließen zu sehen. Der ehemalige Geist des Ritterstandes verschlimmerte sich immer mehr. Während noch einige mit heiligen Ab-

sichten ihrem ersten Berufe nachkamen; machten schon andere von ihren Schlössern aus die Wege unsicher, plünderten reisende Kaufleute, befehdeten ihre Nachbarn, und entführten die Weiber. Während der edle Kreuzfahrer in die heiligen Lande zog, suchte ein Anderer seine Abwesenheit, oder sein Unglück zu benützen. Während noch ein treuer Rittersmann und eine keusche Rittersfrau ihre eingegangenen Pflichten heilig erfüllten; schrie schon dort und da — nach den Minnesängern — der Wächter von der Zinne der Burg zu frühe den Tag an, wenn sich ein Geliebter zu Nachts im Schloße befand. Selbst die Wappen, die bey Gelegenheit der Kreuzzüge und Turniere aufgekommen, zeugen von keinem gemilderten Karakter. Meistens wilde Thiere wurden die Hauptsymbole. Es war kein Raubthier sicher, daß es nicht ganz, oder theilweise in die Wappenschilde aufgenommen wurde; und nach dem Tode der Ritter fügte man noch Löwen und Hunde bey, um ihren ehemaligen Karakter zu bezeichnen, oder sie gaben sich selbst noch bey Lebenszeiten die Beynamen von Löwen, Bären und andern Thieren Schmidt Geschichte der Deutschen. III. Theil. — Neuere Geschichte von Frankreich. II. Band. — Iselin Geschichte der Menschheit. II. Band.

Endlich wirkte alles zusammen, um den goldenen Widerschein ritterlicher Tugenden zu verdunkeln. Orientalische Sitten und Luxus, die unseligen Beuten stürmischer und verunglückter Züge gaben ebensobald dem reinen Golde der Rittersitte eine neue Legierung. Die nähere Verbindung des Adels mit dem Hofe in glänzenden Prachtturnieren und Feyerlichkeiten waren zugleich eine künstliche Falle der Großen, um ihre Vasallen, oder das ritterliche Gegengewicht zu schwächen. Endlich trat die traurige und verderbliche Erfindung des Pulvers ein, welche der persönlichen Tapferkeit die letzte Wunde versetzte. — Die deutschen Ritter waren nicht mehr jene gepanzerten Kraftmänner, welche Nicetas Choniates erzene Säulen nannte. Der hohe Strahl der Tugend blitzte nicht mehr so schön aus ihren Augen; wie der Sonnenstrahl aus dem Spiegel ihres Panzers. Der redliche Blick des rechtschaffenen Mannes, den nicht jeder ertragen kann, hatte die Kraft nicht mehr, die Augen desjenigen niederzuschlagen, der kein reines Gewissen hatte. Der Handschlag wurde schwächer. Zuletzt verrosteten das Ritterschwert und die Lanze, und an derer Stelle kamen die Spielzeuge der Galanterie.

Der

Der Widerstreit zwischen der edlen Gerad=heit, und der verkünstelten Verfeinerung hielt zwar länger an, und der hochherzige Rittersmann gieng nicht plötzlich zum weichen Mann über. Der Geist der Ahnen, der noch in einzelnen Familien fortathmete, sträubte sich noch lan=ge wider das Medusenhaupt der Politik; und ob sich gleich bey dem größern Theile die Na=tional = Tugenden durch fremde Sitten und Sprachen verlohren; so behauptete sich doch noch lange bey den Enkeln einiger standhaften Väter jener hohe Biedersinn, der sichs zum Ge=setze machte, der Unschuld und Rechtlichkeit das Wort zu führen, und Kaisern und Kö=nigen, Herzogen und Fürsten aus Liebe zum Vaterlande die Wahrheit nicht zu verschwei=gen. Die hohe Verpflichtung, Jedermann das Recht angedeihen zu lassen — dem Ar=men, wie dem Reichen, — der Geist der Billigkeit, der sich so erhaben in den Urkun=den ausspricht, hinterließ noch hin und wie=der schöne Spuren seiner ehemaligen Größe. Diese Verdienste, welche sich manche Familie um Gott und das Vaterland erworben hat=te, darf die Geschichte nicht unterdrücken. Ich bin daher weit entfernt, die Erben der

Bayerische Staatsbibliothek München

Tugenden ihrer Väter — dieser schönen Erbschaft — herabzusetzen, oder den Grundsätzen derjenigen beyzutretten, die sie ohne weiters durch eine unbedingte Vertilgung des ganzen Erbadels ihrer Vorzüge berauben.

Wenn gleich sehr oft die Söhne der Heroen keine Helden waren, so wachte doch nicht selten in den Enkeln der Geist ihrer Väter wieder auf; und das politische Problem ist bey weitem noch nicht entschieden, ob es ein Staatsfehler sey, die Verdienste der Väter auch in ihren Nachkommen zu krönen?

Da aber einzelne schöne Züge nicht geeignet sind, ein ganzes Zeitalter zu karakterisiren, besonders wo das Uebergewicht auf der Seite des Bösen ist; so kann ich auch die Zeiten der Ritter den goldenen nicht beyzählen. Kurz war die Dauer der ursprünglichen Tugenden, beynahe allgemein die Ausartung und Verschlimmerung, und wenn diese mit Blitzesschnelle um sich griff; so rührte es daher, weil das Uebel, das von oben herab kömmt, gemeiniglich mächtiger wirkt, als jenes von unten hinauf: wo dann eben so bald unter Privatpersonen — oft aus Mangel der Gerechtigkeit — die Selbsthülfe ihr Wesen trieb, wie das große Faustrecht; welches zu-

letzt unter gewissen Bedingungen sogar gesetzlich wurde, da keine Regierungskraft mehr im Stande war, dem wüthenden Zeitgeiste Schranken zu setzen, der sich ohnehin mit einem goldenen Zeitalter nicht vertragen kann.

§ 11.

Das goldene Zeitalter der Aufklärung.

In eben dem Augenblicke, wo man von dem goldenen Zeitalter der Aufklärung spricht, sollte man schon glauben, sich in einer bessern Welt zu befinden, in einer Welt voll ungestörter Ruhe, voll des hohen Selbstgefühls über seine reineren Kenntnisse, und über den Glanz der Tugend, als der ächten Probe der heller sehenden Menschheit. Man sollte glauben, in dieser schönen Welt herrschten keine Leidenschaften, webten keine Intriken ihre Gespinste, wüthete keine Verfolgung; die alles mildernden Musen hielten die Herzen der Weisen im steten Einklange, und die Republik der Gelehrten sey nichts anders, als ein Staat der Weisen, unangefehdet von außen und innen, und groß und einig in ihren Entwürfen zum Glücke der gebildeten Sterblichen. Man sollte glauben, in diesem blühenden Thale, wo man nur lustwandelt, um wechselseitig an den schönen Früchten der Phan-

tasie und des stillen Nachdenkens Theil nehmen zu lassen, wäre kein anderer Wettstreit, als um die Ehre, die Menschen unter sich zu vereinigen, und sie gemeinschaftlich zu ihrem hohen Ziele hinzuleiten. Man sehe daselbst nur den heitern Berg, auf dessen Spitze sich das geflügelte Pferd muthig emporschwingt, während rings herum die schönen und günstigen Musen mit ihren Attributen die ganze Gegend beleben. Man sehe weiterhin Minervens goldenen Tempel mit allen seinen reizenden Umgebungen, wohin die Menschen mit Vertrauen eilen, um das Orakel zu vernehmen, was schön und wahr, und gut und recht ist: zu hören, was der Geist der Aufklärung spricht.

Doch wer sollte es glauben, daß man gerade in dem Reiche der Aufklärung, dessen unvergleichliches Daseyn ununterbrochen erhoben, besungen und vergöttert wird, nichts weniger, als den stillen, ruhigen und glücklichen Stand der Einheit, des Zusammenwirkens, der Gemeinnützigkeit und des Friedens erblickt: daß die Musen von Zeit zu Zeit mit den Furien in Verbindung tretten, und der Geist der Zwietracht und der Verfolgung gerade durch diejenigen einen höhern Schwung erhält, die ihn bändigen sollten: ja was noch mehr ist, daß die Geisterwelt durch Geistereroberer eben so

sehr beunruhiget und erschüttert wird, als die Politische durch die gewaltigen Stürmer der Staaten.

Die Republik der Gelehrten, wie man sie zu nennen pflegt, zeigt sich in der Geschichte eben so stürmisch, wie die meisten bürgerlichen Republiken des Alterthums, ja man kann sogar annehmen, daß sie mit dem fortreißenden Geiste der Zeit immer stürmischer geworden, und ob sie gleich unmittelbar kein Blut vergossen, doch Kriege, Blutvergießungen und Elend veranlasset hat: daß sie einen gewissen Karakter der Unversöhnlichkeit angenommen, dessen Starrsinn und unruhiger Geist unbeugsamer war, als der Geist des größten Eroberes. Mancher Staatenbezwinger sah sich oft genöthiget von seinem Plane abzustehen, wozu ihn entweder die Waffen oder das Entgegenwirken der Umstände bestimmten; allein der Mann, der sich einmal in der Geisterwelt eine Parthie gemacht, will nimmermehr Unrecht haben, sollte ihm auch eine neuere Ueberzeugung hierüber Vorwürfe machen; sollte auch ein Welttheil dadurch in Spaltung und Verwirrung gerathen. Stolze Unbeugsamkeit war von jeher einer der widrigsten Karaktere in der Republik der Gelehrten. Wie vieles Unheil ist nicht dadurch in die politische und sittliche Welt gekommen, daß ein Kopf dem an-

dern, eine Meynung der andern, ein Genie dem andern nicht weichen wollte?

Qui velit ingenio cedere, rarus erit!

Martialis L. VIII. 18.

Selten weicht ein Kopf dem andern.

Martialis.

Nul n'est content de sa fortune,
Ni mécontent de son Esprit.

Mad. Deshoulieres.

Keiner iſt mit ſeinem Glück zufrieden:
Keiner mit ſeinem Geiſte unzufrieden.

Mad. Deshulieres.

Daher kam es dann, daß durch die innerlichen Fehden der Muſen ſelbſt die Wahrheit und Aufklärung eben ſo ſehr zurückgehalten wurden, wie das Glück der Völker durch Kriege und Schlachten, wobey am Ende doch nichts ausgemacht oder vollendet worden.

„Erſcheinungen dieſer Art, ſchreibt Iſelin, ſind nicht der politiſchen Welt ausſchließend eigen. Die gelehrte Republik bringt nicht weniger Eroberer und Zerſtörer hervor, Männer von ſeltenen Gaben, Helden im Denken, wie es andere im Handeln ſind. Mit Adlersblicken umfaſſen ſie das ungeheuere Gebiet der Gelehrſamkeit, oder den engen Bezirk einzelner Wiſſenſchaften. Weit über

die Sphäre ihrer Zeitgenossen sehen sie die mannichfaltigen Verhältnisse der Dinge in einem ganz neuen Lichte. Ihre feurige Phantasie leihet jedem Gegenstande eine andere Gestalt. Das Vergnügen zu denken und zu erfinden, reißt ihre ruhelosen Gemüther dahin, und der noch lebhaftere Ehrgeiz, die Geister zu beherrschen, entflammt sie mit einem unbezähmten Feuer. Jedes Genie, das vor ihnen in dem Reiche der Meynung gethronet hat, ist in ihren Augen ein ungerechter Eindringling; und jedes Vorurtheil, jede Wahrheit, die ihre Zeitgenossen beherrschen, sind für sie Mißbräuche, welche zu zerstören, von welchen das menschliche Geschlecht zu befreyen, sie sich berufen glauben. Eine starke Seele, ein eherner Muth begleiten sie von dem ersten Schritte an, den sie auf ihrer gefährlichen Bahn wagen. Ihre Augen sehen nun das große Ziel, nach welchem sie streben. Alle Gefahren, alle Hindernisse verschwinden vor ihnen, und sie zernichten sie auch für andere. Ihre feurige Einbildung blendet die erstaunte Unerfahrenheit, die neugierige Jugend und die unpartheyische Wahrheitsliebe; da indessen der Glanz und das Ansehen, welches sie sich durch ihre Erfolge erwerben, die Eifersucht, den Haß und den Zorn derjenigen reizen, welche sich bereits mit dem Besitze der Wahrheit schmeicheln. Da-

her Faktionen, Verfolgungen, gelehrte Kriege, wo auch diejenigen, welche am Anfange die Weisheit am eifrigsten suchen, sie endlich aus den Augen verlieren, und bloß um eitle Götzen kämpfen, welche sie auf ihren Altar gestellet haben; wo die Verfechter der alten Meynungen, Mißbräuche, Vorurtheile und Irrthümer mit gleichem Eifer vertheidigen, als die heiligsten Wahrheiten; und wo die Neuerer die verehrungswürdigsten Grundsätze mit eben der Hitze bestreiten, als die unseligsten Irrthümer, Kriege, welche der Wahrheit, der Religion, den Sitten den Untergang zu drohen scheinen." Geschichte der Menschheit I. B. S. 114.

Unter solchen Ansichten kömmt man dann nicht mehr in Verlegenheit, die Frage zu beantworten, warum man den Apollo mit zwey so unverträglichen Aemtern, mit der Aufsicht über die Wissenschaften und die Waffen bekleidet hat? Man kömmt weniger in Verlegenheit, den Starrsinn großer Konqueranten, die ihr Leben unter dem Geklirre der Waffen zubringen, zu beurtheilen; als die oft wilde Unbeugsamkeit und rohen Ausfälle litterarischer Heroen, die doch nebenbey immer von dem Geräuschlosen und goldenen Sitze der Musen sprechen. Es ist eine traurige Beobachtung in der Geschichte, daß diese Geisteshelden, welche oft den

politischen Eroberern die Bahn gebrochen, oder durch ihre erleuchtende Fackel die Welt in Brand gesteckt haben; daß gerade sie in ihrem Wirkungskreise zu keinem Friedensschluße gekommen; wenn sich gleich die politische Welt dazu bequemen mußte. Aus diesem Grunde hatte Rousseau ganz recht, da er behauptete, daß ein ewiger Friede eher unter den Mächten, als unter den Schriftstellern möglich wäre. — Man findet kein einziges großes Beyspiel in der Geschichte, daß sich eine Schule oder Sekte mit der andern gänzlich ausgesöhnt hat; wohl aber, daß manche gelehrte Republik, wie alle wankenden Opinionen, dadurch in Trümmer gieng, daß aus derselben wieder neue Sekten entstanden, an deren Spitze sich neuerdings ein großer oder exaltirter Kopf erhob; um den Menschen zu gebiethen, zu denken, wie Er — und Niemand andern zu glauben, als ihm. — So erhielt die gelehrte Welt ihre Don Quichottes, wie die Ritterschaft, und ihre Partheygänger, wie der Militärstand; die mit großem Getöse der erstaunten Welt verkündigten, daß sie gekommen sind, Windmühlen zu bekämpfen. — Diese Helden- und Geisteroberungssucht ist beynahe in keinem Zeitalter so allgemein und herrschend geworden, als in dem Unsrigen. Sie wurde so durchgreifend, daß es kein einziges Zweig

der Litteratur mehr giebt, das nicht einen Gewalthaber oder Diktator, und dieser wieder einen Antipoden hat; von denen ein jeder so, und nicht anders zu denken, zu schreiben, zu lesen, zu wirken gebietet — von den ersten Elementen der Sprachkunde angefangen, bis in die höchste Transcendental-Philosophie, wenn man gleich bis auf diese Stunde den Weg über das Alphabet hinaus — noch nicht — gefunden; vielweniger mit aller Transcendentalität Gott von seinem Himmel mit Homers goldenen Kette herabgerissen hat.

Cadmus hatte, nach der Dichter Sage, die ersten Buchstäben aus Phönizien nach Griechenland gebracht. Bey seiner Ankunft erlegte er einen Drachen, den Wächter des Castalischen Brunnen, und säete dessen Zähne auf der Erde aus. Es wuchsen geharnischte Männer hervor; die sich aber selbst untereinander aufgerieben, einige wenige ausgenommen, welche, wie es scheint, ihr Geschlecht bis auf unsere Zeiten erhalten, und erweitert haben.

Vipereos Cadmus dentes ut credidit arvis,
Sevit et Aonio semina dira solo:
Terrigenûm clypeata cohors exorta virorum est,
Hostili inter se qui cecidere manu.

Mit Schlangenzähnen säete Cadmus auf Aonischen Boden einen verheerenden Saamen. Es wuchsen geharnischte Männer hervor; die sich dann selbst mit feindlicher Hand wieder aufgerieben.

Ich zweifle sehr, ob die ewigen Kämpfe der Gelehrten, die man nur Reibung der Opinionen nennt, den Wissenschaften einen höhern Schwung gegeben; den Glanz der Tugend befördert, und unter der Fahne des beständigen Unfriedens den Staat der Musen verherrlichet haben. —

Nicht einmal Geschmack und Genie konnten sich vollends vereinigen.

„Warum will sich Geschmack und Genie so selten vereinen?
Jener fürchtet die Kraft, dieses verachtet den Zaum."

Schiller. Seite 258.

Und wenn sich dann erst die streitende gelehrte Welt Alliirte in der Politik sucht? — Wenn sie ihre Systeme, ihre Meynungen und ihre Plane mehr durch Nebenwege, als durch Gründe zu behaupten sucht? — Wenn die Leidenschaften so weit

gehen, daß an dieſe oder jene Meynung der Vorzug und das Unglück ganzer Familien gebunden iſt? — Welche Verwirrungen entſtehen dann nicht in dem Gebiete der Gelehrſamkeit? Welche Verfolgung und Zwiſte? die zuletzt der Hof entweder durch ſein Beſſerſehen oder durch ſeine Vorliebe für Einen Theil dadurch entſcheidet, daß er dem Andern das Schweigen befiehlt: die Sache hingegen in der Geiſterwelt unentſchieden bleibt.

Und wie vieles hat nicht ſeit Jahrtauſenden die Philoſophie unentſchieden gelaſſen! Man hat zwar immer behauptet; man werde auf den Trümmern der Meynungen das Gebäude der Wiſſenſchaften gründlicher und glänzender aufführen können: die unpartheyiſche Nachwelt werde Wahrheit und Irrthum leichter unterſcheiden: es werde ein Tag und eine Stunde kommen, wo das große Werk der Aufklärung in ſeiner Vollendung daſtehen wird. Allein dieſer Tag iſt nicht gekommen, dieſe Stunde hat nicht geſchlagen. Unglückliche Menſchheit! wenn ſie auf die bloße Aufklärung der Philoſophie hätte warten müſſen!

Es ſtreiten ſich zwar neuerdings einige Jahrhunderte um den Vorzug der Aufklärung und ih-

rer Vollendung: das sechszehnte und siebenzehnte; das achtzehnte und neunzehnte; doch wer wagt es da Richter zu seyn? — Allerdings haben diese Zeitalter große Ansprüche auf den Ruhm der Ausbildung einiger Künste und Wissenschaften, allein wann und wo hat die wahre Lebens-Philosophie ihr Meisterstück vollendet? worin mag der Grund liegen, daß ungeachtet der vergötterten Aufklärung weder die großen noch die kleinen Menschen besser und glücklicher geworden; denn nur von dieser Aufklärung zum Besten der Menschheit ist hier die Rede. Ich finde den wahren Grund einzig in der Menge der Aufklärer, in ihrer Unbeugsamkeit, in ihrem leidenschaftlichen Tone, in ihrem Streben nach ganz entgegengesetzten Richtungen, in ihrer gebieterischen Alleinherrschaft. Was Einer baut, reißt der Andere nieder. Wir scheinen das Zeitalter der Ruinen zu leben; suchen, und machen Ruinen. Während der Eine heller sieht, sieht der Andere alles; dann kömmt ein Dritter, der nur fühlt, ein Vierter, der nur glaubt, ein Fünfter, der alles weiß. Endlich tritt ein Mann auf, unstreitig ein Mann von Kenntnissen, sowohl in der Philosophie, als in der Geschichte, und untersucht erst, ob wir etwas wissen können? was wir wissen können? und wie wir es wissen können? und glaubt wegen der unzähligen Wi-

derſprüche genug gethan zu haben, wenn er beweiſet, daß er nicht gänzlich an der Möglichkeit eines menſchlichen Wiſſens verzweifeln könne. D. Tiedemanns Thrädet 1794. So weit hat es die menſchliche Weisheit nach Jahrtauſenden gebracht!

Noch hat die Aufklärung keine Selbſtſtändigkeit erhalten. Ihre Geſchichte verwickelt ſich ganz in den Wirbel der Zeit. Sie läßt ſich vor- und rückwärts wälzen, und ſtimmt ſich nach dem Ton des herrſchenden Geiſtes; denn es mangelt ihr das Allernothwendigſte, die Einheit. Jetzt hebt ſie die Menſchenrechte bis in die Wolken; jetzt hält ſie ihr Daſeyn für überflüßig. Jetzt wähnt ſie, das goldene Zeitalter herbeyzuführen, jetzt tritt ſie mit dem Geiſte der Zerſtörung in Verbindung. Aufklärung gegen Aufklärung. Daher geſchah es dann, daß der Saame der Aufklärung, den man in den vergangenen Jahrhunderten ausgeſtreuet hat, in den folgenden ſolche Früchte trug, worüber der gute Menſch heiße Thränen vergießet: daß ſich die Menſchen ununterbrochen die Rückkehr des goldenen Zeitalters, das nie geweſen, zurückwünſchen, dadurch aber nichts anders zu verſtehen geben, als daß man das Seinige bedauert, oder um den Ausdruck vollſtändig zu machen, die Wilden glückli-

cher preis't, als die Gebildeten; daß man Preisschriften, wie jene eines Rousseau krönte, welche lieber die Verwilderung, als die Wissenschaften in Schutz nehmen, und daß man endlich, wie Linnäus, aufruft: „O du glücklicher Lappländer! der du an dem äußersten Rande der bewohnbaren Erde, so im Dunkeln ganz ruhig, zufrieden und unschuldig lebst! du fürchtest dir nicht vor der Theuerung, noch vor dem Wüthen des Krieges; und diejenigen Drangsale, welche ganze Provinzen und Städte verheeren, können deine Küsten nicht erreichen. Eingehüllt in deine Pelzdecke kannst du sicher schlafen. Du weißt nichts von unruhigen Sorgen: Du bist ohne Neid, und wirst nicht beneidet. Deine unschädlichen Tage verfließen in Ruhe, und reichen über den Zeitpunkt von hundert Jahren. Deine Gesundheit ist stark, und dein abnehmendes Alter ist ruhig. Millionen Krankheiten, welche die übrige Welt verheeren, haben niemals dein glückliches Land erreichen können. Du lebst wie die Vögel des Waldes; du sorgst nicht zu säen, noch zu ärnten; denn die gütige Vorsehung hat schon für alle deine Bedürfnisse gesorget." Flora lapponica. — H. Home Vers. über die Gesch. der Menschen I Th. S. 437.

So drehen sich die Wünsche der Menschen. Ehemal wünschten, und suchten rauhe Völker bessere Himmelsstriche; dann kam eine Zeit, wo man sich wieder in die tiefsten Gebirge bis zur ursprünglichen Rohheit hinwünschte. Es war die Zeit der Verfeinerung. Zu solchen bestürzenden Wünschen verleiten die beständigen Kriege in der politischen, und in der Geisterwelt, welche die Erste nicht enden will, und worüber die Zweyte den Menschen nicht beruhigen kann. Wenn die leidende Menschheit etwas Bestimmtes haben muß, worin sie Trost finden, woran sie sich festhalten kann; so erwartet sie dieses umsonst von eiteln Theorien, die am Ende nur dazu dienen, die Erziehung zu verhunzen, den Bürger gegen sein Vaterland gleichgültiger zu machen; überhaupt die Menschheit nach Grundsätzen zu verschlechtern. Das theoretische Glück auf dem Papiere ist bey weiten nicht geeignet, den Menschen über sein Schicksal zu erheben: die Verheißungen eines Bessern, die aus der Presse hervorgehen, sind ohne Garantie. Die Tugenden der Romane sind schöne Malereyen ohne Geist und ohne lebendige Figuren: Die Wege zur Glückseligkeit werden Labyrinthe, wo jeder sich selbst überlassen, gerade jenen

Faden

Faden nicht ergreifen will, der ihn sicherer leitet: Der Kampf der Systeme, der chymisch-geistige Constructions-Prozeß der Ideen bringen selbst den denkenden Mann in Verwirrung, der nicht Musse hat, alles zu untersuchen; und so leidet die praktische Anwendung; die Liebe flüchtet sich in die einfachen armen Hütten, oder verschwindet unter der Ichheit; und die vergoldeten Früchte des Baumes des Bösen und des Guten wirken aus der Hand der falschen Aufklärung nichts weniger, als zum Glücke der Menschheit. — Ich würde zu weitschichtig werden müssen, wenn ich die überspannten Lobeserhebungen der letztern drey Jahrhunderte zu einem Mittelton herabstimmen wollte. Das achtzehnte Jahrhundert, wo man bereits glaubte, den Stein der Weisen gefunden zu haben, hat bey seinem Hinscheiden nur zu deutlich bewiesen, daß nicht alles Gold war, was die Sonne seiner Aufklärung ausgekocht hatte. Unterdessen kann ich nicht umhin, jene treffende Uebersicht anzuführen, welche der Verfasser des Seitenstückes zu Villers gekrönter Preisschrift u. s. w. über diese Jahrhunderte und ihre Aufklärung entwarf.

»Es ist seit den Zeiten der Reformation, sagt er, bis auf unsere Tage unendlich viel über Aufklärung und die Mittel ihrer Beförderung gesprochen, geprediget, geschrieben und gedruckt worden, und auch gegenwärtig ist dieses noch immer das Lieblings-Thema Aller, die uns wohl wollen. Unstreitig sind unsere Zeiten die aufgeklärtesten; denn jedes Jahrzehend dünkte sich klüger und aufgeklärter, als das ihm unmittelbar vorhergehende. Alle Fesseln, die den Geist bestrickten, sind nun zerbrochen, alle Vorurtheile abgestreift, und die neuen Entdeckungen und Eroberungen in dem Reiche der Ideen sind ohne Gränzen. Aber bey allem diesen hat man indessen doch sehr viele Gründe zu zweifeln, ob dieses auch wirklich die rechte Aufklärung, die wahre Freyheit des Geistes sey? ob man nicht oft für schnöde Fesseln hielt, was noch nur die nothwendigen und sanften Bande waren, welche den aus unzähligen Widersprüchen zusammengesetzten, sich selbst ein ewiges Räthsel bleibenden Menschen zu einem selbstständigen Ganzen zusammenhielten? ob man nicht oft, indem man ein lästiges, unnützes Gewicht abzuwerfen dachte, sich selbst gerade jener geheimnißvollen Schwingen beraubte, auf welchen wir uns allein über den unermeßlichen Abgrund von

Zeit und Ewigkeit hinweg, zu dem Göttlichen und Höchsten empor heben könnten?

„Nichts sollte man denken, müßte über die Natur und den wahren Karakter dieser so hochgepriesenen Aufklärung uns bessere und unzweydeutigere Aufschlüsse geben, als der eigene Gang ihrer stufenweisen Entwickelung und der dieselbe jedesmal begleitenden Folgen für den ganzen sittlichen und gesellschaftlichen Zustand aller Völker von Europa. Auf das Jahrhundert der Reformation folgte unmittelbar jenes des Descartes, Bayle, und Spinoza; auf dieses das Zeitalter eines Voltaire, La Mettrie und der Enzyclopädisten; hierauf die schönen Zeiten der französischen Revolution, und auf diese endlich die gegenwärtige Periode einer allgemeinen Muthlosigkeit, Apathie und Geisteserschlaffung.

„Jede dieser Perioden trägt ihren eigenen Stempel. In der ersten sollte alles reformirt und verbessert werden; in der zweyten wurde Alles, das Verbesserte wie das Alte bezweifelt; in der dritten über das Eine, wie über das Andere gespottet, die philosophischen Spiegel-Fechtereyen des unreinen Verfassers der Pucelle durch Friedrich und Katharina II. in die Cirkel und

Kabinete der Großen eingeführt, und zur Modephilosophie aller auf Bildung und Aufklärung Anspruch machenden Völker erhoben. In der vierten, wo durch die Bemühungen jener unreinen Geister der vorhergehenden Periode, die Völker und ihre Regenten nun in Bildung, Feinheit und Aufklärung so weit vorgerückt waren, daß Lüderlichkeit, Zügellosigkeit und Ausgelassenheit sich aller Stände bemächtiget hatten, und Wollust und Gewinnsucht die einzigen Pole waren, zwischen welchen sich alle gesellschaftlichen Verhältnisse herumdrehten: in dieser Periode einer alles revolutionirenden und alles auflösenden Philosophie wurden endlich alle rechtliche und sittliche Begriffe verkehrt, sogar die Sprache verfälscht, das Laster mit dem Namen der Tugend geschmückt, das Edelste mit einem Ausdrucke der Verdorbenheit gebrandmarkt, und auf diese Art selbst das Organ der Vernunft völlig verdorben. Der roheste Materialismus ward die Weisheit des Tages. Aufstand, Empörung und Meuchelmord wurden in Schriften und von den Kanzeln und Tribunen öffentlich geprediget, die Altäre, Thronen, Gesetze und das Glück unzähliger Familien zusammengestürzt, und Krieg und Verheerung im Gefolge jedes nur gedenkbaren

menschlichen Elends über alle Völker von Europa herbeygeführt.

„Auf solche Zeiten konnten nun keine andern folgen, als die Gegenwärtigen sind: vielleicht weniger schrecklich und gefahrvoll, als sie scheinen, weil der jetzige Zustand der moralischen Welt unmöglich von einer langen Dauer wird seyn können. Die Religion ist jetzt verachtet, die Moral ohne Stütze, die Gesetze ohne wirksame Kraft, und die Erziehung der Jugend, mithin das Glück künftiger Generationen, ein Spielball des gelehrten Eigendünkels, oder der Gegenstand, an welchem Charlatanerie und die geschwätzige Weisheit unserer Tage sich in unaufhörlichen Versuchen erschöpft. Verstand und sinnliche Triebe sind das einzige, was gebildet wird, und der verpestende Hauch des gesellschaftlichen und öffentlichen Lebens, ja sogar meistens selbst des väterlichen Hauses tödtet frühzeitig jeden Keim des Guten, zerbricht vorsetzlich jede moralische Springfeder, und wirkt gänzlich darauf hin, daß ja Verkehrtheit und Verruchtheit sich in dem Gebiete der jugendlichen Gedanken schon festsetze, selbst noch ehe dieselben sich vollkommen entwickeln können. Die Tugenden und Meynungen unserer Vorfahren sind nun das Ge-

spött unbärtiger Knaben. Alle Sitten, Gebräuche und Institute liegen zertrümmert, eine traurige Oede und gänzliche Leerheit aller Gemüther sind an ihre Stelle getreten. Schwelgender Reichthum und darbende Armuth haben zwischen den Menschen, oft selbst zwischen den Familien eine schreckliche Scheidelinie gezogen, welche der schmutzigste und herzloseste Egoismus, wie ein böser Dämon mit flammendem Schwert unaufhörlich bewacht. Religion, Tugend, Sittlichkeit, Gerechtigkeit sind greisende leere Formen, oder blos herumgaukelnde Schatten eines optischen Trugs, mit welchem die Magie der Politik die Augen des Pöbels noch bisweilen zu blenden versucht. Eine erbärmliche, beweinenswerthe Aufklärung hat alles Große und Göttliche in das Reich der Träume verwiesen, Religion und Glauben zu Gegenständen der Persiflage und eines elenden Witzes herabgewürdiget, den Menschen jeder moralischen Federkraft beraubt, und einer scheußlichen Alles angrinzenden Selbstsucht und ihren eckelhaften Berechnungen einen grenzenlosen Spielraum eröffnet.

Daß dieser Zustand der Dinge nicht dauern könne, wird ein jeder, wenn er es auch nicht einsehen will, doch sicher innigst

fühlen. Eine Reihe solcher, unmittelbar aufeinander folgender Erscheinungen in der geistigen Welt muß endlich nothwendig zu der Ueberzeugung führen, daß schon lange her unsere Philosophie nicht die wahre, und unsere Aufklärung nicht die rechte gewesen sey, und daß alle unsere Weisheit, wenn sie nicht, wie bisher, sich selbst beschämen und zur offenbaren Thorheit werden will, aus einer ganz andern, weit reinern und erhabenern Quelle, als jene des so beschränkten menschlichen Verstandes, entspringen muß." S. 364.

Setzt man noch hinzu, was Hr. von Justi in Mitte des achtzehnten Jahrhunderts von seinem Zeitalter dachte, da er die reisende Fabel schrieb: — daß selbst Wieland am Ende desselben zweifelte, ob wir weiser, besser und glücklicher geworden: — und daß J. Müller in der ersten Periode des 19. Jahrhunderts glaubte, daß die Frucht zum abfallen überreif wäre, weil alles Erhaltende, als da ist, Religion, Vaterlandsliebe, urkundliches Recht und Humanitäts-Rücksicht vorbey wäre; so mögen gleichwohl unsere Nachkommen es entscheiden, ob wir in das goldene Zeitalter eingeschritten; so bald sie Ursache haben werden, uns zu beneiden!

§. 12.

Wenn ich nun das Ganze zusammenfasse, so finde ich in der Geschichte des goldenen Zeitalters nur vorübergehende Täuschung und reizende Bilder, in seinem Daseyn aber nur die Sehnsucht nach demselben, welche seit Jahrtausenden kein Zeitalter befriediget hat, und die Zukunft hienieden nie befriedigen wird. Goldene Zeiten sind nur Träume des Kranken. Zeigt uns die Welt- und Menschengeschichte von einer Seite, daß es nichts Neues unter der Sonne giebt; so zeigt sie uns von der andern, daß nichts unter der Sonne vollkommen ist. Nicht alles, was glänzt, ist Gold. „Himmel! ruft J. Müller auf, wie viel weithin glänzendes, wenn man es berührt und schüttelt, wird hohl!" VIII. B. S. 189. — Wie vieles glänzte bey seiner Entstehung, und wie bald ward es verdunkelt! und wie vieles zeigte sich in seinem Ursprunge häßlich, welches die leichtgläubige oder leidenschaftliche Nachwelt erst vergoldet hat! Hatte einmal ein Mann, der ein bischen Aufsehen machte, einen Irrthum niedergeschrieben; so ward er von Tausenden wiederholt, und so erhielt auch das goldene Zeitalter seine Entstehung und seine Vergötterung.

Wohin soll dann aber der mißlungene Versuch, das goldene Zeitalter aufzufinden, führen? — Unstreitig entwickeln sich hieraus erhabenere Begriffe, welche den Menschen seinem wahren höhern Ziele näher bringen. Der Mensch braucht Belehrung, Trost und Beruhigung. Anziehende Gemälde, schöne Verheißungen, glänzende Aussichten, eitle Hoffnungen, die der Mensch dem Menschen macht, haben ihn nicht beruhiget, und werden ihn nie beruhigen. Jahrhunderte verschwanden, wie die Könige, die sie beherrschten, und mit ihnen das heiße Verlangen der Menschen nach bessern Zeiten. Die Erwartungen dieser Welt vereitelt eine einzige Stunde, und die Meynungen der Philosophen haben das Herz der harrenden Menschheit selten warm gemacht. Wer dann den Stein der Weisen finden will, der sucht ihn vergebens unter dem trauernden Monde, und wer sich ein dauerhaftes Glück — heitere Aussichten — versprechen will, der muß einen Gott, nicht Menschen, zum Bürgen haben. Auf diesem kleinen Punkt der Schöpfung ruht kein dauerhaftes Glück. Alles zerfällt in Trümmer, und eilt der Verwesung entgegen — und was das auffallendste zu seyn scheint — der Tugendhafteste lei-

det, und stirbt verkannt, verfolgt, oder unbelohnt.

Wenn nun kein Zeitalter, kein Stand, keine Regierungsform ein dauerhaftes Glück gewährt:

Wenn die Zahl der Leidenden durch alle Jahrhunderte die Mehrzahl war:

Wenn die Vernunft sich selbst überlassen nur Partheyen formt:

Wenn das Herz des Menschen bey allen Verheißungen der Welt unruhig bleibt:

Wenn man so häufig den Sieg des Lasters über die Tugend erblickt:

Wenn alle Weisen der Welt bis auf diese Stunde auf dem Punkt der wahren Einheit noch nicht zusammengetroffen sind:

Wenn ungeachtet der reinsten und höchst gespannten Anschauungen die Sterblichkeit philosophischer Systeme eher zu- als abnimmt:

Wenn die Schwächen und Blößen der vergötterten Vernunftmoral aus den verschlimmerten Sitten immer sichtbarer werden:

Wenn ohne höheres Licht die wichtigsten Angelegenheiten der Seele unentschieden bleiben;

Wenn die leidende Tugend einer mächtigen Stütze bedarf:

Wenn ohne jenen Schwung des Geistes, der sich über das Irdische hinaus erhebt, alles, was geschieht, und geschehen ist — die ganze Weltgeschichte — unerklärbar ist:

So muß noch ein anderes Reich, eine höhere Aufklärung in dem großen Weltsysteme liegen — Eine sittliche Ordnung, welche diese Welt mit einer andern in Verbindung setzt; außer dessen hat der Plan des Ewigen von dem ersten Schöpfungs-Tage an, durch Jahrtausende bis auf die gegenwärtige Stunde fehlgeschlagen. Dieses Reich kann kein anderes seyn, als Gottes geheimer Staat, jener Staat, der die Zeit mit der Ewigkeit verbindet, und Gott und Menschen durch ein höchstes Gesetz der Liebe vereiniget. Nur dadurch erhält die Welt mit allen ihren Uebeln eine ganz andere Ansicht. Nur dadurch schwinget sich die Kraft der Tugend, die Würde des Menschen, die Beruhigung des Leidenden hoch empor. Nur darin zeigt sich das reine, durch das Feuer geprüfte Gold der Tugend in seinem ächten Glanze, und der Geprüfte sieht in gestärkter Erwartung einer bessern Welt entgegen; denn sein unsterblicher Geist steht in dem großen Verhaltnisse mit dem lohnenden Gott. Nur in diesem Staate

giebt es vor den Augen desjenigen, der ihn schuff, und beherrscht, ein goldenes Zeitalter; sollte es auch das Zeitalter der leidenden Tugend seyn, und die Tugend nur in Hütten wohnen. Eine Krone, die nie verwelkt, vollendet sein göttliches Ideal.

Sollte sich jedoch jemand finden, der mit Umgehung aller sittlichen Weltordnung sein Glück und seine Beruhigung einzig hienieden sucht, der lasse sich gleichwohl goldene Zeiten dichten: sie sind ihm wohl gegönnt! Er suche sie unter Nomaden, oder ungebildeten Horden auf: — Er übernehme die schweren Schicksale und Prüfungen der Urväter ohne höhere Erwartung: — Er beuge sich unter dem goldenen Scepter des eisernen Saturnus: — Er weihe der Schönheit der Kunst, schändlichen Statuen und Nuditäten, und der menschlichen Verdorbenheit Blumen und Kränze, und mit denselben seine Kräfte, seine Gesundheit und sein Leben: — Er mache sich seine Tage in Mitte gefährlicher Faktionen angenehm, und werde ein freyer Sclave: — Er tödte das Pulver, und rufe die Ritterzeiten aus den Romanen hervor: — Er feyere den Triumph der Aufklärung über die ganze Vergan-

genheit, und setze der Vollendung des menschlichen Wissens eine ewige Pyramide: — Er werde und bleibe glücklich ohne Gott!

Doch zum Glück der Menschheit haben dergleichen heillose Ideen nie so weit um sich gegriffen, daß dadurch die große Kette der sittlichen Weltordnung wäre gesprengt worden. Durch alle Zeitalter, so verdorben sie auch waren, behaupteten noch Tugend und Religion einen Platz auf diesem Erdrunde, und das Reich Gottes, von außen verfolgt, wuchs im Stillen und sammelte neue Kräfte. Schwache Mächtige! ihr bemühet euch umsonst, dieses Reich zu zertrümmern! Waget es ja nicht, den Völkern, bey denen der Geist der Religion verschwunden ist, zu befehlen, daß sie euch — aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele lieben sollen! Waget es nicht, ihnen den Glauben beyzubringen, daß sie ohne Religion glücklich sind! — Die Weltgeschichte steht zwar, wie ein großes Gewölke vor unsern Augen; allein wir sehen, von Jahrhundert zu Jahrhundert, die Strahlen der leitenden Fürsehung durchdringen, und den Menschen auf eine bessere Welt aufmerksam machen: wir sehen, wie sich Gott von Zeit zu Zeit große Menschen, tugendhafte Familien und gebesserte Völker zur

Ausführung seiner Plane vorbehalten hat. Selbst in unsern verworrenen Zeiten zeigen sich dort und da schöne Sonnenblicke. Es zeigen sich Männer, die zu den Siebentausenden gehören, die ihre Kniee vor Baal nicht gebogen haben. Man sieht Duldende, die mit bewunderungswürdiger Ergebenheit den Druck der Zeit und der Verfolgung tragen. Es erheben sich gemäßigte Denker, welche die Kraft der Einheit würdigen, und weit entfernt sind, denjenigen mit wildem Ungestümme zurückzuweisen, der seine Hand von weitem zur Vereinigung darbietet, öffentliche Lehrer, Freunde der schönen Mittelstrasse. — Es treten Damen auf, die ferne von Aspasiens Karakter, von einem höhern Gefühle entzückt, ihre liebenswürdigen Blicke auf die Verschönerung der sittlichen Welt hinwenden: die wie Mammäa, die kaiserliche Mutter, jeden Bösen entfernen, der das Herz oder den Geist ihrer Kinder und Enkel vergiften könnte: die im edelsten Mitgefühle mit der leidenden Menschheit ansehnliche Gesellschaften der Wohlthätigkeit gründen, und mit einer goldenen Schale in der Hand die Thränen der Armen und Unglücklichen auffassen, und auf diese Weise, von Gott und Menschen gesegnet selbst, den Schmuck ihrer Diademe und die Perlen um den Hals

dauerhafter und glänzender machen. Möge aus ihren Augen stets der hohe Blick der Tugend strahlen! und mit diesem Blicke jeden zurückschrecken, welcher in dem blinden Wahne steht, sich dadurch zu empfehlen, wenn er über alles, was Gott und Religion betrifft, leichtsinnig abspricht! Mögen sie mit gerührten Herzen in ihren Kindern den Spiegel ihrer Tugenden erblicken; ja selbst ihre Zeitgenossen zum Guten ermuntern, da ihr Ton so wirksam in der großen Welt ist! — Es ist unmöglich, daß nicht die Herzen vieler Fürsten und Könige bey dem Drange ihrer Völker, dem sie nicht ausweichen konnten, wahrhaft bluten, und nicht sorgfältig sich bestreben sollten, ihren Unterthanen das Kostbarste, das Einzige, das sie trösten kann, die Religion im vollen Glanze zu erhalten. — Man sieht Menschen, für welche aller Trost dieser Welt verschwunden ist, noch zu den Tempeln hinwallen, um dort ihre Herzen zu erleichtern, ihr Schicksal in den Schooß der Fürsehung zu legen, ja selbst für die Erhaltung ihres Vaterlandes Gott zu bitten; die von Gott gezählt, vielleicht die Einzigen sind, derer Seufzer und Opfer die Wolken durchgedrungen, daß das Ganze nicht schon längst in Trümmer gieng.

Diese Thränen sind es, die nach der heiligen Geschichte so oft den Arm des Herrn vermochten, das Schwert in der Scheide zu lassen, oder es zu zücken.

„Wegen dem Elend der Dürftigen, und den Seufzern der Armen werde ich mich nun erheben, spricht der Herr.“

Psalm XI. 5.

Sammle nun, wer sammeln will, die zerstreuten, nie verlöschenden Strahlen der Gottheit, und wirke, so lange er wirken kann, zum Besten der sittlichen Weltordnung. Nur dadurch können sich die Zeitalter dem Goldenen nähern, und den Druck der eisernen erträglich machen. Wer sich beruhigen will, der verbinde Zeit und Ewigkeit! Nur jenseits ist das große Ziel des Menschen:

Das goldene Vaterland.

An die Einsamkeit.

Sey mir gesegnet, ruhiger Abend! heilige Stille, du Freundinn ernster Gedanken! — Glänzend und majestätisch stand noch vor einigen Augenblicken die Sonne am glühenden Horizont. Nun ist sie mit einem Male verschwunden, und mit ihr der goldene Widerschein, und der Purpur an den emporragenden Felsen. So verschwindet der Glanz, so verschwinden die Freuden dieses Lebens. Augenblicklich sind sie dahin: sie verschwinden, indem sie glänzen. In feyerlicher Stille hebt sich nun der volle Mond an der schweigenden Morgenseite empor, und bescheint mit seinem entlehnten Lichte tausend Thränen, von denen die große Welt nichts wissen will. Nun so sey mir willkommen, stiller Abend! dir seyen die Stunden des Nachdenkens gewidmet, des Nachdenkens über Wahrheit und Tugend! „Einer jeden Sache, sagt der weise Mann, ist ihre Zeit bestimmt, und alle Geschäfte unter dem Himmel haben ihren Augenblick.“ Nur ist es zu bedauern, daß das rege Verlangen des menschlichen Geistes, zu wissen, oder in die Zukunft zu sehen, sich gemeiniglich auf die Erde beschränkt. Ich habe aber gefunden, daß die bedeutendsten Augenblicke diejenigen waren, da ich am Ende des Tages mir selbst überlassen, die großen und kleinen Erfahrungen

überdachte, mit denen mich der hingelebte Tag gesegnet, oder entrüstet hat; oder wenn ich zu dem gestirnten Himmel empor sah, und überlegte, was Anaximander zu den Sternen deutend sagte: „Dort ist mein Vaterland!“ — In solchen Augenblicken erheben sich Geist und Herz über alle Lehren und Leiden der Zeit hoch empor. — Da schweigt nun alles um mich her, und in dieser beredsamen Stille breitet die Phantasie ihre gesammelten Schätze aus, und tausend Gestalten erheben sich im schnellen Fluge ohne da zu seyn. Dennoch führen sie mich die Regionen des Himmels und der Erde durch, von einem Pole zum andern, von einer Aussicht in die andere, von der Vorwelt in die Zukunft, von dem Natürlichen bis in das Unbegreifliche, von Städten und Palästen bis zum armen Strohdach, von der Schikane bis in den Schooß des seltenen Freundes, von undankbaren Arbeiten bis zum Troste glücklich überstandener Leiden, von dem Bewußtseyn einer guten Handlung, bis zum Throne des Vergelters, von den Pflichten meines Standes zu glücklichen Aussichten, von den Werken der Liebe zu ihrer Krone, von der Zeit bis in die Ewigkeit.

O! es giebt gewisse wichtige Momente für den Menschen, und diese sind die Momente eines ruhigen Blickes aus der Welt in sich selbst hinein; und von da aus in das große Jenseits. Da sieht, und hört er Vieles. Eine einsame Stunde kann große Dinge eröffnen. Soll das wichtigste Geschäft einer ewigen Zukunft keinen Augenblick haben? Thürme bis in die Wolken bauen, und den Himmel vergessen, ist der äußerste Grad der Kurzsichtigkeit. —

Oft habe ich dem Gedanken nachgehangen, wie es doch komme, daß jene großen Geister der alten und neuen Zeit, wel-

che es sich herausgenommen, Gott auf seinem Throne zu bestürmen, oder die Grundpfeiler der Religion zu erschüttern, dennoch wieder solche Aeusserungen und Maximen aufstellten, welche durch einen glücklichen Widerspruch nur dazu dienten, sich selbst zu widerlegen: und daß sie in zerstreuten Zügen von göttlichen Dingen wie Begeisterte sprachen, so daß man ihre Behauptungen selbst zur Vertheidigung der Religion gebrauchen konnte. Und es kam mir vor, als liege der Grund einzig in dem glücklichen Augenblicke stiller ruhiger Besinnung, wo der Mensch von keiner Leidenschaft getrieben, entfernt von der Reibung der stürmischen Welt und der gesellschaftlichen Einwirkung in stiller Einsamkeit die Sprache seines Gewissens hört; Wohl dem, dachte ich, der diese Stimme vernimmt, und das — tolle! lege! nicht versäumt, wenn der Strahl der leuchtenden Fürsehung, wie ein Blitz in seine Seele fährt!

Mit dankerfülltem Herzen bekenne ich die Dienste, welche mir manche einsame Abendstunde geleistet hat, wenn ich dem stillen Selbstgefühle überlassen, meine Gedanken, meine Handlungen, und meine Erfahrung mit dem großen Zwecke des Menschen verglich, und als wahrer Freund meiner selbst — nicht alle Menschen sind sich selbst die besten Freunde — in mein Herz zurückkehrte, oder wenn ich die gesammelten Früchte des Tages durchsah. Die erste Residenz des Geistes ist die Einsamkeit. Ohne ihr Mitwirken bleiben Lektüre und Erfahrung unverdaut. Nur in ihrem Schooße haben sich große Denker gebildet, und nur in ihrem Schooße ist ihnen ein schöneres Licht aufgegangen, das sie vermochte, ihre eigenen Werke zu widerrufen; nachdem sie die nur zu sehr verfeinerten Seifenblasen der irdi-

schen Weisheit gesehen haben. Nur in ihrem Schooße hört der Mensch jene durchdringende Sprache, welcher er sich so gerne entzieht. — Freund! verkenne den Werth der seligen Momente nicht, wo du in ruhiger Besinnung über das Wichtigste deines Daseyns nachdenken kannst! Am großen Tage der Vergeltung, wo die Verdienste streng gewogen werden, hat die Entschuldigung kein Gewicht: „Ich habe nicht Zeit gehabt, auf die Ewigkeit zu denken.“

* * *

Diese Betrachtung bestimmte mich, dem Wunsche einiger Leser der Sibylle der Zeit Genüge zu leisten, und die Sibylle der Religion anzuschließen. Man suche aber hier weder ein theologisches System, noch eine Exegese. Es sind nur Geistesblüthen der Geschichte, der Erfahrung, des stillen Nachdenkens, und merkwürdiger Männer, die ich, ohne mir ihre Gedanken zum Eigenthume zu machen, dasjenige selbst sagen lasse, was vielleicht aus meinem Munde weniger gehaltvoll, oder einseitig tönen würde. Ich denke wie Fleury und Fenelon: „Es ist gut, die Religion zu beweisen: besser, durch die Religion zu nützen.“

Grundsätze

der

Religion.

Aus der

Welt- und Menschengeschichte.

„Religion bleibt ewig das Vorzüglichste."

Ludwig,
Kronprinz von Baiern.

Sieh auf das Vergangene zurück, betrachte die Gegenwart, sorge für den Abend deines Lebens, und frage dich öfter: Wohin?

Quem te Deus esse
Jussit. *Persius.*

Sey! wer du auf Gottes Befehl seyn sollst!

Persius

Die Geschichte ist die beßte Philosophie. Ein griechischer Priester nannte sie die graue Weisheit; und Thucydides die Philosophie durch Beyspiele.

Plato und [illegible]

I.

Plan
der
Fürsehung.
Verbindung
der
Zeit und Ewigkeit.
Schwäche der Menschen. Kraft der Religion.

Maximen.

1. Unstreitig hat die ewige Weisheit einen großen Plan befolgt, da sie die Welt und die Menschen schuf.
2. Unstreitig sind wir zu etwas Großem geboren.
3. Dieser Plan gieng von der Gottheit in die Menschheit über: der Gottheit würdig, der Menschheit gedeihlich.

4. Im Plane der Fürsehung konnte nie der Zufall liegen, oder das blinde Glück.

5. Wenn Gott keinem Sterblichen seinen Pinsel überlassen hat, den Hals eines Pfaues, oder die Flügel eines Papilion zu schmücken, wie hätte er dem Ungefähr Staaten und Monarchien überlassen können, von denen Glück und Unglück, Tod und Leben des Menschen abhängt, zu dessen Besten er alles geschaffen hat?
Savedra Idea Principis christiano politici p. 490.

6. Vergebens suchen wir diesen großen Plan in einer theoretischen Priorität. Sicherer und anschaulicher zeigt ihn uns die Welt- und Menschengeschichte.

7. Je älter die Welt wird, desto wichtiger werden ihre Erfahrungen; desto mehr hat sich der Plan des Ewigen entwickelt.

8. Wenn wir diese Welt nicht mit einer andern verbinden; so finden wir keinen Plan der Fürsehung in der Weltgeschichte: keine wahre Beruhigung unter der Sonne.

Was diese Welt ist, erklärt sich erst aus ihrem Zusammenhange mit einer künftigen.

9. Wenn die Dauer des menschlichen Geistes blos auf die Erde beschränkt ist; so ist alles

unerklärbar im Reich der Sitten und der leidenden Tugend.

10. Wenn wir aus dem Universum die sittliche Weltordnung verbannen; so entfernen wir den Urheber von seinem Werke, und die Menschheit von ihrer Hauptbestimmung.

11. Diese Hauptbestimmung hängt von den ersten und wichtigsten Fragen der Menschheit ab:

Wer sind wir?

Woher?

Wohin unser Ziel?

12. Die Beantwortung dieser Fragen liegt anschaulicher in der Welt- und Menschengeschichte, als in den immer mehr sich durchkreuzenden Geistesspeculationen.

Es ist nun einmal so. Jahrtausende sind vorüber. Wir kommen zu spät, den Schöpfer zu belehren, wie er den Menschen hätte gestalten, oder den Plan der Welt entwerfen sollen. Wir müssen die Menschen nehmen, wie sie sind; die Geschichte, wie sie war; und Gott, wie er sich selbst erklärte:

„Ich bin, der ich bin.“

Unter allen Geschichten der Nationen über die Entstehung der Welt und Menschen behauptet die biblische Geschichte immer den Vorzug: „Ein einziges Volk, sagt de Lille, hat eine wahre Geschichte, die in gerader Abstammung bis an die Wiege der Welt hinreicht; nämlich das Jüdische.“ Allg. W. u. M. Gesch. I. Thl. S. 126. Calmet nennt sie die Quelle aller Geschichten der Nationen: und J. Müller sagt: „Die reinste Quelle der Geschichte ist die Bibel. VII. B S. 32.

13. Wer nach Lebensweisheit fragt, dem antwortet das Orakel der Geschichte am deutlichsten.

Wenn du das große Spiel der Welt gesehen;
So kehrst du reicher in dich selbst zurück:
Denn wer den Sinn aufs Ganze hält gerichtet,
Dem ist der Streit in seiner Brust geschlichtet.

Schiller.

Etudier l'Histoire, c'est étudier la Providence; c'est rechercher les secrets admirables de la sagesse de Dieu dans le gouvernement du monde, c'est examiner quel dessein il se propose dans tous les evénemens, qu'il ordonne, ou qu'il permet; c'est reconnoître dans tout ce qui arrive sa bonté et sa justice, de soin, qu'il prend d'établir, de conserver, de purifier l'Eglise.“

Mem. pour l'Histoire des scienc. et des B. A. 1713.

Wer die Geschichte studiert, studiert die Fürsehung. Er suchet die bewunderungswürdigen Geheimnisse der göttlichen Weisheit in der Regierung der Welt: er durchforschet Gottes Absichten bey den Ereignissen, die er ordnet, oder zuläßt. In allen erkennet er seine Güte, Gerechtigkeit, und Fürsorge, seine Kirche zu gründen, zu erhalten, zu reinigen.

Mem. pour l' Hist.

14. Discite, o miseri, et causas cognoscere rerum,
Quid sumus, aut quidnam victuri gignimur, ordo
Quis datus, aut metae, quam mollis fluxus, et unde
Quem te Deus esse
Jussit. *Persius Sat. III.*

Lernet, ihr Elenden! die Ursachen der Dinge ergründen! blicket in euch selbst hinein! was seyd ihr? wozu sind wir da? welche Ordnung? und wozu? wie flüchtig ist das Leben? welche Pflichten, welchen Wirkungskreis hat dir der Schöpfer zugewiesen?

Persius.

15. „Der menschliche Geist, welcher die Entfernungen der Gestirne mißt, welcher vermeinte

Elemente auflöset, welcher die Kenntniß der ganzen Vergangenheit umfaßt, die Meynungen und Schicksale von Millionen entscheidet, und weit in die Zukunft wirkt, wo kömmt er her? wo geht er hin? Man hat dem Himmel den Blitz entwendet, Erdreich über die Meere erobert, Kometenbahnen berechnet, hohe Regionen der Lüfte durchdrungen. — Und wer sind wir? — Woher? — Wohin unser Ziel?“ J. Müller Allg. Gesch. VIII. B. 1. Kap.

16. Sagt, Sterbliche! den Sphären ihre Zahlen,
Und sagt dem wilden Winde seinen Lauf,
Und wägt den Mond, und spaltet Sonnenstrahlen,
Deckt die Geburt des alten Goldes auf!
Doch steiget an der Wesen Kette
Bis dahin, wo den höchsten Ring
Zeus an sein Ruhebette
Zu seinen Füßen hieng!

Ramlers Ode X.

17. Dieser Ring ist es, an dem sich die ganze Kette der Weltbegebenheiten anschließen muß. Er ist der einzige Kraftpunkt, der die Vergangenheit mit der Zukunft, die Zeit mit der Ewigkeit verbindet.

Die große Kette, die alles zusammenbindet, und alles in der Verbindung erhält, trägt diese Gott oder Du?“ Pope I. Brief von der Natur des Menschen III. Band.

„Kein Glied in der Schöpfungskette ist klein oder unwichtig; im Zusammenhange ist Alles groß. Sander.

18 Ohne diesen Vereinigungspunkt ist das Weltall — sind alle Thaten der Menschen und Völker ein unbegreifliches Chaos: unser Hang, unser Streben nach dem Bessern, das Gefühl des Schönen und Guten, nur elende Täuschungen.

Vergebens blühen die Reiche und Völker: vergebens stürzen sie nieder.

19. Ohne diese Verbindung wissen wir nicht einmal, wer wir sind, noch weniger, was wir seyn werden.

20. Wenn der Mensch nur das seyn sollte, wie wir ihn unaufhörlich in der Geschichte sehen, voll Schwäche und Irrthum, voll Hinfälligkeit und Elend, und weiter nichts mehr; so wäre die Menschheit entweder das unsinnige Produkt des Ungefährs, oder der Plan des Ewigen hätte seinen Zweck verfehlet.

21 Schöpfung und Fortschreitung des Menschengeschlechtes deuten auf einen Uebergang zu einer andern Welt.

Wenn der Mensch ein immerwährender Wunsch ist, was wäre der Mensch ohne Gefühl einer bessern Zukunft? Was der Kranke, der Verfolgte, der Unglückliche ohne Aussicht jenseits des Grabes?

22. Die ganze Verkettung der Weltbegebenheiten ist von einer solchen Beschaffenheit, daß sie sich mit dem Untergange des Erdballs nicht beschließen kann.

Unmöglich konnte der Unermeßliche seine Güte auf diese Spanne der Welt, oder auf eine Zeit beschränken, deren Jahrtausende vor seinem Blicke nicht einmal Secunden sind.

23. Diese Anreihung an die Zukunft dringt sich dem Geschichtforscher ohne Unterlaß auf, wenn er müde der Trauerscenen, welche die Menschheit zerfleischen, auf einem Plätzchen auszuruhen trachtet, wo er glückliche Menschen findet.

24. Klein ist die Weltgeschichte ohne Geschichte des menschlichen Elends.

„Kein Sterblicher ist vom Uebel frey."

Sophokles Oedip.

„Siehst du einen Leidenden; so denk: er ist ein Mensch."

Seneka Herkul.

„Nach vielen trüben Tagen kömmt endlich ein einziger heiterer Tag."

Senekas Briefe.

25. Wer den Wechsel der Dinge in der Weltgeschichte unbefangen zu durchsehen im Stande ist, das Gute mit dem Bösen vergleicht; dem wird der Plan der Fürsehung nur dann begreiflich, wenn er annimmt, daß sich der Mensch nur in dem Vorhofe einer andern Welt befinde.

26. Als Vorhof einer bessern Welt ist ohne Zweifel die Gegenwärtige mit allen ihren Uebeln die Beste.

27. „Große Männer sind vor unsern Blicken vorübergegangen, und reinere Tugend als die Ihrige ist denkbar. Der Gelehrteste verachtet sein Wissen; so weit fühlt er sich unter seinem Ideal. Es sind Gefühle in uns, deren unermeßlichen Umfang die menschliche Fassungskraft nicht vermag auszufüllen, und

Grundsätze sind möglich, denen die unüberwindlichst scheinende Macht der Sinnlichkeit weicht; und am Ende der Laufbahn des Wahren und Guten, wäre Trennung von seiner Idee, ewige Abgeschiedenheit im einsamen Grabe das Letzte?“

J. Müller. Allg. Gesch. IX. B. K. 1.

28. „Unser Leben wäre ein Schauspiel ohne Entwickelung des Knoten, wenn ihn die Unsterblichkeit nicht lösete.“

Sailers Grundlehren der Religion. S. 156.

29. „Unruhig bleibt des Menschen Herz, bis es ausruhen kann. Sein Ruhepunkt ist Gott.“

Der H. Augustin in seinen Bekenntnissen.

Wo du auch wandelst im Raum, es knüpft
dein Zenith und Nadir
An den Himmel dich an, dich an die Axe
der Welt:
Wie du auch handelst in dir, es berühre den
Himmel der Wille!
Durch die Axe der Welt gehe die Richtung
der That.

Schiller.

30. Alles Leben, Sterben und Leiden gewinnt erst dann eine vernünftige Ansicht,

wenn

wenn der Glaube an die Unsterblichkeit in der Mitte liegt.

Alle alten Mysterien, welche Osiris in Aegypten, Orpheus in Thracien, Zoroaster in Persien, Minos in Creta, Kyniros in Cyprus, und Erechteus in Athen stifteten, waren auf die Lehre von der Unsterblichkeit gegründet.

Alle Leichenceremonien der ältesten Völker deuten auf die Fortdauer in einer andern Welt.

Gr. Stollberg hat dieses weitschichtig ausgeführt.

Es liegt ein feuriger Wunsch in der menschlichen Natur, das Gute nicht zu verlieren. Soll sich dieser Wunsch nur bis auf das Grab beschränken? äußert er sich nicht eben so laut, das Beßte — das Liebste auch jenseits des Grabes ewig zu besitzen?

31. Wer löset ohne Aussicht in eine andere Welt das große Problem: Warum ist so oft der Gerechte, der edelste Mensch bis an sein Lebensende unglücklich?

32. Ohne Verbindung mit einem lohnenden Gott würde dieses ein ewiges Räthsel bleiben.

33. „O Mensch! ein allgemeiner Vater, eine

unsterbliche Seele, ein ewiges Leben, sieh! dieß ist deine wahre Herrlichkeit." *Raynal. Hist. pol. Tom. V. p.* 197.

„Wenn die Seele sterblich ist, so wäre der Tod dem Bösewicht der größte Gewinn."

Clemens Alexand.

Als man das Orakel über die Unsterblichkeit der Seele fragte, gab es zur Antwort:

„Es ist gottlos, die Seele zum Tod verurtheilen." Plutarch.

Dreymal unglücklich derjenige, der sich über das Daseyn einer bessern Welt nicht freuen kann; und vor der Zukunft zittern muß.

34. „Wenn Gott mächtig und gerecht ist, schrieb Rousseau an Voltaire, so ist meine Seele unsterblich. Alle metaphysischen Subtilitäten machen mich keinen Augenblick über die Unsterblichkeit der Seele zweifeln." *Tom. XII.*

35. Nie konnte es im Plane der Schöpfung liegen, daß am Ende die Summe des Guten von der Summe des Bösen überwogen werde.

36. Ohne Religion, die uns ein anders Vaterland jenseits des Grabes zeigt, läßt sich dieses Uebergewicht nicht berechnen.

37. Die bessere Welt, die auf die gegenwärtige folgen muß, nennt die Offenbarung Ewiges Leben.

38. „Wenn auch das Uebergewicht des Schlimmen über das Gute einige besonders unglückliche Sterbliche vorzüglich elend machen, wenn sogar ein solcher Unstern viele betreffen sollte; so beruhiget die Religion den wankenden Geist über die Unordnungen eines Augenblicks mit der Harmonie einer Ewigkeit, mit Aussichten in eine Zukunft, wo in einem unendlichen Strome von Vergnügen ein Tröpfchen Bitterkeit sich verliert, und wo die im vollkommensten Glanze geoffenbarten göttlichen Absichten dem, der hier unschuldig gelitten hat, den geringsten Schmerz mit tausendfältigem Vergnügen ersetzen werden.“
Iselin G. der Mensch. I. B. S. 138.

39. Wer der harrenden Menschheit diese tröstende Erwartung zu entreißen sucht, ist ein Ungeheuer, das keinen Platz in der menschlichen Gesellschaft verdient.

Ein herrschender Glaube an die Sterblichkeit der Seele würde Staaten und Völker zerrütten, und Länder und Reiche bald zur Wüste machen.

H. v. Leibniz sagte ganz im prophetischen Geiste: Ich finde, daß solche Meinungen (nämlich, daß kein Gott und keine Unsterblichkeit sey) alles zu der großen Generalrevolution zubereiten, von welcher Europa bedrohet wird.

Nouv. Essays. p. 430.

40. Ein Mensch — sich selbst überlassen — ohne Aussicht und Hoffnung, wäre das elendeste Geschöpf, welches seine Fassungskraft nur darum erhalten hätte, um zu erkennen, wie weit besser die wilden Thiere daran sind.

41. Willst du wissen, was der Mensch im allgemeinen ist; so sagt dir ein Blick in die Welt, und in dich selbst hinein: Schwach ist der Mensch!

42. Es zeigen sich in der allgemeinen Menschengeschichte so viele Schwächen der Menschen, mit Irrthum und Mühseligkeiten verbunden, daß diese Betrachtung selbst die Weltweisen auf die Vermuthung führte, es müsse sich eine besondere Revolution in der Menschheit ereignet haben.

43. „Das Faktum, daß unsere Natur verdorben ist, ist unläugbar.“ Dalberg. Ueber das Universum. S. 116.

44. Der Mensch trägt jetzt noch Spuren seiner ursprünglichen Größe mitten unter den Narben seines tiefen Falles.“ Sailers G. d. R. S. 190.

Schon der alte Aegyptische Priester sprach von einem schwarzen Blutstropfen in den Eingeweiden des Menschen, der ausgewaschen werden müßte:

Confucius von einem Flecken im Willen des Menschen, wodurch seine Natur verdunkelt und geschwächt würde.

Claudius nennt ihn den Afternimbus in unsern Gedanken und Gesinnungen, der mit dem Menschen auf die Welt kömmt; wodurch in uns die Strahlen des Lichts gehemmt und gebrochen werden.

Pope nannte das menschliche Leben ein groses Labyrinth, doch nicht ohne Plan: eine Wildniß, wo Unkraut unter den Blumen wächst: einen Garten, der mit verbothenen Früchten versuchet. I. B. S. 71. III. B.

Die Reinigungen, die sich bey den ältesten Völkern finden, waren aus ähnlichen Gründen entstanden.

„Eingebildeter Mensch! du willst die Ursache wissen, warum du so schwach, so klein und so blind erschaffen bist? Errathe erst, wenn du kannst, die noch schwerern Ursachen, warum du nicht noch schwächer, blinder und kleiner bist? Frag' die Erde, deine Mutter, warum die Eichen höher oder stärker werden, als das Unkraut, welches sie beschatten? oder frag jene silbernen Felder über dir, warum Jupiters Trabanten kleiner sind, als Jupiter?" Pope I. B. über den Menschen III. B.

„Durchfleug erst die blauen Gefilde
Mit Sonnen und Erden durchsät, den milchfarbnen Gürtel des Himmels,
Die Luftsphär jeglichen Sterns, betrachte des Ganzen Verbindung,
Sammt allen Federn der Räder, und andrer Planeten Naturen,
Die Arten ihrer Bewohner, ihr Thun und Stuffengefolge,
Ergründe mit kühnen Gefieder des dunkeln Geisterreichs Tiefen:
Sieh Wesen ohne Gestalten, merk ihre Abhäng. und Kräfte,
Steig auf der Leiter der Dinge selbst bis zum Throne der Gottheit,

Dann strafe, woferne du kannst, die Fürsicht und Ordnung der Erde.

Willst du die Ursach erforschen, warum in den Reichen der Wesen
Gott nicht zum Seraph dich schuf? Entdeck erst, Stolzer! weßwegen
Er nicht zur Milbe dich schuf?

Kleist.

45. Welch ein unglückliches Loos der Menschheit, wenn sie auf die bloße Aufklärung der Philosophie hätte warten müssen!

Schon Aristoteles machte die Bemerkung, daß viele falsche Dinge wahrscheinlicher, als die Wahren sind.

46. Noch unglücklicher, wenn sie keine andere Stütze hätte.

Manche Philosophen gleichen mit ihren Theorien jenen Aerzten, die noch keinen Kranken behandelt haben.

47. Schon in bloß natürlichen Dingen zeigt uns die Geschichte die langsamen Schritte des menschlichen Geistes und seine Schwächen.

Wer nur die Geschichte der Erfindungen durchschaut, der staunt entweder über ihre

zufälligen Veranlassungen; oder über die Länge der Zeit, nach welcher sie erst zum Vorschein gekommen sind.

Jahrhunderte und Jahrtausende sind vorübergegangen, bis man auf Entdeckungen gerieth, über welche man sich dann verwunderte, daß sie nicht schon vor Jahrtausenden erfunden worden.

Mancher denkende Mann hat eine Muthmaßung gewagt, und es giengen viele Generationen vorüber, bis ein zweyter sie wieder wagte, oder ausführte.

Wie deutlich hatte nicht Seneka in seiner Medea die Erfindung der neuen Welt vorhergesagt:

Venient annis secula seris,
Quibus Oceanus vincula rerum
Laxet, et ingens pateat tellus,
Typhisque novos detegat orbes,
Nec sit terris ultima Thule.

Es wird einst in spätern Jahrhunderten eine Zeit kommen, wo die Fesseln des Oceans gesprenget werden; wo man neue Welttheile entdecken — wo ein ungeheuerer Erdestrich erscheinen, und Thule nicht mehr Roms letzte Gränze seyn wird. Seneka.

Thule machte für das Rom der Cäsaren die Gränze der bekannten Welt aus. Dennoch vergiengen beynahe anderthalb Jahrtausende, bis ein Nürnberger, Behaimb, bey Verfertigung einer Erdkugel das nämliche muthmaßte, und endlich Colombo troß aller Hindernisse ausführte.

Auf gleiche Weise schrieb Seneka von den Kometen: Quid ergo miramur tam rarum mundi spectaculum nondum teneri legibus certis, nec initia illorum finesque notescere, quorum ex ingentibus intervallis recursus est! — Erit, qui demonstret aliquando, in quibus cometae partibus errent, cur tam seducti a ceteris eant, quanti qualesque sint.“ *Nat. Quaest. L. VII.*

Warum wundern wir uns, daß die Kometen dieß seltene Schauspiel der Schöpfung, an keine Gesetze gebunden scheinen? wir wissen weder, woher sie kommen, noch wohin sie gehen. Es wird doch noch Jemand kommen, der ihre Bahnen finden, und zeigen wird, wer und wie groß sie sind, warum sie so entfernt von den übrigen Sternen wandern.

Seneka.

Veniet tempus, quo posteri nostri tam aperta nos nescisse mirentur. Ibid.

Es wird eine Zeit kommen, wo unsere Nachkommen staunen werden, daß wir von den augenscheinlichsten Sachen nichts gewußt haben.

Seneka.

Cicero de nat. Deorum schrieb schon von beweglichen Buchstaben, da er behauptete, daß die Welt nicht aus Atomen habe entstehen können.

„Sume aeneas litterales et conjice eas in chartam, et vide, an una ita oriatur vox.“

Nimm eherne Buchstaben: wirf sie auf ein Blatt hin, und sieh, ob ein einziges Wort daraus entstehe.

Cicero.

Dennoch vergiengen vierzehn Jahrhunderte, bis ein Guttenberg und Faust durch dergleichen Buchstaben der Buchdruckerkunst ihre Entstehung gaben.

„Es giebt nicht wenig Aufgaben, die bald aufgelöset wären, wenn sie uns beyfielen. Die trefflichsten Erfindungen sind wegen ihrer Leichtigkeit belobt. — Nach Colombo kann jeder

die neue Welt finden. Nach dem ersten Compas kann man unzählige machen. Es giebt Erfindungen, daß man sich wundern muß, daß sie nicht von der ersten Welt gemacht worden.
H. Lamperts log. und phil. Abhandlung Seite 279.

Aegypter und Chineser, und alle diejenigen, welche das Alter der Welt auf Jahrtausende und Jahrtausende berechnen, erweisen wahrhaftig dem menschlichen Wissen und Erfindungsgeiste keine große Ehre.

48. Aehnliche Schwächen zeigen sich bey der menschlichen Glaubwürdigkeit in blos natürlichen Sachen.

Alltagsbegebenheiten eines Welttheiles werden in dem andern als unmöglich verworfen. Selbst der Kunstwerth scheint dem Ungebildeten eine unbegreifliche Sache.

So begriff ein Südländer nicht, daß es im Norden eine Jahrszeit giebt, wo man, um Wasser zu haben, eher zur Axt, als zum Wasserkrug greifen muß.

Ein holländischer Gesandte, schreibt Locke, erzählte dem König von Siam, der immer Neuigkeiten von ihm wissen wollte, daß bey

strengem Frost oft Flüsse so verhärtet werden, daß Menschen und Elephanten darüber gehen könnten. „Ich habe dir, sagte der König, viele wunderliche Dinge geglaubt, weil ich dich für einen ehrlichen Mann gehalten; aber jetzt weiß ichs, daß du lügst.“ Vom menschl. Verstande. Seite 508.

Mummius konnte sichs durchaus nicht erklären, wie ein Stückchen Leinwand mit einigen Farben (ein Gemälde) eine Summe von $\frac{600}{m}$ Sesterzien habe kosten können, bis er sich endlich damit beschieden, daß das Gemäld eine magische Kraft besitzen müsse.

Als Xeuxis die Helena gemalet hatte, bewunderte Nicostratus, ein Maler, das Gemälde außerordentlich. Da trat ein Fremder hinzu, und fragte ihn, wie er doch dieß Bild so sehr bewundern könne. „Du würdest mich nicht fragen, antwortete Nicostrat, wenn du meine Augen hättest.“

Aelianus L. XIV. var. Hist.

49. Tausend Antworten bleibt uns das menschliche Wissen in der bloßen Natur schuldig; sobald wir uns nur ein Bischen über die Erfahrung hinaus wagen.

Claudius scheint in seinem schönen Gespräche zwischen dem Philosophen und der Sonne dahin zu deuten:

Der Philosoph.

Du edler Stern am hohen Himmelszelt,
Du Herr und König deiner Brüder!
Du bist so gut gesinnt — du wärmest uns die Welt,
Und schmückst mit Blumen uns das Feld,
Und machst den Bäumen Laub, den Vögeln bunt Gefieder,
Und machst uns Gold, das Wunderding der Welt,
Und Diamant und seine Brüder:
Kömmst alle Morgen fröhlich wieder,
Und schüttest immer Strahlen nieder. —
Sprich, edler Stern am hohen Himmelszelt!
Wie wachsen dir die Strahlen wieder?
Wie wärmest du? wie schmückst du Wald und Feld?
Wie machst du doch in aller Welt
Dem Diamant sein Licht, dem Pfau sein schön Gefieder?
Wie machst du Gold?
Sprich liebe Sonn'! ich wüßt es gern.

Die Sonne.

Weiß ichs? geh, frage meinen Herrn!

Schiller schließt sein Gedicht über das menschliche Wissen und einen Astronomen damit:

„Versteht er darum der Sphären mystische Tänze,
Weil ihm das Sternengewölb sein Planiglobium zeigt?

Viele gleichen jenem Blinden, der, nachdem er lange und mühsam sich über Licht und Farben unterrichten lassen, sich endlich rühmte, daß er nun schon wisse, was Purpur sey. Und was? fragte man ihn: So etwas, antwortete der Blinde, wie der Schall einer Trompete.

Locke.

„Si l'homme pouvoit comprendre ce qu'il voit, je lui pardonnerois de douter de ce, qu'il ne voit pas. Mais la moindre chose est un abimme d'obscurité, ou sa raison se perd. Nous sommes temoins d'une infinité des merveilles que nous, ne pouvons approfondir; le soleil nous prêtant sa lumiere tempere l'ardeur de ses raions, la

terre nous donne des fruits en abondance et pourvoit à nos besoins, la mer appaise ses flots; l'air excite ses vents à notre faveur; le ciel fait tomber ses pluies; qu' avons nous à repondre? aucun mortel a t-il iusqu' ici compris la cause de cette reguliere succession des jours et des nuits, l'origine du flux et reflux? Tout cela arrette le cours de nos reflexions. — Incapables de connoitre ces choses, nous voulons sonder le jugemens de Dieu, nous lui demandons compte de sa conduite, nous rendons sa sagesse responsable de nos doutes." Suite des Caracteres de Theophraste et des pensées de Pascal. pag. 21.

Wenn der Mensch das begreifen könnte, was er sieht; so würde ich es ihm verzeihen, an dem zu zweifeln, was er nicht sieht. So aber ist die geringste Sache ein Abgrund der Dunkelheit, worin sich seine Vernunft verliert. Wir sind Zeugen von einer unendlichen Anzahl von Wundern, die wir nicht ergründen können. Die Sonne schenkt uns ihr Licht, und mäßiget das Feuer ihrer Strahlen: die Erde giebt uns Früchte im Ueberfluße zu unsern Bedürfnissen: das Meer geht von den Flu'hen in Ruhe über: aus der Luft entstehen Winde zu unserm Vor-

theile: der Himmel sendet seinen Regen. Was antworten wir hierauf? Welcher Sterbliche hat bisher die Ursachen der ordentlichen Folge der Tage und Nächte, des Ursprungs der Ebbe und Fluth ergriffen? Alles holt den Lauf unserer Nachforschungen ein. Zu ohnmächtig diese Dinge zu erforschen, wollen wir dennoch Gottes Beschlüsse prüfen. Wir verlangen von ihm Rechenschaft über sein Betragen, und machen seine Weisheit verantwortlich gegen unsere Zweifel.

Pascal.

„Das Menschenauge sieht nicht einmal einen Sturm.

Sirach. XVI 21.

50. Wie? wenn sich erst der Mensch, dem zu so vielen Dingen der Zugang gesperret ist, an dem Abgrunde seines Nichtswissens in das Uebersinnliche wagt, wenn er das größte Bedürfniß seiner Seele fühlt, wen soll er fragen?

51. Wenn sich die Schwächen der irdischen Weisheit von allen Seiten so sichtbar zeigen; wohin soll sich dann die Menschheit in ihrer wichtigsten Angelegenheit wenden?

52. Nie

§2. Nie hat sich das Ansehen der Philosophie so fest behauptet, daß man ihr volles Zutrauen schenken konnte.

Durch die ewige Reibung der Opinionen ist die sittliche Welt eben so wenig aufgeklärter geworden, als die politische durch Feuer und Schwert glücklicher.

Eben so unglücklich sind die Geburten des gewaltigen Zeitgeistes ausgefallen:

Wer der Geist der Zeit gewesen,
Wird die Nachwelt deutlich lesen,
Nicht auf Eichen, die noch grünen,
— — — — Auf Ruinen.

§3. Was die Weisen der Vorzeit am ersten hätten erkennen sollen, und am wenigsten erkannt haben, war, worin das höchste Gut bestehe?

Anacharsis setzte das höchste Gut des Menschen in die Rache einer Beleidigung. Crates suchte es in einer glücklichen Schiffahrt. Simonides in der Freundschaft. Architas in einem großen Siege. Gorgias in Anhörung angenehmer Dinge. Chrysippus in Aufführung prächtiger Gebäude. Epikur im Vergnü-

gen. Antisthenes in einem ausgebreiteten Ruhme. Sophokles in Hinterlassung der Kinder als Erben. Euripides in dem Besitze einer schönen Frau Palämon in der Beredsamkeit. Themistokles in der Abstammung von einer berühmten Familie Aristides im Besitze zeitlicher Güter. Heraklitus in großen Schätzen. Der heil. Augustin soll nach Mark Varro 284 verschiedene Meynungen der Philosophen über das höchste Gut gesammelt haben. *Remarques phil. p.* 391. So taumeln die Menschen mit ihren Wissen und Wünschen herum, wenn sie nicht über die Erde hinaus blicken wollen, oder können. Sie träumten Systeme, und erwachten nie. Sie suchten das wahre Glück hienieden auf, und sahen sich stets betrogen.

Ohne Gott giebt es keinen Glücklichen.

Neminem sine Diis dico beatum.

Euripides in Heracl.

Ich nenne keinen glücklich ohne Götter.

Euripides.

Extra Deum nullus beatus est homo.

Lucianus in Antholog.

Ein Mensch kann ohne Gott nicht glücklich seyn.

Lucianus.

Dei donum est, mortales felices esse.

Aeschylus.

Glückliche Menschen sind ein Geschenk Gottes.

Aeschylus.

Beatus esse sine virtute nemo potest.

Cicero I. de natura Deorum C. XVIII.

Niemand kann ohne Tugend glücklich seyn.

Cicero.

Nemo est ab omni parte felix.

Aristophanes in Ranis act. V.

Niemand ist von allen Seiten glücklich.

Wie verloren sich nicht die Weisen der Vorzeit über den Begriff der Seele? Plato nannte sie die sich bewegende Wesenheit: Aristoteles das beständige Wirken: Asclepiades die einstimmige Uebung der fünf Sinne; Pythagoras die Harmonie: Possidonius die Idee: Hippocrates den durch den ganzen Körper ver-

theilten seinen Geist: Heraklitus Pontikus das Licht: Heraklitus der Physiker den Funken von Sternen-Natur; Zenon die Zusammensetzung von Körper und Geist: Demokritus den Geist der Atomen, der alle Körper leicht durchdringt: Hiparchus das Feuer: Anaximenes die Luft: Empedokles das Blut: Parmenides Erde und Feuer: Xenophanes Erde und Wasser: Epikur eine Mischung von Feuer, Luft und Geist: Die Stoiker den warmen Geist.

54. Die alten Weisen und Philosophen konnten mit allen ihren Theorien und Schulen nicht verhindern, daß der ganze Himmel zuletzt nicht zur Fabel wurde.

Fit totum fabula coelum.

Manilius.

Der ganze Himmel wird zur Fabel.

Manilius.

O fortunati, quibus haec nascuntur in hortis

Numina

Juvenal S. 15.

O! die Glücklichen! denen die Götter in den Garten wachsen! Juvenal.

Aus einem unreinen Begriffe entstanden tausend unreine Götter. Jupiter war Gott. Dennoch hielt man ihn für den Sohn des Saturn, den Ehegatten der Juno, den Stier der Europa, den Schwan der Leda. Wie erhob nicht Homer die ochsenäugige Juno; Circe, die göttliche Hexe, den göttlichen Schweinhirten Eumäus, u. s. w. Wenn sich auch dort und da ein Mann erhob, der anders dachte, so standen dennoch seine Grundsätze auf einem zu schwachen Fuße, als daß er der herrschenden Meynung hätte begegnen können; oder er mußte seine gewagte Aeußerung theuer büßen. So verjagten die Athenienser den Stilpo, weil er gesagt hatte, die Minerva des Phidias wäre keine Gottheit. Sie verbannten den Aristoteles, weil er gelehret hatte, die Sonne wäre etwas ganz anders, als der auf einem vierspännigen Wagen fahrende Apollo. Das Schicksal eines Sokrates ist bekannt, weil er die Dinge von oben herab besah.

55. Es ist eine wichtige Beobachtung in der Geschichte, daß das Zeitalter der Philo-

sophie gemeiniglich das abnehmende Alter der Staaten und Reiche war.

Die Philosophie blühte erst in dem letzten Jahrhunderte der Republiken von Griechenland und Rom. Athen hatte nur am Abend vor seinem Untergang Philosophen. Cicero und Lukrez schrieben nur im Lärm der bürgerlichen Kriege von der Natur der Götter und der Welt. Traurige Betrachtung! wenn die Fackeln der Philosophie nur Trauerfackeln waren, das Leichenbegängniß der Reiche und Staaten, der Vaterlandsliebe und der Tugend zu beleuchten!

Ohne Zweifel lag die Ursache in der Schwäche und Ueppigkeit der Kenntnisse, die sich an den Luxus der Völker angeschlossen. Nachdem die Griechen durch ihre Siege über die Perser zum höchsten Gipfel des Glückes gelanget waren, stürzten sie sich in den Epikureismus. Da sich Rom als die Beherrscherinn der Welt erblickte, und mit der Beute Asiens beladen war; öffnete sie der Ueppigkeit und dieser Philosophie die Thore. Als die Juden von der Verfolgung der Syrischen Könige befreyt, durch den Handel zu Alexandrien bereichert wurden, sahen sie den Saducäismus aufkeimen, welcher nichts anders als ein grober Epi-

kureismus war. An der Seite des Luxus glänzt die epikurische Lehre immer am schönsten.

§6. Wenn die Rede von Lebensweisheit ist, so müssen Viele der gepriesenen Denker nach ihrer Moral, nicht nach dem Spiele eitler Hypothesen beurtheilet werden; dann erst zeigt sich, was die sich selbst überlassene Vernunft vermag, wie schwach und kraftlos ihre Grundlehren sind.

„Was liegt uns im Grunde daran, ob das Wesen der Natur Aether? Ob die Welt ein kugelförmiges Thier ist, und wir seine Insekten sind? Ob die Gestirne sich von Dünsten nähren? Ob sich der Fuß einer Mücke dergestalt theilen lasse, daß man Millionen Welten damit bedecken könnte u. s. w.? Alle diese Phantasien machen den Menschen weder glücklicher noch unglücklicher. Ganz anders verhält es sich mit den Grundsätzen der Sitten. Macht ein Sittenlehrer, ein Gesetzgeber in diesem Punkte ein falsches Räsonnement, so kann er zehen Millionen Menschen unglücklich machen."

Allg. W. u. M. G. IX. B. S. 536.

Dieser Fall ist keine Seltenheit in der Weltgeschichte. Wir sehen ihn abwechseln in miß-

lungenen Theorien, in falschen Sittengesetzen, in verunglückten Staatseinrichtungen, in gewaltsamen Reformen, in fehlgeschlagenen Erziehungsplanen, in dem empörenden Hinstreben, die Menschheit systematisch zu verschlechtern.

Das größte Unglück der Menschheit ist die hohe Meynung vieler heutigen Moral- und Staatsphilosophen von ihren Systemen und Entwürfen, so, daß sie glauben, alles erschöpft zu haben, um die Menschen aufzuklären oder glücklich zu machen, wenn sie gleich die Geschichte, die Erfahrung, Klagen und Thränen zu Gegenbeweisen haben.

Viele hassen die Tugend, und lieben oder mißbrauchen dennoch ihren Schein.

57. „Welche Fortschritte hat die Philosophie seit zwey tausend Jahren in der Wissenschaft der Sitten gethan, und wie aufgeklärt wären die Nationen, wenn sie keinen andern Wegweiser gehabt hätten?“

H. Reinhard hat alle Systeme, welche die philosophirende Vernunft bisher aufstellte, geprüft, und am Ende eingestanden, daß ihm ein entschiedenes Mißtrauen gegen die Speculationen derselben übrig geblieben ist; weil er an allen

diesen Lehrgebäuden — selbst an denen, die auf ihre apodiktische Festigkeit am meisten trotzten — unläugbare Schwächen bemerkt zu haben glaubte.

Friedensworte Seite 194.

Jerusalem sagt in den Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion: S. 407. „Wenn bey Untersuchung des Grundes von der Unruhe und Ruhe der Welt, die Philosophen sollen die Richter seyn: O lieber die alte Inquisition, als dieß neue Tribunal."

58. „Welch ein schwacher und unzuverlässiger Führer der menschliche Verstand sey, sobald er die Sinnenwelt verläßt, und sich in die unermeßlichen Regionen wagt, hat eine dreytausendjährige Erfahrung schon überzeugend erwiesen." Ueber den Geist und die Folgen der Reformation, Seitenstück. Seite 362.

„Von dem Nus des Anaxagoras, oder den Ideen des Plato, oder auch den Entelechien des Aristoteles bis auf die Substanz des Spinoza, und die Harmonia prästabilita des Leibnitz, und von dieser wieder bis auf das Fichtesche Ich und Nicht Ich, und den Schelling'schen Idealism; welche von allen diesen

Systemen waren denn je im Stande, die Geheimnisse Gottes, und der Natur auf eine nur einigermassen befriedigende Weise zu enthüllen? Welcher von jenen alten und neuen Weisen war je im Stande, seinen Lehren und Meynungen eine allgemein überzeugende Kraft zu ertheilen, denselben allgemeinen Beyfall zu verschaffen, und so dieselben zum herrschenden System auch nur einer schnell vorüberfliehenden Zeitgenossenschaft zu erheben? — Alle diese Systeme und philosophischen Theoreme, welche, besonders in den letztern Zeiten so rasch und schnell, wie die Schatten in einer Zauberlaterne aufeinander folgten, fanden jedesmal überall Widerspruch, wurden heftig bestritten, zerstörten einander selbst, und hatten oft kaum die Dauer einer Pariser Mode. Wer wird also nach allen diesen stets fehlgeschlagenen Versuchen bey Untersuchung der wichtigsten Angelegenheiten, die den Grund und Zweck unsers Lebens ausmachen, sich noch ferner einem so unsichern Führer überlassen wollen? Kann es wohl noch einem Zweifel unterliegen, daß nicht ebenfalls alle die neuen philosophischen Systeme über Dinge, welche außer der Sphäre unserer Sinne liegen, auf bloßer Einbildung beruhen, die Vernunft auf keine Weise mit reellen Einsichten bereichern, und das in der Metaphysik von jeher übliche Spiel mit Worten und

Begriffen nur auf eine neue und veränderte Art jetzt treiben? Man will indessen jenes philosophische Streben unserer Zeit: alles zur Anschauung zu bringen, und auf Prinzipien zurückzuführen, hier keineswegs herabwürdigen; diesem, wie jeder andern Vorübung des menschlichen Geistes mag manches Wahre zum Grunde liegen, und manches Gute sich aus demselben entwickeln; aber nur möge nie die Menschheit das Palladium ihrer Würde, nämlich Religion und Sittlichkeit weder diesen, noch andern Philosophemen blindlings überlassen!" Ebendaselbst.

Schiller läßt in seinem Gedichte: Die Philosophen: einen Lehrling erscheinen, der sie um einen allgültigen Satz, der auch allgemein gilt, ersucht. Es treten acht Weise auf, in deren Antworten zweifelsohne die Grundsätze eines Cartes, Spinoza, Berkley, Wolf, Hume, Fichte, Reinhold und Kant aufgestellt sind.

1.

Ich denke, und mithin so bin ich.
Ist das eine nur wahr, ist das andre gewiß.

2.

Weil es Dinge doch giebt, so giebt es ein Ding
aller Dinge.

In dem Ding aller Ding schwimmen wir, wie wir sind.

3.

Just das Gegentheil. Es giebt kein Ding als mich selber.
Alles andere in mir steigt es als Blase nur auf.

4.

Zweyerley Dinge laß ich passiren, die Welt und die Seele.
Keines weiß vom Andern, und doch deuten sie beyde auf Eins.

5.

Von dem Ding weiß ich nichts, und weiß auch nichts von der Seele;
Beyde erscheinen mir nur; aber sie sind doch kein Schein.

6.

Ich bin Ich, und setze mich selbst, und setz ich mich selber
Als nicht gesetzt, nun gut, hab' ich ein Nicht-Ich gesetzt.

7.

Vorstellung wenigstens ist! ein Vorgestelltes ist also,
Ein Vorstellendes auch, macht mit der Vorstellung Drey.

8.

Auf theoretischem Feld ist weiter nichts mehr zu finden;
Aber der praktische Satz gilt doch: du kannst, denn du sollst!

Schillers Gedichte S. 122.

Während der Lehrling der Meynung ist, daß er mit allem dem keinen Hund aus dem Ofen locken werde, so glauben andere Charaden oder Logogryphen zu lesen.

59. Wenn man bey einer Wissenschaft voraussetzen muß, daß schon der erste Punkt nie ganz begriffen werden kann, so ist man fortwährend der Gefahr irriger Schlüße ausgesetzt.

60. Nie wird die Vernunft alle Zweifel, die über das ewige — unermeßliche — höchste Wesen entstehen, als ein endliches beschränktes Wesen beantworten, und aufhellen können.

Pénétré de mon insuffisance, bekannte Rousseau, je ne raisonnerai jamais sur la nature de Dieu, que je n'y sois forcé par des rapports avec moi. Ces raisonnemens sont toujours téméraires; un homme sage ne doit s'y livrer qu'en tremblant, et

sein sur, qu'il n'est pas fait pour les approfondir" *Traité de l'Educat.*

Ueberzeugt von meiner Unzulänglichkeit werde ich nie über die Natur Gottes vernünfteln; es sey denn, daß ich mich durch ihre Verhältnisse zu mir dazu gedrungen fühle. Dergleichen Untersuchungen sind immer verwegen. Nur zitternd wagt sich ein weiser Mann an dieselben mit der Ueberzeugung, daß er nicht dazu gemacht ist, sie zu ergründen.

Rousseau.

Um Gott zu begreifen, sagte Voltaire:

„Il faut être lui-meme."

Um Gott zu begreifen, muß man Er selbst seyn.

Voltaire.

Du, o Gott! bist nur dir bekannt!

Zinzendorf.

Sanctius, ac reverentius visum de actis Deorum credere, quam scire.

Tacitus de mor. germ.

Es ist heiliger, und ehrwürdiger, die Handlungen der Götter glauben, als sie wissen.

Tacitus.

Auf einer Tafel des Jupiter Olympius in Kreta standen die Worte:

„Niemand kann mich erkennen, als, der mir „ähnlich werden will."

Und auf der Tafel der Pallas:

„Die Götter geben sich dem Herzen zu ver„stehen, und verbergen sich vor denen, die „sie mit dem Kopfe begreifen wollen.

Sailers Grundlehren der Religion S. 49.

Qui scrutator est Majestatis, opprimetur a gloria. Sprüchw. 25, 27.

Wer die Majestät ergründen will; wird von ihrem Glanze erdrückt.

Sprichw.

Alles begreifen wollen ist der nächste Weg zum Nichtswissen.

Mit weiser Hand vertheilt das Schicksal Weh und Freuden,
Das bald auf Rosen uns durchs Leben wandern heißt,
Bald aber durch bedornte Leiden
Des Lasters Armen uns entreißt.
Ein Blick in vorig Leid wird künftig uns entzücken,

Wenn unserm Auge sich der Ordnung Plan
entdeckt,
Der nun vor unsern kühnen Blicken
In heilig Dunkel sich versteckt.

U z.

61. „Wer sich unter den Erfindungen der menschlichen Vernunft vergeblich um etwas umsieht, worauf er sich sicher fußen; wobey er sich immer beruhigen könnte; bey dem entwickelt sich der Wunsch, daß Gott selbst geredet; daß er insonderheit der Schwachen halber, die nicht einmal selbst prüfen können, sich über die wichtigsten Angelegenheiten unsers Geistes erklärt haben möchte, gleichsam von selbst.

Reinhard System der christlichen Religion Vorrede zur III. Auflage.

62. Hätten wir gar keine Offenbarung; so würde sich manche Stimme laut erhoben haben: Warum hat Gott nicht selbst deutlicher gesprochen?

Pythagoras, Empedokles, Xenophon, Aristoteles, Sokrates, Cicero, u. a. äußerten schon ähnliche Wünsche.

63. Pla-

63. Plato behauptete, daß es einer sterblichen Natur nicht möglich ist, in der Materie der Religion etwas gewisses zu haben.

Bergier Hauptw. d. Religion II. Seite 206.

64. Das Menschengeschlecht fühlte von seiner Kindheit an bis auf unsere Zeiten das Bedürfniß einer göttlichen Autorität.

Wie widersprechend das Ansehen der Gelehrten ist, sieht man durch alle Zeitalter: und bis man durch die blosse Erfahrung nur einiger Massen klug und weise wird, ist die schönste und größte Lebenszeit dahin.

Der erfahrenste, älteste Mann naht sich dem Kinde, und erfüllet dadurch das Maas der menschlichen Weisheit; deßwegen sagte Pindar von dem alten Hesiodus;

Salve, qui bis pubuisti —
Hesiode, humanae mensuram habens
Sapientiae

Suidas p. 933.

Sey gegrüßt, o Hesiodus! du hast das Maaß der menschlichen Weisheit erfüllet, und bist zum zweyten Male Kind geworden.

Suidas.

Der ganze Zusammenhang der Geschichte — alles bestimmt mich, den Gott der Offenbarung dem Gotte der Philosophie vorzuziehen.

Der Hauptgrund so vieler Verirrungen liegt darin: daß man glaubt, die Moral der Vernunft leiste ebendasselbe, was die Moral der Offenbarung leistet.

In einem gewissen Verstande, (sind die eignen Worte eines Bayle) ist kein Glaube auf die Vernunft besser gestützet, als derjenige, welcher auf die Trümmer der Vernunft gestützet ist — das ist, es ist keine Wahrheit gewisser, als diese: „Das Zeugniß Gottes ist dem Zeugnisse der Menschen vorzuziehen.“
III Band. Seite 836.

Glauben, was man nicht begreifen kann, macht erst das menschliche Wissen verdienstlich. „Quia fideles semper habent locum, unde dubitare posint, et infideles, unde credere valent: juste fidelibus pro fide datur praemium, et infidelibus pro infidelitate supplicium.“

Hugo a S. Vict.

Immer werden die Gläubigen etwas finden, woran sie zweifeln; und die Ungläubigen, woran

sie glauben können. Mit Recht werden dann jene für ihren Glauben belohnt, und diese für ihren Unglauben gestraft.

Hugo.

65. Aus der Geschichte aller Religionen und aus den Bemühungen aller Sterblichen, das Reich Gottes darzustellen, erhellet, daß auf den reinen Vernunft-Glauben nie eine Kirche dauerhaft gegründet wurde.

Friedensworte. Seite 195.

Die Vernunft ist eine irdische Pflanze, obgleich die schönste, die herrlichste; die Religion aber eine Himmlische.

Eschenmayer.

Die Vernunft schien alle Formen der Religion versucht zu haben, und alle fielen ohne Grund zusammen: sie sehnte sich nach einer einfachen, mildstrengen und tröstenden Religion."

Jenisch.

66. Hat Gott einmal gesprochen, so mußte Er auch für die Erhaltung und Verbreitung seines Wortes sorgen; dazu aber konnte die ewige Weisheit weder Betrüger, noch Betrogene wählen.

67. Gottes Wort muß ewig Licht und Wahrheit bleiben.

Gott ist Lieb' und Licht.
Ohne Licht und Liebe
Ist Erd' und Himmel trübe:
Ohne Licht und Liebe
Wären Erd' und Himmel nicht.

Bouterweck.

68. Zeigt uns die Weltgeschichte eine lange Verkettung der menschlichen Schwächen und Trübsale; so zeigt uns die Offenbarung die wahre Kraft, die selben von Zeit zu Zeit zu Hülfe kam durch erweiterte Aufklärungen, große Ereignisse, hohe Verheißungen und tröstende Aussichten in die glücklichste Zukunft.

Die Stützen meiner Bahre werden meine Hoffnung tragen; diese wird mit mir in dem Staube des Grabes ruhen.

Hiob c. *XIII.* 15.

69. Zeigt uns die Geschichte so oft den Sieg der Bosheit über die Tugend, so steht uns das Wort des Herrn für die Strafe der ersten, und den Lohn der zweyten Bürge.

70. „Eben weil das Verbrechen auf diesem

Punkt des Raumes triumphiert, muß es anderswo seine Strafe finden: eben weil die moralische Ordnung unaufhörlich durch den Menschen zerrüttet wird, muß ein Gott seyn, um sie wieder herzustellen.

Allgemeine Welt- und Menschengeschichte IX B. S. 501.

71. „Der Lauf der Welt liefert für das Auge des Gottesverehrers viele Denkmale einer belohnenden und strafenden Gerechtigkeit, Spuren einer weisen Regierung."

Seilers Geschichte der Religion. Seite 156.

Gott! — den majestätischen Gedanken
Gäb' ich um alle Welten nicht.

Gellert.

72. Vereinigung mit Gott durch die Liebe ist der hohe Zweck dieser höchsten Regierung — Hienieden und Jenseits.

O felix hominum genus,
Si vestros animos amor,
Quo coelum regitur, regat.

Boethius L. II. metr. 8.

O glückliches Menschengeschlecht! wenn deine Herzen die Liebe beherrschte, die den Himmel regiert!

Boethius.

73. „Sieh in der ganzen Welt umher, und erkenne die Kette der Liebe, wie sie alles verbindet, im Himmel und auf Erden."

Pope.

74. Von jeher ließ Gott das Werk der Gnade mit dem Werke der Natur im gleichen Schritte gehen, um zu beweisen, daß er der Urheber von dem einen und dem andern sey. Dieß ist der Grundsatz, von welchem man ausgehen muß, wenn man den Plan begreifen will, welchen die ewige Weisheit befolgt hat, da sie den Menschen die Religion vorgeschrieben.

Bergier.

Die Geschichte des Christenthums unterscheidet sich aber wesentlich von der Geschichte der weltlichen Staaten. „Die Schicksale der weltlichen Staaten, schreibt J. G. Müller, hängen gemeiniglich von scheinbaren Zufällen, von den Launen des Glückes und der Menschen ab, und kaum bemerkte Fehler der Staatsvorsteher vermögen die schönsten Plane weiser Vorfahren zu untergraben und zu vernichten; die Geschichte der Wahrheit hingegen und die Begebenheiten des Reiches Gottes haben einen bestimmten Zweck, der uns geoffenbart ist, und sie werden

nach Maximen der göttlichen Regierung geleitet, die eben so ewig und unerschütterlich sind als die Natur ihres Urhebers selbst."

Reliquien II Th. S. 335.

75. Nirgends zeigt sich das Werk der Gnade erhabner und majestätischer, als in der Geschichte des Christenthums.

76. „Das Christenthum ist der letzte Zug an einem von Ewigkeit her von der Vorsehung entworfenen Plane; die Krönung eines bey der Schöpfung angefangenen Gebäudes; es ist mit den Jahrhunderten vorgerückt, und nur erst in dem Augenblicke das geworden, was es ist, als der Werkmeister die letzte Hand an dasselbe legte."

Bergier.

Ist Beydes nicht gleich groß, der Welt ein Schöpfer seyn,
Und eine Welt, die fiel, vom Falle zu befreyn?

Lichtwer.

77. Das ewige Wort, das die Menschen zu unterrichten, und zu heiligen kam, war eben dasselbe, das sie schuf.

78. Alle großen und kleinen Weltbegebenhei-

ten der Zwischenzeit haben eine so wunderbare Zusammenstimmung, eine solche Verkettung, und einen so auffallenden Uebergang zur Sache der christlichen Religion, daß auch wir ausrufen können: „Herr! wenn wir getäuscht sind, so sind wir es durch dich!

Domine! si error est, quod credimus, a te decepti sumus; iis enim signis doctrina haec confirmata est, quae nisi a te fieri non potuerunt.

Richard. a S. Victore L. I. de Trinit. c. 2.

Herr! wenn wir irrig glauben, so sind wir durch dich getäuscht, denn unsere Lehre ist durch solche Zeichen bestätiget, die nur aus deiner Hand kommen konnten!

Richard.

Wie herrlich greifen nicht die beyden Bundesbücher in die sittliche Weltordnung und in den Plan der Erlösung ein!

Unter den Palmen am Jordan war ein neuer Glaube aufgestanden, erhabner, denn, was die Weisesten seit Anbeginn gelehrt; und einfältig, daß es der Unmündige erkannte. Ihn brachte Jesus, genannt der Christus. Er

lösete des Lebens unerforschliche Räthsel. Der Menschengeist trat wieder in Verwandtschaft zum Gott des Weltalls, und der Augenblick gewann Bedeutung für die Ewigkeit. Die Altäre selbstgeschaffenen Irrthums stürzten alle vor der Macht dieser Lehre.

H. Zschokke B. Geschichte. I Buch. S. 27.

79. „Wenn dieser Plan nicht in dem Himmel entworfen wäre, so würde er der schönste seyn, auf den man jemals auf Erden hätte verfallen können; und wenn Christus nicht Gott wäre, so würde er der Beste und Größte unter allen Menschen seyn.

Bergier.

80. „Si la vie et la mort de Socrate sont d'un sage, la vie et la mort de Jesu sont d'nn Dieu.“

Rousseau Traité de l'Education T. VIII p. 113.

„Wenn das Leben und der Tod des Sokrates einen Weisen bezeichnen; so bezeichnen das Leben und der Tod Jesu einen Gott.

Rousseau.

Der berühmte Boerhave berief sich oft in seinen Vorlesungen auf die Lehren des Heilandes; wobey er allemal sagte: „Jener, der

die Menschen besser kannte, als Sokrates."
Briefe über die wichtigsten Wahrheiten. Bern 1772.

„Si notre Seigneur n'est pas celui, que je crois et vous aussi, J'aurai bien de la peine à croire en Dieu." schrieb J. Müller an Bonnet. XV. Th. S. 319.

Wenn unser Heiland der nicht ist, den ich und Sie glauben; so werde ich Mühe haben, an einen Gott zu glauben.

J. Müller an Bonnet.

81. Dieser göttliche Gründer der christlichen Religion hat die ganze Dauer der Welt in seinem Plan umfasset, als er seiner Kirche versprach, bis auf die Vollendung der Jahrhunderte bey ihr zu seyn.

82. In diesem göttlichen Plane hat sich erst die hohe Idee einer künftigen Welt, die Verbindung der Zeit und Ewigkeit in vollem Glanze entwickelt.

Der heilige Augustin betrachtete die wahre Religion als eine heilige Stadt, deren Erbauung bey der Schöpfung angefangen hat, und erst dann vollendet werden soll, wann ihre Einwohner mit einander im Himmel vereiniget werden,

De civit. Dei.

83. Nur in diesem Plane erscheint die Tugend und der Mensch von höherer Natur.

84. In diesem Plane herrscht mit der Wahrheit auch das Leben, mit der Aufklärung die Gnade. In seiner Urkunde liegt kein todter Buchstabe, und nichts ändert seinen Sinn und Zweck.

85. Diese unvergleichliche Urkunde ist das Evangelium, oder die gute Bothschaft. Sie ist die Gotteswürdige Auffoderung zu einer allgemeinen Religion: Das Diplom der ewigen Liebe: Die Versicherung eines ewigen Reiches.

86. „Wie diese Lehre zum Herzen, zu allen Menschheitsbedürfnissen passend, war doch kein System der Philosophen, kein heiliges Buch der Nationen."

J. Müller. VII. B. S. 75.

Während die Philosophie in ewigen Theorien lebt und schwebt; wirket dieß göttliche Buch edle große Handlungen.

Zur Sache Jesu stimmte nicht nur alles zusammen; sondern war, und ist derselben alles

untergeordnet, wovon mich der Anblick der ganzen Geschichte täglich mehr überzeugt.

J. Müller G. VIII. B. S. 255.

87. Das Evangelium hat so große, so auffallende und so vollkommen unnachahmliche Kennzeichen der Wahrheit, daß der Erfinder desselben noch mehr zu bewundern seyn würde, als sein Held; wenn es erdichtet wäre.

Rousseau Emile T. III. pag. 168.

Die Majestät der Schrift setzt mich in Erstaunen. Sehen sie die Bücher der Philosophen mit allem ihren Prunke an, wie sie klein sind gegen das Evangelium.

Ebenderselbe.

88. So lange die Welt civilisirt seyn wird, muß sie christlich seyn, und das Erste kann nicht ohne die Hülfe des Evangeliums geschehen.

Bergier.

89. „Was ist wunderbarer zu sehen, als wie die christliche Religion seit dem Anfange der Welt immer auf eben denselben Gründen besteht, ohne daß die Abgötterey und Ruchlosigkeit, die sie von allen Seiten umgaben; weder die Tyrannen, die sie verfolgten; weder die Unglaubigen, die sie zu verfälschen suchten; weder die Feigen, die an ihr Verräther wur-

den; weder ihre unwürdigen Anhänger, die sie durch ihre Laster geschändet haben; noch die Länge der Zeit, die allein hinlänglich ist, alle menschliche Werke niederzureissen, im Stande gewesen wären, sie zu vertilgen, ja nicht einmal zu verfälschen."

Bossuet.

Welche Mühe gab sich nicht selbst unser allwissendes Zeitalter, ein nagelneues Religionssystem zu bilden? Und was war das Produkt dieser wüthenden Glückseligkeitslehre?

O! sagt mir doch, ihr stolzen Weisen!
Wo ist das Glück? wo ist der Mann,
Den ich als Zweifler fragen kann?

Des Cotes sagt: „Die kantische Philosophie sey im Jahre 1792 mit einem neuen Christus in die Wochen gekommen.

Kästner verglich diese philosophirenden Gottesgelehrten mit dem Manne, der zu Leipzig seinen Guckkasten herumtrug, und ausrief:

„Das Leiden Christi auf eine andere Manier."

„Hassen, sagt Herder, müssen wir die Mühe, welche die Bibel in die Form ihres Systemes drängt. Vor Gericht heißt man diese Mühe Verfälschung." *Dobmayer tom. III. p.* 408.

Endlich ist ein Mann aufgetreten, der den Vorschlag machte, die Gelehrten aufzufodern, ein besseres Volksbuch, statt des Evangeliums zu entwerfen. —

So sucht man mit der unmäßigen Abneigung gegen alles Alte auch das durch tausendjährige Erfahrung erprobte umzustürzen; während die Religion in Gottes geheimen Staat sicher dahin schreitet.

Weil wir glauben alles zu wissen; so glauben wir nichts; und weil wir nichts glauben; so wissen wir wenig.

Ich will mich indeß auf die Geschichte und auf das Evangelium stützen. Sie zeigen mir höhere Lebensweisheit; als die Metaphysik der Sitten von Königsberg.

90. Unaufhörlich zeigt sich in dem Spiegel der Geschichte die Wohlthat, und die Erhabenheit der christlichen Religion. Verfolgt, oder geachtet biethet sie unabläßig Feinden und Freunden Stärke und Vermittlung an.

91. Zwey große Bedürfnisse stellt uns die sittliche Geschichte der Menschheit dar; und diese heißen: „Beruhigung und Ver-

söhnung. Beruhigung der Leidenden, Versöhnung der Gefallenen."

Vergebens tritt hier die Philosophie in das Mittel. Es mangelte ihr von jeher zur Ersten die Kraft: zur Zweyten die Vollmacht.

Die Menschheit ist so sehr des Trostes bedürftig, und die Gradation des menschlichen Elendes ist so groß, daß es oft nichts anders braucht, als sich zu vergleichen, um glücklich zu seyn; Nemo miser, nisi comparatus; nemo felix, nisi comparatus. — Doch wo ist die Beruhigung für die Zukunft?

Schon Sokrates warf die Frage auf: Wie soll man Gott versöhnen? Dieses Problem war von jeher der Stein des Anstoßes, der sich selbst überlassenen Vernunft: der Knoten, den nur Gottes Ausspruch oder Vollmacht lösen konnte.

92. Nur jene Religion kann Beruhigung und Versöhnung gewähren, die von oben herab durch Glauben, Hoffnung und Liebe wirkt.

Alles, sowohl in der politischen, als in der sittlichen Weltordnung schwingt sich durch diese

drey Spannfedern. Von Gott gestählt haben sie von jeher Wunder der Kraft gewirkt.

Diese drey göttlichen Tugenden sind wesentlich mit einander verbunden. Der Glaube ist der Grund der Hoffnung, und auf beyde gründet sich die Liebe. So wie sich keine Hoffnung ohne Glauben denken läßt, so giebt es auch keine Liebe ohne Hoffnung.

S. August. in Ench. c. 8.

93. Nur der christlichen Religion ist diese Macht eingeräumt, die schwachen Sterblichen auf das Wort des Ewigen über die Leiden der Gegenwart, und die Erwartung der Zukunft zu beruhigen.

Duldet muthig Millionen!
Duldet für die bessre Welt!
Droben übern Sternenzelt
Wird ein großer Gott belohnen.

Schiller.

Was einem Virgil geahnet, hat die Offenbarung bestimmt zugesichert:

Forsan miseros meliora sequentur.

Aen. L. XII.

Vielleicht warten auf die Elenden bessre Dinge. Virgil.

94. Das Christenthum ist die einzig wahre Philosophie der Zeit und Ewigkeit.

95. Nur in dieser Schule entwickelt sich die Bestimmung des Menschen am hellsten. Nur in dieser göttlichen Anstalt klärt sich sein künftiges Schicksal am sichersten auf; nur diese zeigt ihm das große Jenseits — in einem ewigen Leben; und löset die dem Menschen einzig wichtige Frage: Wohin! — Denn darauf kömmt doch alles an; und dahin läuft am Ende die ganze Existenz der Menschheit hinaus.

96. Hat dann Gott in seinem Plane Zeit und Ewigkeit, irdisches Leiden und ewiges Glück verbunden; so verbinde sie auch der Mensch durch Glaube, Hoffnung und Liebe; und mache sich auf die Grenzlinie — auf den Zeit-Punkt gefaßt, wann ihm hienieden die Sonne zum letztenmale scheinet.

97. Der Blick in die Zukunft ist der Hauptgesichtspunkt der Menschheit.

98. Der Uebergang des Menschen in die Ewigkeit ist das Wichtigste seines Daseyns.

99. Der letzte Tag des Menschen ist der Haupttag, der zugleich über den Werth der Vergangenen entscheidet.

Als Epaminondas gefragt wurde, wen er von den Dreyen am Höchsten schätze, den Chabrias, den Iphikrates, oder sich selbst? so gab er zur Antwort: „Man muß uns sterben sehen, ehe man den Ausspruch thut.“

Die Stunde des Todes ist die Stunde der Wahrheit, sagte die Königinn von Schweden.

K. Christine.

100. Wende daher, da es noch Tag ist, deinen Blick aus der großen Welt in dich selbst hinein, und forsche, was du gethan hast, das der Ewigkeit würdig ist!

Quid fecisti aeternitate dignum?

Seneca.

Was hast du gethan, das der Ewigkeit würdig ist?

Seneka.

Tecum habita, et noris, quam sit tibi curta supellex. *Persius.*

Geh in dich selbst hinein, und du wirst sehen, wie unbedeutend dein Hausrath ist. Persius.

Im innern Daseyn liegt ein Buch uns aufgeschlagen,
Wie eine offne Gegenwart.
Die Pythia in uns laß uns befragen!
Sie weisagt uns das Ziel, das unser harrt.

Tiedge.

Die wichtigste Beobachtung des Menschen ist der Mensch.

Pope.

Der Mensch übersieht das lehrreichste Buch in seiner Bibliothek, wenn er nicht sich selbst liest.

Young.

101. Höre dich selbst, und verachte diesen Zeugen nicht.

102. Je näher der Mensch zur Ewigkeit hinrückt; desto bedeutender wird die Sprache seines Gewissens. Der Weise hört sie bey Zeiten.

Barklai ließ sich auf seinem Sterbebette das XI. Kapitel des Johannes vorlesen, worin unter andern folgende Stellen vorkommen: „Hat nicht der Tag zwölf Stunden? Wer beym Tage wandelt, der stößt nicht an; denn er sieht das Licht dieser Welt. Wer aber bey der Nacht wandelt, der stößt an, weil er kein Licht hat. —

Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, wenn er auch schon gestorben ist." v. 9—25.

Franz Petrarca sagt in seinem Bekenntnisse an die Nachwelt: „Einer von euch, ihr Nachkommen! war ich — ein sterblicher Mensch! — Die Natur gab mir ein gutes, züchtiges Gemüth, nur die Pest des Umganges verderbte es. Die Kindheit betrog, die Jugend tadelte, das Alter besserte mich, und bewies mir durch eigene Erfahrung die Wahrheit dessen, was ich vorlängst gelesen: daß Jugend und Vergnügen eitel sey, und daß der Schöpfer aller Zeiten und Alter die thöricht aufgeblasenen Sterblichen bisweilen in Irrthum fallen lasse, damit sie durch ihre Fehltritte endlich, wenn auch spät, sich selbst erkennen lernen.

G. Müller Bekenntnisse I B. S. 1.

Hieher gehören auch die merkwürdigen 3 Gespräche des Petrarca zwischen Augustin und Petrarca von der Verachtung der Welt.

Petrarca schrieb seine Sinnesänderung dem mächtigen Eindrucke zu, welchen folgende Stelle aus den Bekenntnissen des heil. Augustin auf sein Herz gemacht hatte. „Die Menschen

gehen hin, die Höhen der Berge, die Wellen des Meeres, die gewaltigen Ströme, den weiten Umfang des Oceans und die Kreise der Sterne zu bewundern und — verlassen sich selbst.

Conf. X. 8.

Voltaire konnte am Ende seines Lebens — 2 Monate vor seinem Hinscheiden — der lauten Stimme seines Gewissens nicht mehr widerstehen. Er suchte sich mit Gott und der Kirche auszusöhnen, er bath Gott um Barmherzigkeit, und die Kirche um Verzeihung. Sowohl diese, als noch andere Erklärungen sind zu Paris gerichtlich aufbewahret. Seyi es nun, daß er sich wieder änderte, oder von seinen Mitgesellen abgehalten wurde; der Priester Gaulthier kam erst 6 Stunden vor seinem Tode zu ihm, wo er ihn schon im Wahnsinne antraf. Von diesem Zeitpunkte der Verzweiflung schrieb sein eigener Arzt Tronchin. „Stellet euch alle Wuth und Raserey des Orestes vor, so habt ihr nur ein schwaches Bild derjenigen, welche Voltaire in seiner letzten Krankheit litt. O wie wäre zu wünschen gewesen, daß alle unsere Philosophen als Zeugen der Gewissensangst, und der innern

Wuth des sterbenden Voltaire gegenwärtig gewesen wären!

Processs. Verb.

Racine, das Wunder und die Ehre der französischen Schaubühne, auf welcher er, wie der Gott der Leyer glänzte, erschien unvermuthet bey herannahendem Ende seines Lebens in dem Hause der Andacht, und eingehüllt in das Kleid eines Büßers, gab er der Welt ein Beyspiel seiner großen Besinnung.

Der unnachahmliche La Fontaine erklärte auf seinem Sterbebette in Gegenwart Mehrerer der französischen Akademie, wie sehr er wünschte, einige seiner frechen Gedichte auslöschen zu können, und machte eine öffentliche Abbitte.

H. v. Leibnitz bekannte es freymüthig, wie er in seiner Jugend an den wichtigsten Wahrheiten gezweifelt habe. „Ich fieng also an, sagte er weiters, mich im Ernste der Untersuchung der Wahrheit zu widmen, um so eifriger, je mehr es mich schmerzte, daß ich durch die Sophistereien einiger Neulinge des größten Glückes meines Lebens, nämlich der Gewißheit einer Unsterblichkeit nach dem Tode des Körpers, und der Hoffnung der göttlichen Gnade, die sich einst

über die Guten und Unschuldigen offenbaren wird, beraubt werden sollte u. s. w. Confessio naturae contra Atheistas. Opp. I. p. 5. —

Georg Müller Bekenntnisse II Thl. S. 357.

Leibnitzens Wahlspruch war: „Mit jeder verlornen Stunde geht ein Theil des Lebens verloren."

„Pars vitae, quoties perditur hora, perit."

Wollte Gott, schrieb Zinzendorf, daß alle, die sich in den Ursachen müde und matt geirret, sich in das Meer der Erbarmung Gottes, wie Aristoteles in den Euripus stürzten!

Bekenntnisse III. Thl. S. 117.

Was soll ich denn nun anfangen nach so vielen Labyrinthen und sisyphischen Steinen, womit ich mich meine ganze Lebenszeit geplagt habe? sagte Joh. Amos Commenius.

Wie erbauend und gehaltvoll ist J. Müllers schönes Geständniß! „Manchmal übernehmen mich die traurigsten Gedanken über das nicht wohl benützte Leben. Ich hätte ungemein viel mehr thun sollen, und wie viel lassen. Mit Mühe reiße ich mich davon los; ich fühle, daß das Festhalten dieser allzuwahren Gedanken mir

gleich schwarze Nächte, wie vormals dem großen Haller bereiten würde. Ists aber auch recht, ihnen nicht nachzuhängen? Ist die Vernichtung weiterer Plane nicht eine sehr mögliche Sache? Ist die schaudervolle Nähe der Nacht, wo niemand wirken kann, zweifelhaft? Man muß sich an die Erbarmungen Gottes festklammern. — Wer die Ewigkeit glaubt, kann rechnen, daß sich endlich Zeit für alles finden soll."

VII. B. S. 260. v. J. 1807.

Wie sehr war mein Herz mit der Welt, wie mit einer Rinde überzogen! bekennet Eduard Young: wie sehr hatte ich meine kriechende Seele in eigene Fesseln verwickelt! wie tief war ich gleich einem Wurme in weiche Gedanken eingehüllt, welche die kriechende Einbildung webte, bis die umwölkte Vernunft von unaufhörlicher Lust hienieden, ganz eingewunden lag, und noch nicht ihre Schwingen ausbreitete, um den Himmel zu erreichen. Unsere wachenden Träume sind uns tödtlich. Und von welchen unmöglichen Dingen hat mir nicht geträumt! von beständigen Freuden im beständigen Wechsel! vom festgegründeten Vergnügen auf der tobenden Welle! vom ewigen Sonnenschein in den Ungewittern des Lebens! Mit wie vielen kostbaren Teppichen gemalter Freuden waren nicht meine mit-

tägigen Phantasien ausgeschmückt! bis ich über den Glockenschall des Todes, dessen stets rege eiserne Zunge täglich seine Millionen zu seiner Speise abfodert, erschrocken aufwachte, und mich verloren fand. Wo sind nun die prächtigen Verzierungen meiner Phrenesie? — Die mit Spinneweben behangene Hütte mit ihrer zerfallnen Mauer von mürbem Laim ist gegen mich ein königlicher Palast! Der Spinne dünnster Faden ist ein starker Strick gegen das zarte Band, welches den Menschen mit irdischer Glückseligkeit verknüpfet. Es bricht mit dem geringsten Hauche der Luft. O! ihr seligen Scenen eines immerwährenden Vergnügens! dessen Fülle kein Maaß, dessen Dauer keine Grenzen kennt! Nur eine beständige Dauer von Glückseligkeit ist Glückseligkeit."

Von Leben, Tod und Unsterblichkeit. I. R. S. 10.

Klopstock hatte den großen Gedanken der Ewigkeit sich selbst und seinen Lesern sehr oft an das Herz gelegt:

Laß mich im Heiligthume
Dich, Allgegenwärtiger!
Stets suchen, und finden! und ist
Er mir entflohen, dieser Gedanke der Ewig-
keit,

Laß mich ihn tief anbetend
Von den Chören der Seraphim
Ihn mit lauten Thränen der Freude
Herunterrufen!
Damit ich, dich zu schauen,
Mich bereite, mich weihe
Dich zu schauen
In dem Allerheiligsten!
Dem Allgegenwärtigen.

103. Glücklich derjenige, den die Stunde nicht überraschet, wo er nicht mehr wirken kann.

Inter vitae negotia, extremumque diem oportet aliquid temporis intercedere: „sagte ein Officier dem Kaiser Karl V. da er um seine Entlassung bath.

Zwischen den Geschäften des Lebens, und dem letzten Lebenstage muß noch eine Zeit bestehen.

Der heil. Augustin führt in seinen Bekenntnissen einen Kriegsmann an, der, während der Kaiser zu Trier die circensischen Spiele hielt, mit einem seiner Freunde nach den Gärten der Stadt spazierte, von ungefähr aber in ein kleines Haus gerieth, wo eine christliche fromme Familie wohnte. Da fanden sie ein Ma-

nuscript, worin das Leben des Antonius beschrieben war. Sie lasen, und je mehr sie lasen, desto mehr riß es sie hin. Schon während des Lesens faßte einer den Entschluß, die Kriegsdienste aufzugeben, und sagte dann seinem Freunde: „Lieber! sage mir, wohin suchen wir mit all unserer Mühe und Arbeit zu gelangen? was wollen wir? warum kriegen wir? Erstreckt sich unsere Hoffnung weiter, als, Freunde des Kaisers zu werden? Und sind wirs, wie unsicher, wie gefährlich ist unser Glück? durch wie viele Gefahren erringen wir nur noch weit größere Gefahren! und wie lange währt es? Nein! Gottes Freund kann ich seyn, wenn ich will, und ich wills!"
Georg Müllers Bekenntnisse merk. Männer. II. S. 99.

Kaiser Maximilian I. hatte seit vier Jahren vor seinem Ende seinen Sarg auf allen seinen Reisen mitgeführt, als das einzige Erbe von all seiner Macht und Herrschaft, und starb im J. 1519 auf einer Reise zu Wels. Als man ihm rieth, sich zu seinem Ende zu bereiten, sagte er: „Ich habe es längst gethan, nun wäre es zu spät dazu." Er befahl, seine Leiche einen Tag lang jedermann zu zeigen, damit sich seine Unterthanen des gemeinen Looses der Sterblichen desto kräftiger erinnern möchten." Sein Beichtvater durfte ihn nicht mehr Kaiser, son-

dern nur Maximilian nennen. Seinen Räthen und Dienern both er zum Abschied jeden die Hand, und als sie um ihn weinten, sagte er heiter: „Was weinet ihr? daß ihr einen sterblichen Menschen sterben sehet?“

J. G. Müller Reliquien I. Thl. S. 224.

Auf das Sterben muß man eher denken, als man stirbt.

104. „Eile, und rette deine Seele; denn auf dieser Welt ist keine wahre Ruhe zu finden!“

Dieses schrieb Friedrich Christian Markgraf von Bayreuth mit seinem Ringe in das Fenster seines Kabinets.

105. Der letzte Tag deines Lebens ist der Geburtstag der Ewigkeit.

Dies, quem tanquam extremum reformidas, aeterni natalis est.

Senec. Ep. CII.

Der Tag, den du als den letzten fürchtest, ist dein Geburtstag der Ewigkeit.

Seneka.

106. Glücklich derjenige, dessen Haus und Seele dann in Ordnung sind.

Es giebt einen Gang der Warnung sowohl bey dem einzelnen Menschen, als bey ganzen Reichen und Staaten. Langsam schreitet die Nemesis einher. Sie warnet: es erscheinen die Zeichen der Zeit: es kömmt eine Krankheit, eine Plage: es folgt die zweyte, die dritte. — Und tritt keine Besinnung ein, so folgen Untergang und Sturz.

Unglücklich der, dem die Stunde zu frühe geschlagen!

107. „Wollt ihr mit geschlossenen Augen zu euerm Grabe gehen; so werdet ihr anstatt, daß vernünftige Menschen in ihrem Grabe einen Hafen finden, an dem eurigen als an einer Klippe scheitern.

Pope II. Brief u. d. wohl. S. 322.

Aus des Irrthums falschen Weiten
Sammelt euch, und sucht bey Zeiten
Euch zurecht zu finden.

Schiller.

108. Der wahre Trost in der großen Stunde des Austrittes aus dieser Welt ist nicht in der Macht der Welt. Er kömmt einzig aus der Hand der Religion.

Sie macht dir erst des Lebens Anmuth schön,
Sie wird im widrigen Geschicke
Dich über dein Geschick erhöhn.
Sie wird im letzten Augenblicke,
Wenn alle traurig von dir gehen,
In himmlischer Gestalt zu deiner Seite stehen,
Und in die Welt der Herrlichkeit
Den Geist, der sie geliebt, begleiten.

Schwarz Handb. I. S. 92.

109. Wohl dem, der in dieser wichtigen Stunde vertrauensvoll und ausgesöhnt den Seinigen sagen kann:

Auf Wiedersehen!

110. „Du Menschenkind! sieh um dich her!
Und weißt du eine Lehre,
Die größer und die tröstlicher
Für uns hienieden wäre? —
Dort, wo die Siegespalmen wehen,
Ist Seyn nur, ist kein Werden,
Kein Sterben und kein Auferstehen,
Wie hier bey uns auf Erden.

Dort freun sie ewig — ewig sich;
Ist ewig Licht und Friede.

Claudius.

Historische Betrachtungen.

I.

Der Mensch.

Der Mensch — der Sohn der Erde, der Enkel des Nichts — war kaum von Gottes Hand gestaltet, und von dem Hauche des Ewigen beseelet, als das große Verhältniß zwischen Gott und seinem Geschöpfe geboren, und von dem von Ewigkeit her entworfenen Plane das erste Blatt aufgerollt war, auf welchem die Würde, die Macht, und die Bestimmung des Menschen gezeichnet stand. Der Mensch sollte Gottes Ebenbild seyn, der Beherrscher der Erde und Thiere, die Hauptperson der Schöpfung werden.

Hohe geistige Eigenschaften, Vernunft, Verstand, Gedächtniß, Wissenschaft, Gerech-

tigkeit, Unschuld und Freyheit sollten ihn nicht nur zu einem Wiederscheine seines Urbildes machen; er sollte auch, wie Gott, auf Erden Gutes wirken — und leben.

„So erschuf Gott den Menschen nach seinem Bilde. Zum Ebenbilde Gottes schuf er ihn. Er erschuf aber zwey Geschlechter: Mann und Weib. — *Gen. I. 27.* In diesen beyden Personen sollte der Keim und die Bestimmung der ganzen Nachwelt liegen. Beyder Herrschaft ward die Erde unterworfen: beyde erhielten den Segen des Ewigen, sie sollten sich mehren, und weit in die Zukunft wirken, und die Stammglieder einer Kette seyn, die sich nur dort verlieren soll, wo ihr göttliches Urbild ewig glänzt. Nur der reinste Mensch konnte dann unmittelbar aus Gottes Hand hervorgegangen seyn, in dessen Antlitz der Allerhöchste sein Bild erblicken, und das gotteswürdige Werk der Schöpfung, da Himmel und Erde in voller Pracht und Glanz, und der Mensch in seiner Unschuld dagestanden, damit beschließen konnte, daß er alles gut, sehr gut gemacht habe. Doch der freye Mensch sollte sein Verhältniß zu seinem Wohlthäter und Schöpfer durch dankbare Un-

terwür-

terwürfigkeit bezeichnen; zugleich aber dadurch der Miturheber seines Glückes werden, um sein Glück noch mehr zu erhöhen. — Das schöne glückliche Eden war dem rein-schönen Menschen zum ersten Aufenthalt angewiesen. Auf diesem unvergleichlichen Platze der Schöpfung befanden sich aber unter andern zwey merkwürdige Bäume: Der Baum des Lebens, und der Baum der Wissenschaft des Guten und Bösen. Jener hatte die Kraft der Unsterblichkeit für den seinem Gott getreuen Menschen; und dieser sollte ihn über das Glück seines ersten Standes und das Unglück des folgenden aufklären; sobald er sichs beygehen ließ, gegen das Gesetz des Allerhöchsten von seiner Frucht zu genießen. Geschmeichelt und irregeführt von einem bösen Geiste unter der Maske einer Schlange griffen nun die beyden Stammältern nach der verbothenen Frucht, und in eben dem Augenblicke, da sie wie Götter seyn wollten, war ihr Schicksal entschieden. Man nehme von der Schöpfungsgeschichte eine Ansicht, welche man will. Genug! der reinste Mensch ist dahin! — In eben dem Augenblicke war das erste Blatt des göttlichen Planes umgeschlagen, und auf dem zweyten stand der Tod.

Verdunkelt war das schöne Bild, und verfinstert der Geist und die Sonne der Unschuld. Geist und Körper sind in Widerspruch gerathen. Wie ganz anders zeigte sich jetzt der gefallene Mensch; noch kurz vorher das glänzende Ebenbild des Allerhöchsten, der reine Spiegel der Gottheit, das Meisterstück der Schöpfung und Schönheit! Ja! Sie wurden aufgeklärt, die beyden Unglücklichen, und schämten sich. Sie sahen, wie sie sich selbst aus dem Verhältnisse zu Gott hinausgerücket hatten, und nun nicht mehr der himmlisch reine Gegenstand des göttlichen Wohlgefallens seyn konnten. Schon vom eigenen Gewissen angeklagt, vernahmen sie jetzt das bestürzende Urtheil aus dem Munde ihres Schöpfers, daß der Zutritt zu dem Baume des Lebens gesperret sey, und sie durch eine lange Reihe von Müheseligkeiten wieder zur Erde zurückkehren werden, aus welcher sie genommen sind — Sie, und alle Geschlechter der Nachwelt. — Hier bey dieser Thatsache verstummt ohne Zweifel die figürliche Auslegung. Noch ist der Tod auf Erden: Die Natur ist zerrüttet: Der Schweiß liegt auf der Stirne von Millionen: Arbeit, Krankheiten und Leiden sind der Antheil der Menschheit: —

So ward der Mensch aus dem Paradiese in diese Welt verstossen; das heißt: aus dem Ewigen in das Zeitliche, aus der Fülle in Mangel, aus der Kraft in Schwäche, aus dem höchsten Gute in das Niedere. — Doch der Plan des Ewigen sollte keineswegs abgebrochen seyn. Ein neues Verhältniß sollte hergestellt, das Werk der Schöpfung und Allmacht sollte durch ein Werk der Versöhnung und Liebe ins Gleichgewicht gebracht, und ungeachtet des körperlichen Todes die Geistes Unsterblichkeit gesichert werden. Das verdunkelte Ebenbild sollte ein neues Licht, einen neuen Werth, eine göttliche Verschönerung erhalten; sollte es auch dadurch geschehen, daß Der, der die Welt geschaffen hatte, noch einmal vom Himmel herabsteigen, und als Mensch und Gott, als Aufklärer und Versöhner, der Menschheit Licht und Tugend, den Trost der Zeit, und das Glück der Ewigkeit zurückeführen sollte. So stand es in dem Plane des Allerhöchsten, den die Zeitenfolge so schön und groß und sichtbar entwickelt, und den göttlichen Orakelspruch in Erfüllung gebracht hat, daß der Saame des Weibes den Kopf der Schlange zertretten wird. Die gan=

ze Reihe der folgenden Begebenheiten, und die durch so viele Familien heilig aufbewahrte Uebergabe von der Ankunft eines Retters, und die Folgen und Wirkungen dieses Glaubens bezeugen es zu Genüge, daß sich schon unsere Stammältern auf diesen Glauben stützten, und ob sie gleich den Tod des Körpers vor Augen sahen, auf die Unsterblichkeit der Seele bauten: außer dessen hätte schon der Tod des gerechten, und Gott gefälligen Abels nicht nur allein sie, sondern ihre ganze Nachkommenschaft in Verzweiflung bringen müssen.

Sirach 17.

Betrachtet man alle Begebenheiten der Folgezeit in ihrem Zusammenhange; so zeigt es sich klar, daß die Mosaische Schöpfungsgeschichte in dieser Verbindung die Einzige ist, die dem Menschen einen Aufschluß gegeben, was er war, was aus ihm geworden, woher seine Schwächen und Leiden rühren, worauf sich seine Hoffnung gründet: man glaubte zwar selbe dadurch zu entkräften, wenn man das Alter der Welt um Jahrtausende hinaussetzte, um mittels der Zeitrechnung auch die Wahrscheinlichkeit der Thatsachen zu schwächen. Und so mußten die Strahlen der Fixsterne, die Veränderung des Meeres, ausge-

brannte Vulkane, versunkene Wälder, Muschel und Fossilien zum Behufe dienen. Allein die Zeitrechnung entscheidet hier nichts. Ich mache aus der Chronologie eben so wenig einen Glaubensartikel, als aus der Thatsache ein Phantom.

„Mag die Welt, sagt Bergier, zweytausend Jahre älter, oder jünger seyn, dieß ändert nichts, weder im Wesentlichen der h. Geschichte, noch in der Ueberlieferung der geoffenbarten Lehrsätze, noch in der Gewißheit der Beweise der Offenbarung." V. Thl. S. 364.

2.

Weltplane der Menschen.

Je mehr sich aber der Mensch durch Stolz, diesen unseligen Antheil des Menschenfalles, aus dem Verhältniß zu seinem Gott verlor, desto mehr entfernte er sich von seiner Quelle, vergaß seinen Urheber, und erkünstelte sich dann selbst Plane und Systeme über seine Entstehung. Man baute Welten, schuf Sonnen und Sterne, und gab dem Menschen ein eingebildetes Daseyn — alles ohne Gott, oder mit einem Gott nach eigenen Heften. Der Stolz war es, der schon die ältesten Völker verleitet hatte, sich einen besondern Ur-

sprung zu geben, theils um von keiner andern Nation abzustammen; theils um das älteste Volk der Welt zu seyn. Bald nahmen sie Millionen Jahre seit ihrer Entstehung an, bald die Ewigkeit selbst. Jetzt machten sie der Sonne den Vorzug des Alters streitig, jetzt waren ihre Urstämme wie die Ceder ihrer Berge aus der Erde hervorgesprungen. Bey allem dem zweifle ich recht sehr, ob sich die ältesten Völker in ihren Meynungen oder in ihrem Glauben so weit verloren hatten, wie die Weisen der aufgeklärten Jahrhunderte. Es ist eine Wahrheit, die sich in der Geschichte nur zu oft bestätiget hat, daß der Mensch, je aufgeklärter er sich dünkte, nur desto monströsere Irrthümer hervorbrachte, besonders wenn sich die menschliche Weisheit mit der göttlichen messen wollte. Daher die mannigfaltigen, die widersprechenden, die abgeschmackten Hypothesen über die Entstehung der Welt, die ein Jahrhundert theils aufgewärmet, theils erfunden hat, welches man als die Gottheit der Aufklärung angebethet hat. In diesem leuchtenden Jahrhunderte erhoben sich dann die großen Geister, welche die Erd- und Himmelskugel zwischen ihre Finger nahmen, und überlegten, welche Entstehung oder Bestimmung sie denselben, oder ihren Bewohnern ertheilen wollen: da entstanden dann

jene exaltirten Schöpfungssubrogate, bey derer Erscheinen man nicht wußte, ob man die Verstimmung oder den Flug des menschlichen Geistes belachen oder bedauern sollte. Der eine machte die Welt zu einem ewigen Uhrwerk, das sich aber, um jede äußere Kraft entbehrlich zu machen, immer selbst aufziehen muß. Er läßt dann die Sonne alles Wasser der Erde an sich ziehen, bis diese wegen Trockenheit in Brand kommen, und wegen ihrer Leichtigkeit zur Sonne fliegen, von daher wieder ein ganzes Meer herholen, und sich in ihren vorigen, oder einen andern leeren Platz zurückbegeben werde. Die Anhäufung des Wassers an den beyden Polen wäre die Ursache, daß die Menschen erst aus Meerthieren entstanden. Ein anderer trat mit Urstäubchen auf, theilte ihnen eine Geburtskraft zu, und betrachtete sie als Eyer, aus welchen er tausend Welten machte. Aus dem Zusammentritt mehrerer homogenen Parthien seyen Berge, Meere, Luft und Menschen entstanden. Die Satelliten der Planeten wären neue Geburten ihrer selbst. Ein Dritter machte die Erde zu einem Originalthier, das von Ewigkeit her besteht. Der Mensch aber wäre zuerst eine denkende Materie, dann ein Thierchen z. B. eine Mücke, dann eine Maus, dann ein Hund, ein Pferd, zuletzt erst ein Mensch gewor-

den, der aber den nämlichen Weg wieder zurückgeht. Wieder ein Anderer behauptete, daß anfangs nur krumme, lahme, gehörlose Figuren auf die Welt gekommen wären, und Adam und seine Nachkömmlinge sich mit Tigern und Wölfen gepaaret hätten, woraus die verschiedenen Völkerschaften gekommen sind. Endlich erschien das große Licht der naturhistorischen Welt, Büffon, um das große Thema der ganzen Schöpfung zu lösen:

„Die Sonne, sprach er, wäre der erste erschaffene Körper, und zwar von fließender Glasmaterie mit Wasser umgeben gewesen. Ein zweytausendmal dichterer Komet hätte an selbe angestoßen, die Planeten davon abgerissen, und jeden gewisse Millionen Stunden davon entfernt. Die auf der Sonne liegende Zinnmaterie hätte den Merkur, die Schmergelmaterie die Venus, das geschmolzene Glas aber unsern Erdball gestaltet, wie der Sonnenmarmor den Mars, die Kreidenerde den Jupiter, und der Bimsstein den Saturn hervorbrachte. — Die Sterne seyen eben so ausgeworfene Sonnenschlacken, wie man selbe bey einem Feuerwerke an einem laufenden Rade sieht. Die Kometen aber entstanden aus einem zweyhundert Stunden im Durchschnitte dicken

zweyten Sonnenkörper, welcher zerplatzte, und fünfhundert kleine Sonnen formirte, deren Licht erlosch, und statt dessen ihnen ein Bart oder Schweif geblieben. Der Zeitpunkt für die Kometen wäre zwey Milliarden und siebenhundert Millionen Jahre früher, als für unsere Erde, die nur fünf und siebenzig tausend Jahre alt seyn soll, und in der ersten Hitze durch die Bewegung den Mond auswarf. Die Sonne, welche die Planeten nach ihrer Erkaltung drückte, und von ihnen wieder gedrückt worden, wäre durch den ersten Stoß schief geworden, und habe daher ihren täglichen Lauf genommen. Weil aber alle zu eben diesem Körper als ihrem Centrum trachteten; dieser jene auch an sich zog, haben sie dadurch ihren Jahreslauf erhalten. — Nach der ersten Erkaltung der Erde schwamm das Wasser zwanzig tausend Klafter hoch über derselben, welche durch dessen stete Reibung zum Theil aus Glas Thon wurde, woher so viele Schiefer und Granitberge kämen. Das siedende Wasser, so sich mit der Luft und dem Feuer verband, wurde auch daher gesalzen, und brachte die organische Materie zu Austern, Meerspinnen ꝛc. hervor, die die Glasgebirge zu Kalk zerfraßen; überhaupt aber höhlte der Lauf des großen Meeres die unterirdischen Tiefen aus, wo im Erdballe sich die

Flüße und Brunnquellen gestalteten. Sobald sich das Wasser solchergestalten zurückzog, war der hundertste Theil der Erde schon mit Bäumen und Gewächsen besetzt. Die schnelle Abkühlung machte aber Spälte und Risse, woher das unterirdische Feuer mit Gewalt ausbrach, und die Berge zusammenstürzte, wie dann noch Vulkane genug zu sehen wären. Als endlich die Erde ganz in Ruhe war, gaben sich die organischen Stoffkügelchen (Molekeln) in Bewegung, und es fügte sich nach und nach ein Kopf, eine Nase, die Ohren, das Herz, die Nerven, Augen, Wehrwaffen und ein Rüssel zusammen, und da stand auf einmal ein Elephant. So gieng es mit allen Thieren, ja mit dem Menschen selbst, und so gehe es immer fort. Weil es am Polus zuerst kalt wurde, wohnten auch die Thiere und Menschen in dem mittägigen Syberien und der Tartarey, wo die Kalmucken sind, deren nachhin die Meisten nach dem Aequator zogen. Die ersten Menschen waren alle achtzehn Schuhe hoch, und lauter Astronomen, wurden aber nachher von Zwergen vertrieben. Adam der erste Kalmuck lebte vor ungefähr dreyzehntausend Jahren in dem dasigen Paradies. Endlich wurde durch einen schrecklichen Vulkan das ganze Atlantische Reich achtzehnhundert Stunden

weit von Spanien bis Amerika getrennt. Durch Entstehung dieser großen und kleinen Inseln sollen alle seltene Thiere und Gewächse aus Norden bis nach Kanada gekommen seyn. Schließlich erfand der Mensch Künste, bearbeitete die Erde, machte sie fruchtbar, und half der Natur auf, welche aber vor lauter Frost in neun und zwanzig tausend 998 Jahren zu Grund gehen wird."

Man sehe: Neues christliches Heidenthum. S. 2.

Man hätte freylich vermuthen sollen, daß dergleichen Weltplane schon ihrer Albernheit wegen sogleich bey ihrer Entstehung zusammengestürzt wären: allein die Namen eines Büffon, Maillet, Robinet, Diderot, La Mettrie u. a. hatten eine zu große Celebrität, als daß man nicht vor jedem Idole die Knie gebogen hätte, welches sie aufstellten; weil sie sich um das Verdienst bewarben, die Religion aus der Menschheit zu verdrängen. Voltaire, der gemeiniglich abspricht, ohne zu beweisen, machte es am kürzesten, indem er sagte: daß zur Erschaffung der Welt ein Gott gar nicht nothwendig wäre; wiewohl er von der Betrachtung der erstaunungswürdigen Maschine der Welt und ihren Gesetzen hingerissen, dennoch am Ende bekannte:

„Gott allein ist der Ursprung aller Dinge. Alles ist aus ihm und durch ihn!"

Encycl. Quest. Idees.

Immer wird dann nur jene Schöpfungsgeschichte den Vorzug behaupten und verdienen, welche so majestätisch beginnt:

Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde, und welche bestimmt erklärt, daß Welt und Mensch göttlicher Abkunft sind. Sie, die Mosaische Geschichte, ist nicht wie die vorhergehenden aus dem Gehirne eines einzelnen hervorgegangen: war kein Machwerk der Phantasie. Was das Volk lange wußte, und durch eine heilig gehaltene Uebergabe gesichert war; sollte dadurch noch mehr gesichert werden, daß es in ein heiliges Buch eingetragen wurde. Dieses überaus schätzbare Buch ist es, welches schon in Rücksicht seines Alterthums über zwey tausend Jahre weiter hinauf steigt, als irgend ein historisches Denkmal. Vor dieser Urkunde verschwinden alle die Neugeburten des Witzes, durch welche der Mensch weder seine Ahnen, weder den Ursprung des Guten und Bösen, noch sich selbst, am wenigsten seine Hoffnung kennen lernt.

3.

Die Götter der Menschen.

So unglücklich die Menschen über ihren Ursprung räsonnirten, eben so abentheuerlich und schwach waren ihre Urtheile, ihre Muthmaßungen, ihre Erfindungen über Gottes Daseyn, sobald sie den Faden der Uebergabe verloren hatten. Der Anblick des Weltalls und ein inneres Gefühl zog sie zwar immer zu einem höhern Wesen hin; allein wie krank zeigte sich der menschliche Verstand in der Bestimmung dieser höhern Macht! wie groß steht die Verdorbenheit, wie beschämt die menschliche Weisheit da, wenn man ihr die Götter vorhält, die sie erfunden, oder den Gott, den sie bestritten hat! Es war eine Zeit, da häufte man Götter auf Götter, Altäre auf Altäre. Es war die Zeit der Genien und Mythen. Es trat eine Epoche ein, da kam man zwar auf Einen Gott zurücke; allein man ließ ihn nur des Volkes wegen passiren. Es war der Gott der Politik. Endlich glaubte man in dem Erleuchtetsten der Jahrhunderte alles erschöpft zu haben; indem man einen Beweis erfand, daß ein Gott erwünschlich ist. Auch hier ließ sich die Frage aufwerfen, zu welchem Zeitpunkte die menschliche Weisheit größere

Schwäche zeigte? Zu jenem mit vielen Gottheiten, oder zu jenem ohne Gott? Die ersten Menschenfamilien kannten nur einen einzigen Gott, und blieben ihm so lange getreu, so lange sie nicht die Uebergaben ihrer Urreligion aus den Augen verloren, welche ihnen den Urheber zeigte, den sie zu preisen hätten. Nachdem Sirach von der Schöpfung unserer ersten Aeltern geredet hat, setzte er hinzu: Gott hat sie mit dem Lichte der Vernunft erfüllet, hat ihnen die Wissenschaft des Verstandes gegeben, hat ihr Herz mit Empfindungen begabt, ihnen das Gute und das Böse gezeigt; er hat sein Auge über ihre Herzen leuchten lassen, damit sie die Pracht seiner Werke sehen, seinen heiligen Namen preisen, und ihn wegen seiner Wunder und der Größe seiner Werke verherrlichen möchten. Er hat ihnen Verhaltungsregeln vorgeschrieben, und ihnen das Gesetz des Lebens anvertrauet. Er hat einen ewigen Bund mit ihnen gemacht, und sie die Gebote seiner Gerechtigkeit gelehret. Sie haben den Glanz seiner Herrlichkeit gesehen, und sind mit den Lehren seiner Stimme beehret worden; er hat zu ihnen gesagt: Fliehet jedes Unrecht: und einem jeden unter ihnen befohlen, auf seinen Nächsten bedacht zu seyn."

Sirach XVII. 5. folg.

Nachdem sich aber die Familien in verschiedene Weltgegenden zerstreuet, und nach und nach größere Gesellschaften und Völker gebildet hatten, verfielen sie in desto größere Irrthümer, je mehr sie sich von der originälen Ueberlieferung, welche ihr einzig wahres Orakel hätte seyn sollen, entfernten. Hingerissen von dem, was sie sahen und fühlten, selbst von der Wohlthätigkeit der Natur, machten sie sich bald eben so viele Gottheiten, als es Wesen in der Natur giebt; oder vielmehr sie machten dasjenige, woraus sie Gott hätten erkennen sollen, zu einem Gott. Man kam auf die Gedanken der Genien, welche die Natur und die Thiere beleben, und jedes Volk schuf sich nach eigener Phantasie, oder aus Rivalität mit andern Nationen besondere Schutzgötter. Bald gab es so viele Religionen, als Völkerschaften, und so viele Götter als der Eigennutz bedurfte. Und auf diese Weise kamen sogar die Thiere auf die Altäre. Die Aegypter verehrten den Wiedhopf, weil er mit dem Wehen der Hundstagswinde pünktlich zurückekömmt, um die Würmer und Insekten aufzuzehren: den Ibis oder Storch, der jedes Jahr erscheint, die Schlangen zu vernichten: den Ichnevmon, der die Eyer

des Crocodils aufsucht, um sie zu zerbrechen: den Hund, wegen seiner unverletzlichen Treue gegen seinen Herrn. Je nachdem die Thiere, oder Elemente der Nationen gute Dienste geleistet, wurden sie vergöttert. Die Phrygier betheten die Ratzen an, und die Trojaner erwiesen denselben göttliche Ehren, weil sie die Sehnen an den Bogen ihrer Feinde abgenagt hatten. Die Syrer holten ihre Götter aus dem Meere, und verehrten die Fische. Die Assyrer betheten die Tauben an; die Thessalier die Schwanen; die Samogizier die Schlangen; die Mogoln die Kühe; die Inder einen weißen Elephanten! Die Perser erzeugten den Flüssen göttliche Verehrung, so daß sie sich nicht einmal von ihrem Wasser zu waschen getrauten. Die Massageten betheten die Sonne an; die Tartarn den Mond; die Lydier und Numidier die Planeten. Eben so gieng es mit den Produkten der Natur; so daß man sogar Zwibel und Knoblauch vergötterte. Allen diesen Vergötterungen lag meistens der Begriff zu Grunde: die Natur werde durch besondere Intelligenzen oder Genien beherrscht und geleitet, und die Verehrung komme mehr diesen, als ihren Symbolen zu. Ich zweifle daher recht sehr,

ob

ob denn der Aegypter, der aus Achtung und Dankbarkeit nutzbare Thiere verehrte, thörichter handelte, als wenn in dem aufgeklärten Griechenland ein Schöngeist der Nymphe eines Flusses einen Stier, oder in dem glänzenden Rom der fromme Horaz der blandusischen Quelle im Ernste eine Ziege opfern. Juvenal spottete über die Ehrerbietung, welche diese Völker den Vögeln erwiesen, und vergaß, daß man ihnen in Griechenland und Rom sogar einen prophetischen Geist zuschrieb, und sie über Staatsangelegenheiten um Rath fragte. Wenn die wilden Völker steif glaubten, daß die Thiere von Genien belebt sind; so weiß ich denn doch nicht, ob es widersinniger war, als wenn der große Cartes die Thiere zu bloßen Maschinen macht. Wären alle jene Völker bey der bloßen Verehrung der Thiere und der Natur geblieben; so würde die Abgötterey nie so weit um sich gegriffen, und jenen hohen Grad der Verdorbenheit erreicht haben, den sie durch die Dichtkunst und die abscheuliche Götterlehre erhalten hatte. Sobald man angefangen, nicht nur die Menschen, sondern auch ihre Leidenschaften zu vergöttern; nicht nur der Tugend, sondern auch dem Laster Tempel zu bauen, und solche Opfer zu entrichten, gegen welche sich die Menschheit sträubte; so erloschen

auch die letzten Strahlen der Gottheit, und mit diesen alles sittliche Gefühl. Wer erstaunt nicht, den mythischen Olymp und die irdischen Tempel mit solchen Göttern angefüllt zu sehen, in deren Gesellschaft zu seyn, nur das glänzende Athen und das große Rom sich nicht schämen konnten! Um dem Laster den höchstmöglichen Schwung zu geben, brauchte es nichts anders, als die Götter selbst zu Mitschuldigen zu machen. Wer würde sich wohl getrauen, sagt Bossuet, die Zeremonien der unsterblichen Götter und ihre unreinen Geheimnisse zu erzählen? Ihre Liebeshändel, ihre Grausamkeiten, ihre Eifersuchten und alle die andern Ausschweifungen waren der Gegenstand ihrer Feste, ihrer Opfer, der Loblieder, welche man ihnen sang, und der Gemälde, welche man ihren Tempeln widmete. Also ward das Laster angebethet, und zum Dienste der Götter für nothwendig erklärt. Der ansehnlichste aus den Philosophen verbeut das Uebermaaß im Trinken, es wäre dann an den Festtagen des Bacchus, und zur Ehre dieses Gottes. Ein anderer, nachdem er alle ungebührlichen Gemälde mit aller Strenge bestraft hatte, nimmt hievon die Bildnisse der Götter aus, welche durch dergleichen Ehrlosigkeiten geehrt werden wollten. Man kann nicht ohne Erstaunen die Ehrenbezeu-

gungen, welche man der Venus erweisen mußte, und die Unzuchten, welche zu ihrer Verehrung eingeführt waren, lesen. Griechenland, für so fein und weise es auch immer gepriesen wird, hatte diese verabscheuungswürdigen Geheimnisse. In dringenden Geschäften gelobten die Privatpersonen und die Republiken öffentliche H — n der Venus an, und Griechenland errötete nicht, sein Heil den Gebeten, welche sie ihrer Göttinn verrichteten, zuzuschreiben. Nach der Niederlage des Xerxes und seines fürchterlichen Kriegsheeres stellte man in dem Tempel ein Gemälde auf, wo ihre Gelübde und ihre Bittgänge mit dieser Aufschrift des Simonides, eines berühmten Dichters, vorgestellet waren; „Diese haben die Göttinn Venus gebeten, welche aus Liebe zu ihnen Griechenland gerettet hat." Wenn doch die Liebe anzubeten war, so hätte es wenigstens die ehrbare Liebe seyn sollen; allein es verhielt sich nicht also. Selbst Solon führte zu Athen der unzüchtigen Venus, oder der unreinen Liebe einen Tempel auf. Das ganze Griechenland war mit Tempeln, welche dieser Göttinn geheiliget waren, angefüllet, und die eheliche Liebe hatte in dem ganzen Lande nicht einen Einzigen. —

Das römische Ansehen behandelte die Religion nicht ernsthafter, weil es der Ehre der Götter die Unreinigkeiten der Schaubühne, und die blutigen Auftritte der Kämpfer widmete, das ist, alles dasjenige, was man nur verderbtes und grausames ersinnen konnte."

Discours sur l'Hist. univ. II.

Wer sich hierüber näher überzeugen will, der lese in einem Tacitus, Sueton und Ammianus Marzellinus die schrecklichen Wirkungen der barbarischen Schauspiele in den Amphitheatern — den Göttern geweiht! — in Ovid und Juvenal den Einfluß, welchen die Unflätereyen der Schauspiele und Pantomimen auf die Sitten hatten: im Terenz und Lucian die unseligen Eindrücke, welche die unzüchtigen Statuen und Gemälde machten: in dem Ovid die lasterhaften Gebete, welche die Heiden an ihre Götter richteten. Doch die menschliche Verdorbenheit hatte es einmal so weit gebracht, daß sie sogar ihren Lastern die Würde eines religiösen Sinnes zu geben wußte, wenn gleich hieraus die ungeräumtesten und abscheulichsten Gottheiten entstanden sind. Solche Geburten treten an das Tageslicht, wenn Menschenhände oder unberufene Künstler an Gott und den

Altären pfuschen, — Und was trugen endlich alle die Tausende und Tausende der Götter zum Wohl der Menschheit bey? Welche Beruhigung verschafften sie dem Menschen über seine Zukunft? Wo sind die Wunderthaten vergötterter Heroen und Könige? Welches Licht und welches Glück haben sie auf die Welt gebracht? Wie haben sich ihre Werke behauptet, wo sind die großen Denkmäler der Götter und Menschenhände hingekommen?

4.

Die Werke der Menschen, oder die Trümmer der Vorzeit.

Ohne Unterlaß zeigt uns die Weltgeschichte die getäuschte Tendenz der Menschen und Völker, — sich, oder ihre Werke zu verewigen. Die größten Staatengebäude sind zusammengestürzt, wie die Denkmäler begrabener Großen. Staats- und Reichsverfassungen geisterten aus, wie die philosophischen Systeme. Die Geschichte der Vorzeit ist vor unsern Augen größtentheils eine Geschichte ihrer Trümmer. Was der Fackel der Eroberer oder der Wuth der Empörungen entfloh; kam oft in die Hände der Unwissenheit; und was beyden entkam, zerstörte der Wurm der Zeit.

Alle Staaten der Vorwelt sind gefallen; zerbrochen die Scepter der Könige, wie die Ruthenbündel der Republiken; versunken unüberwindliche Flotten; ungeheuere Zeughäuser und Waffenplätze sind leer geworden; unbezwingliche Festungen erstürmt oder geöffnet. Die glänzendsten Trophäen sind entweder in das Meer der Vergessenheit hingeworfen, oder von der richtenden Nachwelt mit Verachtung bedeckt. — Erdbeben, Feuer und Menschenhände haben den Weltwundern ein Ende gemacht. Die Grundflächen des unvollendeten Thurms der Verwirrung sind verschwunden. Die hängenden Gärten einer Semiramis sind von ihren Pfeilern herabgeworfen. Die Mauern von Babylon, auf denen zwey Wagen neben einander fuhren, sind eingestürzt. Die Reste der Königinn aller Pyramiden sind verwittert. Das Grabmaal einer Arthemisia ist zerstört, wie der Aschenkrug eines Töpfers. Die Trümmer des Kolosses der Sonne zu Rhodus wurden von neunhundert Kamelen weggetragen. Der Thurm zu Pharos leuchtet keinem Schiffer mehr. — Ein gleiches Schicksal widerfuhr den merkwürdigsten Tempeln der Erde. Der unermeßliche Tempel zu Theben wurde, wie alle heiligen Gebäude der Aegypter,

von einem Cambyses in Brand gesteckt. Den Tempel der Diana zu Ephesus hat ein Herostrat angezündet. Der Tempel des Jupiter Amon mit hundert Altären ist vernichtet. Der Tempel des Augustus zu Rom ist im Rauch aufgegangen, gleich dem Tempel des Kapitolinischen Jupiters. Das Pantheon und der Temvel der Flora wurden der Witterung Preis gegeben; und über den Untergang des herrlichsten Tempels des Friedens zu Rom streitet man, ob das Feuer, das ihn in die Asche gelegt, von der Hand der Menschen, oder vom Himmel kam. Von Griechenlands ersten Wundern der Baukunst erhielt sich noch am längsten das Parthenon, oder der Tempel der Minerva, er stand noch im sechzehnten Jahrhunderte; allein die Türken machten ihn zu einem Pulvermagazin, und eine Bombe des Morosini sprengte ihn in die Luft. — Selbst die Geschichte der Vorzeit hat ihren großen Reichthum mit dem Untergange der berühmtesten Bibliotheken verloren; gleich als ob es Verhängniß gewesen wäre, die Werke des Geistes und der Kunst auf Einen Platz zusammenzuhäufen, um sie einer augenblicklichen Zerstörung in die Hände zu spielen. Die Bibliothek eines Pisistratus zu Athen ist von den Persern theils

verwüstet, theils abgeführt worden. Die Bibliothek des Ptolomäus Philadelphus zu Alexandrien hat Julius Cäsar mit dem Palaste verbrannt. Die Bibliothek des Königs Attalus zu Pergamus wurde vom Antonius abgeführt und dann zerstreut. Rom brachte es unter August, Tiber, Trajan, Adrian, Gordian dem jüngern so weit, daß es zu Konstantin des G. Zeiten neun und zwanzig öffentliche Bibliotheken hatte; und diese sind theils vom Feuer verzehrt, theils von einbrechenden Völkern zerstreuet worden. Die stattlichen Bibliotheken zu Konstantinopel sind unter dem Kaiser Basiliskus größtentheils in die Asche gesunken, und die neuerrichteten wurden von dem Stürmer Leo Isaurikus verbrannt. — Umsonst bemühten sich die Weisen von Aegypten und Ethiopien die Thaten ihrer Fürsten in Marmor und Bronz einzugraben, um sie zu verewigen: sie schrieben in Hieroglyphen, und wir können die Hieroglyphen nicht mehr entziffern. Umsonst vertrauten Druiden und Barden ihrem Gedächtnisse die Großthaten ihrer Völker und Helden, um sie der spätesten Nachwelt vom Munde zu Munde zu überliefern: die Barden sind verschwunden. So sind auch Künste verloren gegangen, Archive vermodert; und große Säle

mit Gemälden, Statuen und Seltenheiten der Natur in langen Reihen geschmückt, wurden ein Opfer der Zerstörung, wie die Felsenburgen mit ihren Alterthümern, von denen nachher die Eulen Besitz genommen.

So schwinden die Werke der Menschen dahin. Dann kommen Zeichner und Maler, Dichter und Reisebeschreiber, fassen ihre Ruinen begierig auf, und finden die Ruinen schön — ohne Zweifel, weil sie auch hohe Erinnerungen an die Vergangenheit wecken, und ernste Gedanken für die Zukunft. Doch es leistet ja selbst die Natur keine Bürgschaft für die Dauer ihrer Werke. Es haben sich Erdtheile geschieden; Meere sind zurückgewichen; und Flüße ausgetrocknet. Auch die Eislasten des Hochgebirges — ewig genannt — brechen. Es sind Alpen eingestürzt. — Der Wassertropfen macht Steine hohl: der Rost verzehrt das härteste Eisen: Würmer machen die Seide, und Würmer verzehren sie: Das Gold verschwindet an den Altären, und wird an den Thronen blaß: Die Farben springen vom Kupfer ab: Der Holzwurm durchbohrt die Bonaroti, die Rembrands und Dürer: und die Rubens und van Dyks werden mit der Leinwand vermodern u. s. w.

Edita de nihilo creſcunt nihilumque futura,
Aut titubant morbis, aut tempore victa senescunt.

Prudent L. II. in Symach.

„Dinge aus nichts entſprungen, wachſen nur, um wieder nichts zu werden; ſie wanken durch Krankheiten, oder veraltern von der Zeit beſiegt.“

Prudentius.

Eheu quam brevibus pereunt ingentia causis!
Imperium tanto quaesitum sanguine, tanto
Servatum, quod mille ducum peperere labores,
Quod tantis romana manus contexuit annis,
Proditor vnus iners angusto tempore vertit.

Claudianus II. in Ruffinum.

„Ach, wie geringe ſind die Urſachen, die das Größte ſtürzen! Ein einziger Verräther umwälzte ein Reich, das mit ſo vielem Blute gegründet und erhalten worden, das die Arbeit von tauſend Feldherren zuſtandgebracht, und die

Hand der Römer durch so viele Jahre zusammengebunden hat."

Claudian.

Tabida consumit ferrum, lapidesque vetustas,
Nullaque res maius tempore robur habet.

Ovid. de Ponto L. IV.

„Das morsche Alter verzehrt Eisen und Steine; und nichts ist stärker, als der Zahn der Zeit."

Ovid.

Quid non longa dies, quid non consumitis anni?

Martial Ep.

„Die Zeit verschlinget alles."

Martialis.

Vergebens suchen sich die irdischen Größen einen ewigen Platz auf diesem Erdrunde. Dagegen spricht sich die große Wahrheit immer deutlicher aus: Wenn alles in Trümmer geht, so kann das, was geschehen ist, wieder geschehen. Allein Macht und Aufklärung weigerten sich von jeher, diesen Satz zu unterzeichnen, so lange sie sich in ihrer hinreißenden Täuschung oder Betäubung befanden.

Wer hätte es je wagen dürfen, dem drey Tagereisen langen Ninive vorherzusagen: „Von dir wird man keine Spur mehr finden:“ — oder der glänzenden Tochter Sions: „Du wirst die Erlaubniß, über der Asche deines Vaterlandes zu weinen, noch um Gold bezahlen.“ — Hätte jemand behauptet: man werde einst auf den Ruinen von Sparta nur mehr die Hütte eines Ziegenhirten sehen, dessen Reichthum in dem Grase besteht, das auf den Gräbern wächst, wo Achis und Leonidas ruhen: — Es werden die Storchen dort ihre Nester bauen, wo die Weisen im Areopagus sich versammelten: — Man werde da nur wildes Getöne hören, wo Pindar sang: — Der flüchtige Marius werde auf den Trümmern von Karthago sitzen: — Die Steine jener ungeheuern Amphitheater, Säulengänge und Rotunden werden zu Cloaken dienen: — Das große Reich eines Augustus werde mit einem Augustulus enden: — Das tiefgebeugte Rom werde einem nordischen Odoacer die Thore öffnen: — Ein Attila werde vom kaspischen Meere bis in die Gefilde von Chalons: — und die Mogoln bis nach Schlesien und Ungarn dringen: — Man werde in der prächtigen Sophienkirche zu Konstantinopel die schrecklichen Reste des griechischen Kaiserthums in

aufgethürmten Christenköpfen erblicken: — so würde man seine Behauptung für eben so thöricht gehalten haben; als man heut zu Tag ähnliche Vermuthungen von der Verwesung unserer Denkmäler, von dem Einbruche weit entfernter Völker, von Reisenden, die aus dem wieder emporblühenden Orient einst kommen werden, um unsere Ruinen anzusehen, u. s. w. für tollkühn halten würde. Auch wir lachen darüber, durch Macht und Aufklärung geborgen; dieß mag die spätere Nachwelt entscheiden! die Vorzeit hat gesprochen. — Doch was liegt dem, der genießen will, an den Trümmern der Vorzeit, an dem Schicksale der Nachwelt, oder an den Erwartungen der Zukunft? Nur die Gegenwart ist seine Sache: der Genuß sein Zweck, und das Erdenglück seine Gottheit.

5.

Das Glück und die Glückseligkeit der Welt.

Das Glück — dieser Name ohne Wesen, dessen Erklärung so schwer läßt — ward zwar immer ein angebethetes Idol; allein Tausende haben vergebens ihre Hände nach selbem ausgestreckt, und Tausende wurden von dieser Schö-

nen, die stets auf Reisen ist, bald verlassen, bald betrogen. Daher betrachteten einige das Glück nur als ein blindes Phantom, oder als eine Geburt des Zufalles; andere behaupteten, daß dem Namen Glück kein Platz in der Grammatik des Mannes von Genie gebühre, und jener Grieche Recht hatte, der in dem ihm gegebenen Beynamen: der Glückliche, weder Ruhm noch Ehre fand. Ungeachtet die Heiden nicht wußten, was sie mit dem Glück machen sollten; hatte dennoch das Glück verschiedene Tempel in Griechenland und Rom. Kupalus, einer der ältesten Bildhauer, stellte es als ein Frauenzimmer vor, das eine Himmelskugel auf dem Kopfe, und in der Hand ein Füllhorn hatte. Galen erzählt, daß er es auch auf einem Rade mit einem Steuerruder in der Hand und verbundenen Augen gesehen habe. Die Himmelskugel soll seine Gewalt, das Füllhorn den Reichthum, das Steuerruder seine Regierung, die verbundenen Augen seine blinden Zufälle oder schlechte Wahl unter Würdigen und Unwürdigen, und das Rad seine Unbeständigkeit anzeigen. Da man es auch mit Feuer in der Rechten, und mit Wasser in der linken Hand abbildete, so wollte man ihm dadurch die Erfindung des Guten und Bösen zuschreiben. Ein-

ge, welche dem Füllhorn den Cupido beygesellten, suchten dadurch anzuzeigen, daß die Ehe mehr auf das Glück und den Reichthum gegründet sey, als auf die Tugend. Das Sinnbild, durch welches das Glück mit blinden Augen auf einem Wagen, den auch blinde Pferde ziehen, jedoch mit einem Blitze in der Hand vorgestellet wird, hat Ovid erkläret:

Fortuna arbitriis tempus dispensat ubique,
Illa rapit juvenes; corripit illa senes;
Quoque ruit, furibunda ruit, totumque per orbem
Fulminat, et coecis coeca triumphat equis.

Das Glück spielt nach Willkühr mit der Zeit. Es reißt Jünglinge dahin; und verdirbt die Greise. Wüthend und blitzend durchfährt es die Erde, und blind triumphiert es mit blinden Pferden.

Ovid.

Ganz natürlich mußten die Menschen auf dergleichen Ideen gerathen, sobald sie sich den Lauf der Weltbegebenheiten ohne höhere Leitung, ohne Macht der wahren Tugend, ohne

die Bestimmung des Menschen zu erkennen, erklären wollten. So wenig sie sich daher eine bestimmte Aufklärung über das, was sie Glück nannten, geben konnten; so irrig waren ihre Begriffe über die Glückseligkeit selbst, die sie einzig hienieden aufsuchten. Es scheint, man habe die Glückseligkeit nur da aufgesucht, wo man am meisten verlieren konnte, und nur denjenigen glückselig gepriesen, der bey dem allgemeinen Gesetze der Natur, alles Empfangene zurückzugeben, bey seinem Austritte aus der Welt nur desto mehr verlassen und verlieren mußte. Dieser ist der natürliche Standpunkt der Glückseligkeit aller derjenigen, welche sich einzig in den Gütern dieser Erde, und der Beschränktheit des gegenwärtigen Lebens glücklich wähnen. „O Glückseligkeit! ruft Pope denjenigen zu, die nicht über die Erde hinaussehen wollen, wenn du auf die Erde herabgefallen bist, so sprich, in welchem sterblichen Boden wachsest du? Eröffnest du etwa deine Schönheit an dem milden Strahl eines Hofes, oder in der Tiefe der flammenden Mine unter den Diamanten? Flicht man dich mit in die Kränze parnaßischer Lorbern, oder ärntet man dich auf dem eisernen Schlachtfelde? — wo wächst sie? — wo wächst sie nicht? —

Frage

Frage die Gelehrten, welcher Weg zu ihr führe? — Die Gelehrten sind blind; dieser will, man soll den Menschen dienen; und jener will, man soll sie fliehen: einige setzen die Glückseligkeit in die Thätigkeit, andere in Muße; jene nennen sie Vergnügen, und diese Zufriedenheit: einige, zum Vieh herabgesunken, finden, daß sich die Wollust in Pein endige; andere, zu Göttern aufgeschwollen, versichern, daß sogar die Tugend vergebens sey; oder sie fallen aus Trägheit auf beyde äußerste Meynungen, und glauben entweder alles oder nichts. Wer so die Glückseligkeit beschreibt, sagt der wohl mehr oder weniger, als: Glückseligkeit ist Glückseligkeit.“ IV. Brief von der Natur des Menschen. Pope wollte hiedurch die Meynungen der Cynischen, Demokritischen, Epikureischen, Stoischen, Pythagoräischen und Sceptischen Secten bezeichnen. Man taumelte endlich mit der Bezeichnung des Glückes so lange herum, bis man auf das ungöttliche und unmenschliche Fatum gerathen, gegen welches, wie es Homer schildert, selbst Jupiter nichts einwenden konnte.

Das Glück setzt die Glücklichen; das Unglück die Großen auf die Probe.

Plinius. Paneg.

Mein ganzes Glück entriß mir ein einziger Tag.

Euripides in Hecuba.

„O Glück! So bist du denn nie beständig gut!"

Terent. in Hecyra.

„O! nulla longi temporis felicitas!"

Seneca in Agamem.

„O! kurze Dauer der Glückseligkeit!"

Seneka.

Das ist meine Macht, spricht das Glück bey Boethius, daß ich mit den Wesen nach Belieben spiele. Ich wälze mein Rad, und bringe das Unterste auf die Höhe, und das Höchste in die Tiefe. Steig herauf, wenn es dir gefällig ist; aber mit der Bedingniß, daß du nicht glaubst, es geschehe dir unrecht, wenn es mir beliebt, mein Spiel zu spielen, mein Rad zu drehen.

L. II. de Consol.

Noch hat keiner das Glück von der Unbeständigkeit und Kühnheit getrennt.

Cicero III. de nat. deor. c. 24.

Scilicet ultima semper
Exspectanda dies homini est, dicique beatus

Ante obitum nemo supremaque funera debet.

Ovid.

„Man warte den letzten Tag des Menschen ab, ehe man ihn glücklich nenne!"

Ovid.

Wenn wir die so mannigfaltigen Begriffe, welche sich die Weisen und Großen der Vorzeit von der Glückseligkeit machten, durchschauen, so scheinet es, daß diejenigen am klügsten dachten, welche geradezu erklärten, daß über das Glück des Menschen erst sein Lebensende entscheiden müsse. Deßwegen sagte Solon zum Krösus: Niemand kann vor seinem Ende glücklich genannt werden.

Deßwegen legte Plato dem Könige Dionys mehrmal den Denkspruch an das Herz: „Sieh auf das Ende." Deßwegen behauptete Anaximander: „Von allen denjenigen, die man bisher die Glücklichen genannt hat, weiß ich keinen einzigen, der es war. Deßwegen sagte der sterbende Severus: Was nützt es mir jetzt, daß ich alles war! Deßwegen sagte Varro: „Du weißt nicht, was dir der Abend bringt!"

und Ammian: „Dein Glücksrad kann sich noch vor Sonnenuntergange drehen.“ Deßwegen staunte Seneka über das große Gesetz der Natur, das allen Menschen nur einen, und den nämlichen Eingang in diese Welt gegeben hat, und so vielerley Ausgänge. Nirgends zeiget sich dieses deutlicher, als in der Geschichte der Großen; ja aller derjenigen, welche Aufsehen in der Welt erregt haben; es sey durch Heldenthaten und Lorber, oder durch Weisheit und Macht. Wer nur einige der so mannigfaltigen tragischen Ausgänge aus der Welt, welche diese genommen haben, zusammenfasset, der muß sich mit Erstaunung überzeugen, wie wenig die Glückseligkeit großer oder berühmter Männer zu beneiden, wie widersprechend der Anfang und das Ende, wie täuschend die Erwartungen der Welt sind. Gott! wie vielerley tragische Todesarten zeigt uns hier die Geschichte!

Abimelech wurde durch einen von der Mauer herabgeworfenen Mühlstein erschlagen. Achilles endete sein Leben durch einen Schlangenbiß. Herkules starb wüthend an seinem vergifteten Kleide. Semiramis beschloß ihre Laufbahn, durch die Mörderhand ihres Sohnes.

Sisara gab seinen Geist durch einen Nagel auf, den ihm Jahel durch die Schläfe schlug. Agathokles starb durch einen vergifteten Zahnstocher. Saul durch Verzweiflung und Selbstmord. Drako wurde im Theater mit Kasketen zu Tode geworfen. Sardanapal verbrannte in der von ihm selbst angezündeten Residenz. Cambyses gieng durch sein eigenes Schwert aus dem Leben. Xerxes ward von der eigenen Leibwache getödtet. Themistokles schaffte sich selbst durch Gift aus der Welt. Pausanias mußte im Tempel verhungern. Alcibiades wurde auf der Flucht mit Pfeilen durchbohrt. Conon verschmachtete im Gefängnisse. Sokrates mußte den Schirlingsbecher trinken. Artaxerxes starb aus Gram über die Nachstellungen seines Sohnes. Dionysius Siculus in der Betrunkenheit. Philipp von Macedonien wurde gerade in dem Augenblick seiner Vergötterung erstochen. Alexander genannt d. G. endete durch Gift. Pyrrhus wurde durch einen Ziegelstein, den ein Weib von ihrem Hausdache herabgeworfen, zu Boden gestreckt. Scipio starb im Exil, und Hannibal, der ewigen Nachstellungen müde, an selbst genommenem Gift. Antiochus wurde von Würmern zerfressen. Romulus ward von den Senatoren umgebracht. Tullus Hostilius erstickte in

der Feuersbrunst seines Palastes. Antonius machte seinem Leben selbst ein Ende. Kleopatra sank durch eine Viper dahin, die sie sich an die Brust setzte. Pompeius fiel durch Meuchelmord. Cäsar erhielt die letzte Wunde aus der Hand seines Adoptivsohnes. Cato stürzte sich in sein Schwert. Cicero wurde in seiner Sänfte umgebracht, und seine Zunge von Fulvia mit Nadeln gestupft. Dem Seneka ward zu Tod zur Ader gelassen. Tiber war anfangs krank, und als er sich zu erholen schien, ward er durch aufgehäufte Betten erstickt. Alexander Severus wurde in Mitte seines Lagers in der ruhigsten Mittagsstunde von den Verschwornen ermordet. Maximinus starb an einer scheußlichen Krankheit. Maxentius ertrank nach eingestürzter Brücke. Jovinianus gieng durch Kohlendampf zu Grunde. Valens in einer von den Gothen angezündeten Bauernhütte. Valerianus mußte dem Könige der Perser Sapor zum Fußschemel dienen, und ward endlich geschunden. Theodosius II. erblaßte nach einem Sturz vom Pferde. Zeno II. wurde lebendig begraben. Basiliskus verhungerte, und erfror im Elende. Anastasius ward vom Bliz erschlagen. Theodorikus kam während der Tafel bey dem Anblicke eines Fischkopfes, der ihn an den ermorde-

ten Symmachus erinnerte, von Sinnen, und verschied. Mauritius wurde sammt seinen fünf Söhnen auf Befehl des Phokas hingerichtet: und Phokas starb auf Befehl des Rächers Heraklius in einem Feuerofen; nach einigen, gestümmelt. Hunrich K. der Vandalen verzweifelte. Arius starb an verfaulten Eingeweiden. Attila geisterte in der ersten Brautnacht aus. Justinianus II. schloß sein Leben nach abgeschnittener Nase, und Philippus Bardanes nach ausgestochenen Augen. Bajazeth stieß sich den Kopf an den eisernen Stangen des Käfiges entzwey, in welchem ihn Tamerlan als Gefangenen herum führte. Karl der Kahle war ein Opfer seines Leibarztes. Karl der Dicke starb abgesetzt, arm und verlassen. Otto III. ward durch vergiftete Handschuhe aus der Welt geschafft. Philipp wurde beym Schachspiele erstochen. Friedrich III. von Habsburg starb an zu viel genossenen Melonen. Karl I. von England starb auf dem Schaffot. Heinrich IV. wurde in seiner Kutsche erstochen. Karl XII. von Schweden fiel durch eine Kugel als Opfer seines Starrsinns ꝛc. — Doch genug! laßt uns hier abbrechen. Wie viele tragische Ausgänge zeigt uns das blutige Buch unsrer Zeitgeschichte! Große Unschuldige starben un-

ter dem Beile, den Dolchen, dem Gifte, und den Kugeln der Umwälzung; und große Verbrecher liefen, und laufen dem Schwerte und der Rache der ewigen Nemesis entgegen. — Wie viele Hunderte zeigen sich in der syrischen, persischen, griechischen, römischen, und den Geschichten der spätern Zeit, die, wie viele der obigen, den nämlichen oder einen ähnlichen Ausgang aus der Welt genommen haben! Die unbedeutendsten Dinge oder Ereignisse haben oft dem Menschenleben ein Ende gemacht. Verschluckte Mücken, Fliegen, Fischgräten und Birnen haben große Männer erstickt. Perlen, Haare, Nägel und Glasscherben haben nicht selten den Tod herbeygeführt. Solche Gallerien stellt uns das Glück und der Dank der Welt vor Augen!

Wollen wir dagegen die Glückseligkeit der Welt in dem Herzen eines guten Monarchen, der so ganz Vater seines Volkes ist, und in seinem stillen Hingange aufsuchen, so zeigt sich ebensobald, wie wenig das Glück des besten Regenten zu beneiden ist. Wie schwer liegt die Last der Regierung auf der Brust theilnehmender Herrscher, welche fühlen, was ihr Volk fühlt! Stürmische Zeiten, und kurze Friedenspausen! wie ununterbrochen wir-

ket ihr auf das Herz eines guten Fürsten, das für viele Tausende schlägt, und sorgen soll! Dem besten Herzen wird unter dem Geklirre der Waffen sein Spielraum eingeenget, und wenn dann endlich auch der goldene Friede eintritt: so muß er sich oft, um die Wunden des Krieges zu heilen, nur solcher Mittel bedienen, die neue Schmerzen verursachen; und so ist er unabläßig zwischen dem besten Willen, und dem Drange marternder Umstände getheilt. Der schönste Friede bringt neue Sorgen und Arbeiten mit, und wenn gleich die Krone auf einige Zeit von außen nicht beunruhiget ist; so ist doch oft dadurch die innere Herzensruhe nicht hergestellt. Ein Volk glücklich machen, ist der schwerste Beruf der Welt. Wie vielen Täuschungen aber sind die Großen bey der Unmöglichkeit, alles selbst zu sehen, ausgesetzt, und wie voreilig und ungerecht sind daher nicht selten die Urtheile der Menschen? Wenn die Sonne zuweilen verfinstert wird, so ist es nicht ihre Schuld; der Schatten kömmt von dem Monde. Wer daher einen edeldenkenden Monarchen beneidet, der ist nicht einmal einer Gemeinde vorgestanden, vielweniger, daß er wüßte, ein Königreich zu leiten. Die vermeintlichen Freuden, die ein an dem Wohl

und Wehe seiner Unterthanen theilnehmender Fürst genießt, sind ihm wohl zu gönnen; sie werden alltäglich, und gleichen oft seinem Orchester, dessen unvergleichliche Harmonie nur dazu dienet, die innere Stimmung der trauernden Seele nur desto mehr zu spannen. Und wann endlich die Stunde schlägt — die Stunde aller Monarchen, wo sie Krone und Scepter abgeben müssen — auf wie viele Punkte müssen sie ihrem Gewissen antworten? wie unglücklich wären sie, wenn die blosse Ehre oder der zweydeutige Dank der Welt ihre einzige Belohnung seyn sollte! „Wer zu wissen verlangt, was alle Freuden unter der Sonne für einen König sind, der vernehme das Geständniß eines Salomon, der sie alle genossen — aber leider so genossen hat, daß bey seinem Hinscheiden das gedrückte Volk nicht getrauert hat:"

Der Prediger I. Kapitel.

Wer aber auch wissen will, was der Herr durch den Propheten Samuel dem Volke Israel sagen ließ, da es einen König wünschte und verlangte, der lese im I. Buch der Könige das VIII. Kapitel, wo demselben gezeigt wurde, welches Recht sich ein König herausnehmen werde. — Und wer die Liebe der Völker zu ihrem Re-

genten bemessen will, der beurtheile sie ja nicht nach fliegenden Blättern; sie ist oft nur Zeitungsliebe. — Ein Höherer wird es einst entscheiden.

Auch Gebietern drohet ein Gebieter,
Ueber der Natur steht hoch sein Thron;
Ihm gehorchen muß der Schlachtenwüther,
Ihm der Bettler, und der Fürstensohn.

Kronenträger waren diese Trümmer:
Zur Verwesung sanken sie hinab:
Ausgezogen haben sie den Schimmer,
Der sie, wie ein Lichtgewand, umgab.

Die Mausoläen von Tiedge.

O curas hominum! o quantum est in rebus inane.

Persius Sat. 1.

„O die Sorgen der Menschen! wie groß ist die Leere der irdischen Dinge."

Persius.

Menschen auf der höchsten Stuffe sind oft nur desto mehr von dem Himmel entfernt.

Gegen das Gewicht der Ewigkeit sind Scepter und Kronen nur bunte Federn, und unsere Vorzüge, unsere erseufzten Beförderungen nur vorübergehende Träume.

Daß Schlachten und Siege — dieß blutige Würfelspiel — keine Bestandtheile der Glückseligkeit sind, hat die Weltgeschichte längst erprobet.

Wie wenig Reichthum, Schätze und Gold — das gelbe Koth der Erde — die Glückseligkeit des Menschen ausmachen, darüber liefert das Meer und das Land unzählige Beyspiele. Wie viele Schätze liegen in dem Ocean! wie viele Menschen hat der Reichthum unglücklich] gemacht! Wo sind jene glänzenden Handelsstädte hingekommen, welche der Welt Gesetze vorgeschrieben, und nicht selten ihre Feinde mehr durch die Masse des Goldes als durch Waffen besieget haben? Sydon, Gaza, Tyrus, Troja, Carthago, Rom, alle großen Handelsstädte der Vorzeit sind arm gestorben. Ihre Nachfolgerinnen hatten kein besseres Schicksal. Marseille, das sich am längsten erhalten hatte, verkleinerte eine schreckliche Pest am Anfang des vorigen Jahrhunderts. Doch das Schicksal Lissabons hat alle an Schnelligkeit des Sturzes übertroffen. Unvermuthet scholl der Ruf durch alle Welttheile: Die Königinn der Handelsstädte ist dahin!

„Sie war die Gränzstadt der alten Welt,

die Bewunderung der Neuen, und durch ihre Reichthümer und Lage die Hauptstadt von Beyden. Sie war auf Bergen gegründet, welche an einem Tage mit der Zeit geboren wurden, und deren Wurzeln sich in den Abgründen des Oceans verlieren, welcher zwey Welten zu gleicher Zeit verbindet und trennt; auf Bergen, welche unerschüttert blieben, da ein Welttheil untergieng, da Atlantis versank, und der arbeitende Ocean das mittelländische Meer gebar. Die Spitzen ihrer Thürme verloren sich in den Wolken, und die stolzen Höhen ihrer geraumen Paläste waren von weiten das glänzende Ziel, auf welches täglich tausend Segel zueilten, welche ihr aus allen Welttheilen reiche Lasten zuführten. Sie war der Mittelpunkt des Handels, und der allgemeine Sammelplatz der Nationen. Auf ihren Märkten bothen beyde Indien ihre Schätze feil. Sie war das Schatzhaus des Erdbodens, dessen Reichthümer in einer immerwährenden Ebbe und Fluth in ihr ab- und zufloßen. Ihre Kaufleute waren Fürsten, welche die Schätze der Erde unter alle Nationen der Erde austheilten. Durch sie wurden alle Handelsstädte des Weltkreises reich, beneideten sie, und beteten für ihre Erhaltung. Die schreckliche Stunde des Verhängnisses schlägt. Der Allmächtige winkt, und die Dünste der unterirdi-

schen Höhlen fassen plötzlich Flammen. Schnell dehnen sie sich aus, und drängen die äußere Erdrinde empor. Der Boden des Weltmeeres blähet sich auf. Dreymal wird der Ocean aus seinem Lager gehoben; dreymal beben die Küsten beyder Welten. Erschütterte Königreiche sehen ihre Monarchen erblassen ihren wankenden Thronen entfliehen, die jetzt gerne vergessen, Götter zu seyn. Und nun bricht Lissabons Schicksal herein. Die Gründe ihrer Berge werden bis zu ihren tiefsten Wurzeln erschüttert. Ihre Thürme und Paläste taumeln prasselnd zu Boden, und begraben eine Welt in ihren Ruinen. Eine schreckliche Viertelstunde vernichtet die Arbeit vieler Jahrhunderte. Das Verderben verschlingt ihre Schätze, verwandelt ihre Paläste in Staub, und giebt sie den Winden preis. Die prächtigste Stadt des Erdbodens ist ein Steinhaufen, und ihre Fürsten sind nicht mehr, was sie waren."

Der Christ in der Einsamkeit. S. 40.

Mit Lissabon fielen die größten Häuser, und unterzeichneten ebenfalls den wichtigen Satz von der Hinfälligkeit irdischer Güter, und der Wandelbarkeit des Reichthumes, — eine Wahrheit, welche sich bis auf die gegenwärtige Stunde, auch ohne Erdbeben und Feuer, sichtbar behauptet hat. — Die

Schicksale der Banquen und Handelshäuser durch Kriege und geänderte Handelsverhältnisse haben manchen reichen Mann in kurzer Zeit zum Bettler gemacht. Ueberhaupt war man von der beschränkten Dauer des Reichthums aus der Erfahrung so sehr überzeugt, daß man schon da und dort den Bestand eines Hauses höchstens bis zur dritten oder vierten Generation berechnet hat; wobey zuweilen auch Luxus oder Ungerechtigkeit im Spiele waren. So unbestimmt ist die Dauer des Erdenglückes! Was sind endlich alle Schätze, alle Freuden der Welt für den, der sie nicht genießen kann, was sind sie für einen Kranken? — „Was nützt es dem Menschnn, wenn er die ganze Welt gewinnt; aber an seiner Seele Verlurst leidet! was kann er für seine Seele eintauschen?“ Math. XVI. 26. Alle diejenigen, welche daher so vieles von Glück und Reichthum sprechen, kennen weder die Geschichte, noch konnte sie die Erfahrung belehren.

Wie ungewiß, wie zweifelhaft, wie täuschend sind alle Erwartungen dieser Welt? —

„Alle Begebenheiten, worüber die Großen dieser Welt Freudensbezeugungen anstellen, sind sehr ungewiß, ob sie wahre Freude verdienen? Eine Ehe, wo die Vermählung Millio-

nen an Freudenfesten gekostet hat, kann unglücklich werden: und ein neugeborner Prinz, bey dessen Geburt Tonen Goldes verschwendet werden, kann der Wüthterich seiner Unterthanen werden, und den Untergang seiner Länder verursachen."

v. Justi.

Welchen Werth soll man endlich auf das Glück der Freundschaft setzen? Wie selten hält dieses so gemein gewordene Wortspiel die Probe aus? Wohl dem, der mit Euripides sagen kann: „Wer die Götter zu Freunden hat, bedarf der Freundschaft der Menschen nicht."

Herc. Fur.

Wer aber durch den Besitz der Dinge, die er wünscht, seine Begierden zu befriedigen vermeint, gleicht dem, der das Feuer mit Stroh löschen will: — und wer aus den Händen der Menschen das Glück eines ewigen Friedens erwartet, der wartet vergebens:

Der Friede, von der Welt entnommen,
Hat weder Dauer noch Gewicht:
Der Friede muß vom Himmel kommen;
Die Erde giebt den Frieden nicht.

„Be-

„Betrachte die Menschen um dich her; und sieh, wie viele Ursachen sie haben, zu weinen. Wenn die Vernunft unsere Thränen nicht stillt, — das Glück stillt sie nicht.“

Seneca ad Pol. Cap. 23.

Als Mensch — auf dieser Erde — diesseits der Ewigkeit — ein vollendetes Glück zu finden — ist nur Phantasie.

Was soll man dann von denjenigen denken, die, indem sie Glückessysteme träumen, sich so weit verlieren, daß sie den größten Theil des menschlichen Geschlechtes vergessen, der sich im steten Wogen zwischen Arbeit und Leiden befindet — oder um ja nicht die Glückseligkeit dort zu suchen, wo sie wahrhaftig anzutreffen ist — zuletzt das Glück der goldenen Zufriedenheit in der armen Strohhütte rühmen; wenn gleich in selber einzig die Erwartung einer bessern Welt der Verzweiflung Schranken setzt?

Es giebt nur einen Gedanken, der die großen und kleinen Sterblichen über den Wechsel der Dinge, über die Sprünge des Glücks, über die Tücken der Welt, und über die Leiden der Zeit beruhigen kann, und dieser ist der Gedanke der Unsterblichkeit.

6.

Die Unsterblichkeit.

Göttlicher Schöpfer! was wäre deine Welt, wenn ein Rasen, oder Leichenstein alles bedecken sollte!

Unmöglich können Leib und Seele miteinander sterben! — Unmöglich kann man diesen Satz der Sterblichkeit annehmen, ohne auf den Plan des Ewigen den widrigsten Schatten zu werfen, ohne die ganze Weltgeschichte zu verdunkeln, ohne die Menschheit aus allen höhern Verhältnissen zu Gott hinauszuschleudern, ohne der Tugend ihre Schnellkraft zu entreißen, und den Millionen Leidenden unter der Sonne ihre einzig wahre Beruhigung. „Wenn es bewiesen wäre, sagt Bergier, daß die Seele des Menschen mit dem Leibe umkommen muß; so wäre dieß die traurigste unter allen Wahrheiten; und die demüthigendste für die Menschheit; es würde dann zu wünschen seyn, daß sie allen Menschen unbekannt geblieben wäre.“ Abh. v. der wahren Rel. III. Thl. S. 192. Doch der Glaube an die Unsterblichkeit, die Hoffnung eines zukünftigen Lebens hat sich schon bey den ältesten Völkern ohne

Ausnahme eingefunden. Sie war denselben so wichtig und heilig, daß es dabey bis zum Mißbrauche gekommen, und daß diese hehre Wahrheit eine Quelle des Götzendienstes geworden. Allein der Mißbrauch einer Lehre setzt allemal einen Glauben an dieselbe voraus. Die Vergötterung großer Männer, und der Gebrauch, denselben nach dem Tode göttliche Ehrenbezeugungen zu erweisen, und sie als Wächter über das Glück der Nation anzurufen, wären nie eingeführt worden, wenn man geglaubt hätte, daß der Mensch nach seinem Hinscheiden an Leib und Seele todt wäre. Die Thorheit, die Todten über das Zukünftige zu fragen, ist allgemeiner Aberglaube geworden. Moses verboth ihn in seinen Gesetzen, und Homer und Virgil reden von selbem als von einer alten Sitte. Die Aegypter, die man als die ersten Urheber des Götzendienstes betrachtet, glaubten nicht nur allein die Unsterblichkeit der Seele, sondern auch die Auferstehung der Leiber. Vergebens hat man den Aegyptern die Ehre der Erfindung dieser Lehre beymessen wollen. Die Inder, die Chineser, die Scythen, die Gallier, die Brittanier, die Isländer, die Amerikaner holten sie nicht aus Aegypten. Die He-

bräer hatten in den ersten Zeiten ihre Todten mit einer ähnlichen Zuversicht begraben; das Grab der Sara, der Ehegattinn Abrahams, welches das Begräbniß dieses Patriarchen und seiner Nachkommen wurde, ist älter, als die Pyramiden. Indem von Abrahams Tode die Rede ist, heißt es: er wäre mit seinem Volke und seinen Vätern vereiniget worden; dieß konnte nicht von dem bloßen Begräbnißorte verstanden werden; denn seine Väter waren in Chaldäa verstorben, Abraham aber seiner Sara beygesetzt. Eben so sagte der sterbende Jakob: „Ich werde nun bald meinem Volke beygesellet werden; begrabet mich zu meinen Vätern.“ Er wollte ebenfalls dadurch nichts anders anzeigen, als: Ich werde dorthin kommen, wo mein Volk und meine Väter sind. So steigt der Glaube an ein weiters Leben bis zur Geburt der Welt hinauf. — Selbst Bolingbroke — kein Freund der unsterblichen Seele — gestehet, daß diese Lehre älter sey, als unsere historischen Kenntnisse. *Oevr. post. Tom. V. p. 237.* Und auch Bayle erkläret: „Man habe bey Wilden, die sonst keine Merkmale eines öffentlichen Gottesdienstes hatten, Symbole und Beweise von derselben gefunden.“ *Contin. de pensées div. §. 14.*

Doch wir wollen uns nicht mit den Jahrbüchern alter Völkern, nicht mit Pyramiden und Mausoläen, nicht mit Leichenceremonien und Mythen abgeben! Ein einziger umfassender Blick in die Weltgeschichte, wie sie seit Jahrtausenden bis auf den gegenwärtigen Tag vor unsern Augen steht, kann uns den großen Gedanken der Unsterblichkeit am besten aufhellen. Wer die ununterbrochenen Umwälzungen der Welt, die Katastrophen der Reiche, die Schicksale der Großen, die Mühseligkeiten der Kleinen, das ewige Hineilen aller Menschen zum Grabe nur im allgemeinen übersieht; dabey aber den Glauben an die Zukunft und die Unsterblichkeit aufgegeben hat, der kann in der vermeintlichen Weltordnung nichts anders erblicken, als ein gewaltsames, elendes, ungöttliches und planloses System der Zertrümmerung und Vernichtung. Wer sich aber aus eben dem Grunde von der Unsterblichkeit überzeuget fühlt; vor dessen Augen erscheint in eben dem Augenblicke die Welt in einer ganz andern Gestalt. Die Stürme nehmen eine andere Wendung: die Wolken zerstreuen sich: der Geist wird helle: das Herz ist gestärkt, und der Schöpfer gerechtfertiget.

Wie schön und gehaltvoll drückt sich hier-

über der Verfasser der drey Briefe über die Fortdauer des Menschen nach dem Tode in Einem derselben aus! „Lassen sie uns, sagt er, in Gedanken zu einem offenen Grabe hintreten, wenn eben eine Leiche hinabgesenkt wird, und hier noch einmal überdenken, was es nun dann mit diesem Exmenschen und mit seinem ganzen Leben gewesen war. Das war also noch vor wenigen Stunden ein großes, edles, frey- und selbstthätiges Wesen, begabt mit den wunderbarsten Kräften nnd Fähigkeiten, ausgestattet mit Anlagen, welche in das Unendliche hinüber zu reichen schienen? und nun hat dann also alles davon sein Ende erreicht? So war also dieß ganze Leben ein bloßer Traum, ein leeres Possenspiel, eine eitle Gaukeley! war dann nun diese elende Fratze auch all des Kunst- und Prachtaufwandes werth, mit dem sie begann und durchgeführt wurde? Was hat dann nun dieses edle Vernunftwesen für ein (seiner würdiges) Ziel erreicht, und mit aller seiner Thätigkeit errungen? Was hat sein mächtiger Schöpfer dabey seiner Würdiges gethan? Wenn es des Menschen ganze Bestimmung ist, so armselig zu enden, unterzusinken in diese Tiefe, warum muß er so groß anfangen, warum auf eine solche Höhe mit so vieler Mühe hinauf-

klimmen? Wenn sonst im ganzen unermeßlichen All der Schöpfung überall nichts, auch das Geringste und Schlechteste, der verwesende Strohhalm, das morsche Baumblatt nicht verloren gehen darf, und alles wieder so weislich zu Nutzen gebracht wird, so wird nun hier ganz gegen alle Ordnung und Regelmäßigkeit mit dem Alleredelsten in der bekannten Weltschöpfung die heilloseste Vergeudung getrieben; die erhabensten Gedanken, die kühnsten Ideen, die edelsten Gefühle, die wohlthätigsten Gesinnungen werden hier Moder und Grasdünger, und es wächst nicht einmal schöneres besseres Gras von diesem edlen Dünger! ist es dann nun aber wirklich nicht anders, was ist alsdann die ganze Schöpfung, als ein gehaltloses Räthsel, worin offenbar alles auf den Menschen berechnet ist, und doch er selbst wieder das Wesen seyn soll, für dessen Vollendung das Wenigste gethan ist? Was ist die ganze Natur, als eine sinn- und planlose Gährung, wo die edelsten Theile der aufbrausenden Masse mit aller Pracht emporperlen, um nach Augenblicken als Schaum an der Oberfläche zu verschwinden? Und dieß Gaukelspiel, diese Posse wird nun schon seit Jahrtausenden so fortgespielt, von Jahrhundert zu Jahrhundert unzählige Male erneuert, und

kann allem Anscheine nach noch Jahrtausende so fortwähren? Nein! entweder hat kein mächtiges, weises, gütiges Wesen den Plan zum Menschenleben entworfen, oder es kann damit hier noch nicht am Ende seyn.

„Hingegen was für eine ganz andere Gestalt bekömmt alles! Wie groß und erhaben stellt es sich dem Auge des nüchternen Forschers dar, wenn man annimmt, daß in diesem organischen Körper hier nur die erste Epoche der Kraftentwicklung statt findet; daß alle jene Kräfte hier nur vorgeübt, und bis auf einen gewissen Grad, bis zu einer angewiesenen Stuffe veredelt und ausgebildet werden; daß sie hier erst in eine gewisse Harmonie und Uebereinstimmung gebracht werden sollen, und daß alsdann, wenn nun das Denk- und Begehrungs-Vermögen hinreichend entwickelt und ausgebildet ist; wenn das Gedächtniß sich einen mit dem zukünftigen Zustande verhältnißmäßigen Vorrath von Begriffen gesammelt; der Verstand selbe gehörig gesondert und verbunden; die Phantasie hinreichend belebt; und nun der Wille durch sie sich ein geordnetes Begehren und Verabscheuen angeeignet hat, wieder eine neue Periode der Wirksamkeit beginnt; wo unter ver-

änderten glücklichen Verhältnissen, Beziehungen, Entwickelungen u. s. w. alle diese Kräfte zu einem erhöhten Grade von Thätigkeit gelangen; und daß die stuffenweise Ausbildung und Vervollkommnung bis ins Unendliche so fortgehe; daß solchergestalt dieß Ebenbild der Gottheit seinem unerreichbaren Vorbilde Ewigkeiten hindurch immer ähnlicher werde! Nun hat der forschende Weise nicht umsonst die Bahnen wandelnder Welten erspäht, ihre Distanzen gemessen, ihre Verbindungen berechnet; es waren Seherblicke in die Heimath, die seiner wartet, und die er, nun nicht mehr ganz Fremdling, betreten soll; nun hat der großmüthige Menschenfreund nicht vergeblich die oft verkannten und vereitelten Aufopferungen für fremde Wohlfahrt gemacht; es waren Saamenkörner, die in bessern Welten zur Reife kommen sollen; nun hat die Tugend nicht unnütze Kämpfe gegen die Sinnlichkeit und Unthätigkeit gekämpfet; die Früchte davon sind Palmen und Lorbern einer unverwelklichen Natur; nun haben die fleißigen Bürger und der redliche Landmann das Stück Brod nicht vergeblich so mühsam genommen, das sie bey Betrug und Wucher viel gemächlicher hätten essen können, sie haben sich Himmelslohn damit verdient; nun haben die frommen Dulder

und Dulderinnen schwerer, schmerzlicher Verhängnisse, deren Namen keine Martyrologien nennen, keine Nekrologen der Welt verkünden, nicht vergebens so schön geduldet, und dem auch noch so unrühmlichen Tode, fern von jeder andern Tröstung, als der ihres hohen Glaubens, so ruhig entgegengelächelt, ihr letztes Hoffen, es werde auch um sie einst besser werden, ist nicht zu Schanden geworden, ihr stilles Ahnen von Jenseits hat sie nicht getäuscht; nun haben gute Mütter, die nicht so glücklich geboren, daß sie der ausgestandenen Schmerzen augenblicklich vergessen konnten, weil ein Mensch zur Welt ist geboren worden, die unsäglichen Geburtsschmerzen nicht fruchtlos überwunden; die unreife Menschenpflanze ist nun früher in jene unbekannten Regionen verpflanzt worden, wo sie glücklicher gedeihen kann; nun bekömmt mit einem Male alles Zusammenhang, Verbindung und Einheit; nun ist das Menschenleben kein Traum mehr; der Mensch selbst nicht mehr ein gedungener Frohnknecht der Sinnlichkeit, dessen ganze Thätigkeit ihren letzten Grund in der steten Reibung seiner Magenhäute hat, und seine erhabensten Gedanken und edelsten Gesinnungen nicht mehr gleich den Sternschnuppen, die einen Augenblick flimmern, und dann aus der Reihe der Wirklichkeiten auf immer da-

hin sind. Das große Schauspiel: Das Göttliche im Menschen genannt, erhält alsdann eine Entwickelung, welche dem so künstlich angelegten Plan entsprechend ist; nun heben sich alle Widersprüche; nun klären sich tausend Zweifel auf; nun lösen sich wie von selbst die meisten und größten Schwierigkeiten in Ansehung des Verhältnisses, in welchem der Mensch zu der übrigen Schöpfung steht; nun macht das Geschöpf seinem Schöpfer Ehre, eben sowohl in Hinsicht auf seine Weisheit und Güte, als in Ansehung seiner Macht und Herrlichkeit; nun hat der Mensch hienieden nicht umsonst gelebt, seine Anlagen ausgebildet, seine Kräfte geübet; und mit dem süßen Vorgefühle, daß neues Leben, neue Thätigkeit seiner warten, tritt er nun auf die würdigste Weise aus dem Bildungsinstitute dieses Lebens hinaus, um dort wieder anzufangen, wo er hier geendet hatte."

Neue Theolog. praktische Monatschrift von Linz. V. Jahrg. 1807. I. B. S. 336.

Eduard Young, der den großen Gedanken der Unsterblichkeit mit gleicher Stärke ausgeführet hat, nennt das Gegentheil das Glaubensbekenntniß der Thorheit. Er bedauert diejenigen, die ungeachtet der hinreißenden Ueberzeugung ihre Glückseligkeit noch an diese Erde binden. Er schwingt sich in seinem Geistesfluge

in jenes glückliche Leben hinüber, wo alles Wesen, fest und unveränderlich ist, und sieht von dortaus auf den Erdball herab, wo er nur Schatten und Wüste, nur ein Leichenthal und die Gruft der Schöpfung findet. „Und dennoch, sagt er, scharrt der Mensch, der thörichte Mensch! hier alle seine Gedanken ein, und begräbt himmlische Hoffnungen ohne einen einzigen Seufzer. Ein Gefangener der Erde, und unter dem Monde eingeschlossen, bindet er alle seine Wünsche an das, was hier ist, sie, die doch vom Himmel beflügelt wurden, um sich dem Unendlichen nachzuschwingen, und es dort zu erreichen, wo Seraphim von dem schönen Baume des Lebens, dicht am Throne Gottes, Unsterblichkeit sammeln."
Klagen I. Nacht.

O! möchten doch diejenigen, die ihre unsterbliche Seele so leichtsinnig vorübergehenden Täuschungen preis geben, die Würde und die Bestimmung ihres Geistes besser beherzigen! Möchten doch die großen Geister, die über die Sterblichkeit ihrer Seele so kühn absprechen, nur eine einzige Viertelstunde wählen, und in ernster ruhiger Besinnung dem schrecklichen Gedanken nachhangen: Vernichtung! — Sie würden es fühlen, wie sehr sich ihr Geist dagegen sträubt!

Wenn nun die menschlichen Bewohner der Erde bloße Pilger sind, und nur jenseits ihr großes Vaterland glänzt; wenn aber der Weg dahin über Klippen und Dornen geht; wenn es so viele Irrwege giebt, die den Menschen von seinem Ziele ablenken; wenn er Mittel braucht, um seine Reise glücklich zu vollenden; wenn er, wie der reisende Kämmerling der Königinn Candace, da er eine Stelle des Propheten las, bekennen muß: wie kann ich das verstehen, wenn es mir Niemand erklärt? Wenn der Blinde eines Führers, und der Schwache einer Stütze bedarf, — Wo ist der Wegweiser? Wo sind die Mittel? Springen sie wohl aus dem Geiste des Menschen selbst hervor? Welche Nationen, welche Weisen haben sie gefunden? — Oder finden wir sie vielleicht da, wo alle Weisen versammelt sind — in einer Bibliothek?

7.

Die Weisheit der Welt.

Betrachtung in einer Bibliothek.

Wie oft war ich schon in eurer Mitte,
ihr großen Geister der alten und neuen Welt!
Wie oft habe ich die Todten und Lebendigen

um Rath gefragt! Wie oft habe ich mich durch euere Produkte belehren, oder täuschen lassen! Und nie ist es mir beygefallen, über euere ganze Versammlung, wie sie sich meinen Augen darstellt, eine allgemeine Betrachtung anzustellen! —

Da steh ich nun in einer schweigenden Masse von dem Geiste aller Welttheile und Jahrhunderte umgeben — umgeben von Männern, die gelebt und gearbeitet haben; von Männern, die den Trieb ihres unruhigen Geistes gefühlt und in rastloser Thätigkeit auf dem Kampfplatze zerstörender Ideen gerungen haben. Wie viele haben sich den Namen: Groß erworben, und das folgende Jahrhundert hat sie klein gemacht! Wie viele wurden als Orakel angebethet, und der Sturm der Zeiten hat ihre Blätter verweht! Wie viele haben einen Ton angestimmt, der den Erdball schnell durchlaufen, und eben so bald verhallet ist! Wie viele haben ein Feuer angezündet, das weit und breit um sich gegriffen hat! Wie viele haben den ersten Schritt vorwärts gethan, und eine schöne Bahn gebrochen; und eine neue Generation hat ihren Ruhm angefochten, oder zweydeu-

tig gemacht! Wie viele glänzen wirklich mit vergoldeten Rücken, und wie bald dürfte sie, wie ihre Vorgänger, der Staub bedecken! Wie viele suchten sich durch ihren mächtigen, Aufschwung selbst von Kabalen beflügelt, unsterblich zu machen, und wie bald gieng dennoch ihre Verewigung zu Ende! — Wie viele glaubten die Wahrheit entdeckt zu haben, und wie viele haben daran verzweifelt! — Wie? so ist denn auch in der Geisterwelt ein ewiger Wechsel, eine beständige Ebbe und Flut der Meinungen, des Geschmacks und der Systeme? — Wer sollte nicht glauben: Hier in dieser ausgebreiteten Versammlung großer Denker; in dieser glänzenden Niederlage der Geistesprodukte von Jahrtausenden, von allen Völkern und Religionen; hier in dieser großen Halle der Weisheit dürfte man nur erscheinen, um zu erfragen, was schön und gut, was groß und recht, was heilig ist! allein wo ich hinsehe, erblicke ich Wolken ohne Ende, stolzes Selbstbehagen, und eine stürmische Reibung, Systeme gegen Systeme, Hypothesen gegen die Wahrheit, die Philosophie gegen die Geschichte, die Politik gegen das urkundliche Recht, das täuschende Schöne mit dem Geistigen im Kampfe.

Welch eine reichhaltige Sammlung von Widersprüchen ist eine Bibliothek — das wahre Bild der menschlichen Gesellschaft!

Hier stehen zwey Männer nebeneinander, und ihre Grundsätze stehen wie Himmel und Erde von einander ab. Der Eine holte das Licht und die Wahrheit von dem Throne des Allerhöchsten; der andere hielt es für überflüßig, baute auf seine erhitzte Phantasie und foderte von seinen Genossen, so und nicht anders — wie er zu denken. Der Geist des folgenden Jahrhunderts wollte entscheiden, und kam in neue Labyrinthe. Hier preiset der Verfasser die Zeiten, wo es Sitten ohne Gesetze gab; an seiner Seite staunt ein Dritter, wo es Gesetze ohne Sitten giebt. Hier ist die Tugend alles; bey dem Andern ein Werk der Einbildung. Hier sehe ich den Staat auf die Religion gebaut, und dort die Religion auf den Staat. Hier sehe ich die Gesetze der Gerechtigkeit wie in steinerne Tafeln eingegraben und vertheidigt: und dort sogar die Gebote Gottes unter der Diktatur der Konvenienz. Hier erblicke ich nur Zwiespalt und Trennung, und erst rückwärts in der zweyten Reihe den schönen Wunsch der Vereinigung. Hier steht der Mann mit dem ewigen Kriege; nicht ferne sein Antipode

tipode mit dem ewigen Frieden. — Was ist aus diesen weitschichtigen Schranken, wo die Staats = und Kirchenpublicisten dicht an einander gereihet sind, in diesem Augenblicke geworden? was ist das endliche Resultat ihrer ungeheuern Commentarien? Männer, die sie nie gelesen haben, Männer mit der eisernen Feder haben ihr Schicksal entschieden! Pragmatische Sanktionen, allgemeine Fundamentalgesetze, goldene Bullen, Verträge und Concordate, Sprüche der Reichsgerichte, Entscheidungen der Rota, heilige Friedensschlüsse als ewige Basen der Völkerruhe sind entkräftet, und stehen, wie verlassen da. — Dort sehe ich das Völkerrecht in der strengsten Vertheidigung, und nebenbey eine Abhandlung, wie und wann man öffentliche Verträge brechen kann? Hier öffnet ein großer Mann allen Nationen das freye Meer, und an seiner linken Seite steht sein Gegner, der es allen verschließt. Hier sehe ich beynahe in allen Sprachen die ausgesuchtesten Grundsätze einer glücklichen Regierung, und auf einer höhern Stelle den Mann mit dem furchtbaren Machiavellismus, und einen Zweyten mit einer tumultuarischen Volksregierung. Wie majestätisch pranget das Theater der Prätensionen

an der Seite gegenseitiger Garantien! wie genau und ausführlich sind den glänzenden Amnestien die Urkunden beygelegt, damit ja dasjenige der Nachwelt aufbewahrt bleibe, was man nach öffentlichen Instrumenten vergessen sollte! — Hier steht die schwere Kunst, Staaten einzurichten oder zu verbinden; und dort die bewährte Lehre, wie man sie zerstören kann. Endlich erblicke ich das große Nekerische Lebensprincip der Staatskörper, Finanzwissenschaft genannt, mit allen seinen handgreiflichen Grundsätzen und Formen; und dann den vergoldeten Aushängschild mit der herzbrechenden Devise: „Sterben und Abgaben geben muß man überall."

Wie bange wird mir um das Herz, wenn ich mich zur Geschichte hinwende! wie vieles sagt ihr Schild! wie heilig ist ihre Pflicht der Wahrheit, wie groß ihr Beruf, die Lehrerinn der Menschen, und die Seele der Erfahrung zu seyn! Doch wie sauer ist mir oft meine Arbeit geworden, wenn ich aus ihren Geistesprodukten klug werden wollte! wie vielerley Darstellungen und Ansichten! jetzt sollte mich das Kolorit, jetzt der Schatten, jetzt der Geist der Zeit, jetzt das Ansehen täuschen! wie oft

mußte ich zehen und zwanzig, und noch mehr berühmte Männer fragen; und da geschah's, daß der Eine verneinte, was der Andere bejahte, dieser die Sache so, und ein anderer ganz anders sah; da doch Geschichte und Thatsache nur ein einziges Mal wahr seyn können. Ihr ungeheuern allgemeinen Welt- und Menschengeschichten! ihr voluminösen Encyklopädien! die ihr euch so sehr vergrössert und vermehret; wer wird euch in der Folgezeit mehr zu Rathe ziehen können? Ihr werdet dastehen, wie die ägyptischen Pyramiden, der Bewunderung, nicht dem Gebrauche aufbewahrt. Und ihr einzelne Völker und Staatengeschichten — nicht selten nach den Launen der Geschichtschreiber, oder dem Interesse der Nationen bearbeitet — wie wenig haltet ihr oft die Feile der Kritik aus! Was soll ich von den mannigfaltigen großen Reisebeschreibungen denken? — Hier sehe ich einen Unermüdeten, der, nachdem er die Erde umsegelt, die Meere durchkreutzet, und viele Städte und Sitten gesehen, seine Erfahrungen der begierigen Welt in kostspieligen Auflagen mitgetheilet hat. Es reiset ihm ein Zweyter nach, der bey seiner Rückkehr behauptete: Der Mann hat nicht recht gesehen! wenn es

gleich weder bey dem Einen noch bey dem Andern erwiesen ist, daß sie alles mit eigenen Augen gesehen haben. Dort sehe ich eine lange Reihe geographisch- und staatistischer Werke, die kaum geschrieben, wieder umgeändert werden mußten; je nachdem eine mächtige Hand die Gränzen der Landcharten bezeichnet, oder ein neuer Geist die innere Staats- und Religions-Einrichtung geformet hat.

Philosophie! — Mißbrauchte Schöne! — Was ist aus dem Jahrhunderte geworden, dem man deinen Namen gab! — Hier steh ich, nachdem ich vor allen Weisen der Vorzeit vorübergegangen, bey deinen neuen Areopagiten, die freylich unter sich selbst im ewigen Kampfe sind. Kaum daß ich es wage hier frey zu sprechen; denn nicht ferne stehen ihre prätorianischen Kohorten — feurige, alles zermalmende Recensenten. Und dann auf der obersten Stelle der Geist der Zeit mit allen seinen Inconsequenzen. Doch ich mache dir deine transcendentalen Flüge nicht streitig; aber du hast uns einen verheerenden Scepticismus an die Stelle der Wahrheit und des Glaubens gesetzet, und machtest an uns die thörichte Forderung, an allem zu zweifeln, nur an deiner Weisheit

nicht. — Und dennoch hat deine neue Weisheit so Vieles von der Alten entlehnt, aufgewärmet, aufgewühlet: und damit nichts geleistet.

Du sprichst in unsern Zeiten — in diesen Zeiten einer mehr als babylonischen Sprachenverwirrung, sogar wieder von Glauben und von Liebe. Aber du redest von Glauben an — dich selbst, und von Liebe zu dem Gotte, den du einsetztest in ein Reich, dessen Verfassung du entwarfst; oder auch von Liebe zu dem Gotte, der im Steine starrt und im Tropfen feuchtet.

Hier bey den alten und neuen Votivtafeln Aesculaps, bey dieser den Menschen nothwendigen Wissenschaft, Medicin genannt, die so oft über Tod und Leben entscheidet, sollte man ja dennoch hoffen dürfen, daß man wenigstens über die ersten Grundlinien Eines geworden. Allein auch hier zeigen sich die widersprechendsten Widersprüche. Dort stehen die Pneumatiker, nach welchen der Körper ein bloßes Automat, und seine Verrichtungen ein nothwendiges Marionettenspiel sind. Die Seele ist ihnen Eines, und Alles, das Alpha und Omega, von welcher alles Körperliche ausgeht. Dagegen erscheinen die Somatiker, denen der Körper, der materiele Organismus das

Höchste, das Primitive, das Superiöre ist, von welchem sich allmählig, secundär, bey fortschreitender Entwickelung und Vervollkommnung das Geistige entfaltet, mithin der Materie subordinirt bleibt. In einem weitern Felde sind zwey Partheyen im Kampfe begriffen. Die Eine macht den Körper zur absoluten Thätigkeit, Activität: die Andere zur absoluten Empfänglichkeit, Passivität, Receptibilität. Dort kömmt der Organismus aus sich zu Stande, lebt, nährt, und erhält sich durch seine eigenthümlichen Kräfte, und beherrscht durch sie die Einwirkungen der Außenwelt. Und da existirt ohne Reiz kein Leben. Die Erregbarkeit, Empfänglichkeit, muß durch äußere Einwirkungen zur Thätigkeit, zu Lebensäußerungen aufgereizt, und auf diesem Wege Leben und Lebensdauer erzwungen werden. — Dann treten die Mechaniker, Chemiker, Physiker auf, welche alles nach hydraulischen, dynamischen, chemischen Verwandtschaftsgesetzen, nach elektrischen und galvanischen Grundsätzen erklären, und den Körper bald zu einem mechanischen Druckwerke, bald zu einer Retorte, bald zur galvanischen Säule umschaffen — Endlich sagt mir ein großer noch lebender Mann, der seine ausgebreiteten Kenntnisse mit vieljähriger Erfahrung verbindet, in

das Ohr: „Der Grund aller Widersprüche liegt in Aufsuchung der Extreme, in Abweichung von der glücklichen Mittelstraße, und in Vernachlässigung des Satzes: daß alles nur durch Action und Reaction, Thätigkeit und Empfänglichkeit, Expansion und Kontraction zu Stande komme.“ — O Natur! die du so oft allein entscheidest, rette uns aus dem methodischen Irrgarten der Theorien und Meynungen, und führe uns in das gesunde Land grauer Erfahrung.

Was soll ich bey dieser reizenden Niederlage der schönen Wissenschaften und Künste denken, wenn ich bemerken muß, daß die ersten Kunstrichter nicht einmal über das Ideal des Schönen bis auf diese Stunde einig geworden! daß wir die ewigen Bewunderer, Nachahmer und Kopisten der Griechen und Römer bleiben, ohne sie zu übertreffen, obgleich unser Geschmack und unsere Aufklärung der ganzen Vorzeit den Vorzug streitig machen will. Ihr Dichter und Schauspieler, wie nützlich und wie schädlich habt ihr euere Kunst getrieben! Ihr habet, was ihr mit der einen Hand bautet, mit der andern niedergerissen. Wenn ich aus euern langen Reihen einen oder den andern Band herausziehe, so gerathe ich bald auf die erhaben-

sten Bilder der Tugend und Sitten, und dann wieder auf entehrende Nuditäten, verführende Beyspiele, verhunzte Geschichte. — Und ihr — ihr kleinen niedlichen Halbgötter der eleganten Welt — in Maroquin — und in färbigen Umschlägen — mit Vignetten, Tänzen, Charaden — welch ein großer Handelszweig seyd ihr bey euerm beständigen Wechsel auf Kosten der Solidität geworden!

Wenn ich mich endlich zu der gewaltigen Masse kleiner flüchtiger Schriften hinwende; so finde ich wohl manches Gute und Reelle; allein wie oft gerathe ich entweder auf leidenschaftliche Gecken, die nimmermehr Unrecht gehabt haben wollen, oder auf junge Fechter, die, nachdem sie eine kurze Zeit auf einer hohen Schule herum schwadronirten, oder sich durch eine freyere Lektüre begeistert fühlten, es sich sogleich herausnahmen, mit ergrauten Rittern eine Lanze zu brechen, und der erstaunten Welt ihr Daseyn durch ein Bändchen voll Ausfälle zu verkünden; wenn sie sich gleich zu ihrer Fehde nur des Spottes bedienten, der schwächsten und erbärmlichsten Waffe der Widerlegung.

Doch genug! Ich will diese Betrachtung nicht weiter verfolgen. Ich will nicht mit den

Astronomen Himmelan steigen, um das uns bekannte System der Welt, das ist, eine einzige Sonne und eine Handvoll Planeten durchzuwandern. Schon ist ein Mann aufgestanden, der die Erde wieder stehen läßt. Ich will indeß alle fremden Sprachen schweigen lassen, bis wir in der Unserigen den Weg aus dem ABC heraus gefunden haben. Ich will auch jedem Produkte des Witzes seinen Werth belassen, wo der Kluge so oft den Narren belacht, und der Narr den Klugen, und Beyde Recht haben.

Ich übergehe den Schatz der Manuscripte; der Dank der Welt verkennt ihre Urheber oder Erhalter, und die Kritik sammelt oft nur Varianten, wenn es darauf ankömmt, das Recht, die Geschichte, oder die Religion zu schwächen. — Ich berühre die Incunabeln nicht, die man jetzt, wie die Ruinen, so begierig aufsucht; während man alles Alte verachtet.

Es dürfte eine Zeit kommen, wo die Gebäude der Bibliotheken einer Stadt gleichen werden; dann mögen gleichwohl die künftigen Jahrhunderte die Riesengenies gebähren, die den Stein der Weisheit aus diesen Gebirgen herauszuwühlen im Stand sind! sollte es auch nur aus den Schluchten der Katalogen seyn!

Nur eines, ihr großen versammelten Geister der dunklen und lichten Welt! nur eines wünschte ich von euch zu wissen, wenn es anders mehr möglich ist, euere Stimme zu vernehmen. Es ist nur ein Geschäft, das dem Menschen vor allen übrigen das Wichtigste ist: und dieses ist das Geschäft seiner Zukunft, und des ewigen Lebens. O! Sammelt euere Stimmen, und zeiget mir den Weg dahin? — Oder zeiget mir das einzige Buch, worin er enthalten ist! — Es muß aber ein Buch seyn, das dem Weisen erhaben, und dem Gemeinen verständig, dem Reichen wie dem Armen, dem Könige wie dem Bettler, dem Glücklichen wie dem Unglücklichen, dem Gefallenen wie dem, der augenblicklich steht, wichtig und nothwendig ist. Ein Buch, welches den Plan des Ewigen, und das große Ziel des Menschen enthält, und von der sichersten Hand geschrieben ist. Ein Buch, das nie veraltet. — Kurz, ein Buch, das auf die ganze Menschheit ohne Ausnahme paßt. — Vielleicht rufet ihr mit einem Rousseau aus euern Gräbern hervor: Dieses Buch ist das Evangelium!

8.

Zustand der Welt beym Eintritte des Evangeliums.

Wenn je ein Zeitpunkt geeignet gewesen wäre, bey dem allgemeinen Verderbnisse der Menschen eine zweyte Fluth zur Vertilgung des Menschengeschlechtes herbeyzuführen, so war es jener, da Juda keinen Scepter mehr hatte, und Rom die Herrschaft der Welt.

Das Genie und die Politik Roms, welches seine Kraftentwicklung nur dazu gebrauchte, die Gebietherinn aller Nationen auf den Ruinen der Sitten und der Gerechtigkeit zu werden, hatte es endlich durch das Uebergewicht der Waffen dahin gebracht, daß es der Brennpunkt des wildesten Feuers der Verdorbenheit geworden, dessen Funken nicht allein sich in die übrige Welt zerstreuten, sondern von den übrigen Völkern wieder neu belebt zurückprellten. Tacitus nannte das große Rom „den Mittelpunkt aller Laster und Unverschämtheit, wo beyde nicht nur allein ihren Sammelplatz hatten, sondern auch Achtung und Ehre.“ *Ann. XV.* 44. Hier war es, wo die Politik alle Götter der Nationen, so schlecht sie immer waren, auf-

gestellet hat, wenn sie nur dadurch die Völker oder ihr Geld an sich ziehen konnte. Hier wurde das Laster mit einem heiligen Ansehen bewaffnet, und die allgemeine Sittenlosigkeit hatte ihr Interesse in dem freyen Zügel der Leidenschaften. Hier standen Götter auf den Altären, die man, als Menschen betrachtet, wie Verbrecher hätte bestrafen sollen. Hier wurde selbst die Ausübung von Schandthaten das Werk einer gottesdienstlichen Handlung, und die Verletzung der Reinigkeit, oder der ehelichen Treue ein heiliges Opfer. Nur kein Vergehen wider das vermeintliche Vaterland oder den Thron! alle übrigen Pflichten waren der Willkühr preisgegeben; und das alles zur Zeit der römischen Aufklärung. Doch die hellern Kenntnisse wurden nur dazu angewendet, die Menschheit entweder zu täuschen, oder zu verschlechtern, da sie doch nur dazu hätten dienen sollen, sie für das wahre Gute empfänglich zu machen. Der größte Theil der Philosophen huldigte eben so sehr dem Aberglauben des Volkes, als dem Unglauben der Großen. Auf diese Weise behauptete dann, wie gemeiniglich, diejenige Philosophie den Vorzug, die den Sinnen am besten zu schmeicheln wußte. Ungeheuer war der

Luxus, die Folge römischer Beuten und Eroberungen, und mit demselben der Zusammenfluß verschlimmerter Sitten, Irrthümer, und Gebräuche aus allen Theilen der unterjochten oder geplünderten Welt. — Der reich gewordene Römer, der glückliche Räuber, führte nicht nur einen asiatischen Prachtaufwand, sondern war auch von Sclaven umgeben, welche selbst die römischen Gesetze — zur Schande der Menschheit — wie Waare, nicht als Menschen behandelten. Welch ein schreckliches Recht war dieß Recht der Sclaverey, welches einem wilden und wollüstigen Herrn verstattete, mit dem Vermögen, mit der Person, mit dem Leben der Sclaven, mit Menschen seines gleichen nach Belieben zu schalten und zu walten! wenn sie alt oder krank wurden, brachte man sie auf eine Insel in der Tiber, und ließ sie da Hungers sterben. Italien war voll von Gefängnissen für diese Unglücklichen. Ihr Zeugniß bey Prozessen wurde allemal durch die Tortur ausgepreßt, und um des geringsten Versehens wegen wurden sie fast zu todt geprügelt. Selbst Cato both seine Sclaven zur gemeinen Wollust feil. Als einst ein Römer, der ihrer Vierhundert hatte, ermordet worden; wurden sie alle hingerichtet. So verlor sich das Gefühl

der Menschlichkeit, wie der Hang nach Tugend und edler Sitte. Daher kam es auch, daß die Polizeyanstalten oder Gesetze, welche die äußerste Noth erzwang, in Roms schönem Jahrhunderte nichts vermochte; denn es war nichts vorhanden, das zugleich das Gewissen band. Kinder, die ihrem Vater nicht gefielen, auszusetzen, war ein Zug der Menschlichkeit, weil man sie außer dessen hätte tödten können. Gleichwie der Stolz gemeiniglich der Gefährte der Uebermüthigen ist; so war es auch dem herrschsüchtigen Römer nicht genug, Königen ihre Kronen zu entreißen, sondern auch Könige, Königinnen und ihre Kinder, wie Missethäter, mit Ketten gefesselt im Triumphe einzuführen, der Mißhandlung des Pöbels bloß zu stellen, ja wohl gar zu ermorden — weil sie überwunden worden. Diese und noch mehrere Thatsachen gründen sich auf die Zeugnisse eines Sallust, Cicero, Tacitus, Seneka, Plutarch, Dio, Sueton, Justin, Tertullian u. m. a. Ein vollständiges Gemälde der römischen Verdorbenheit oder Aufklärung würde jenen Zeitpunkt weit übertreffen, da sich die rächende Fluth über die höchsten Berge Armeniens erhob.

So wie es in der Hauptstadt der Welt

ausgesehen; so sah es auch größtentheils in den Provinzen, und bey allen Nationen aus, die von ihr entweder durch die Huldigung oder als Kolonien, wie in Gallien und Hispanien, oder durch Handel oder Verkehr abhängig geworden. Die Feste der Flora wurden in den Provinzialstädten eben so zügellos gefeyert, wie in der Hauptstadt. Eines theilte dem Andern seine Sitten mit, und der Verkehr der Laster ward allgemein. Nicht nur die Geschichte, sondern selbst die Ruinen und Reste bezeugen noch heut zu Tage diese Wahrheit. „Die kupfernen Lampen, die in den Ruinen des Herkulanums gefunden worden, sind wegen ihrer verschiedenen Gestalten eben so viele Denkmäler der Verdorbenheit des Verstandes und des Herzens der Einwohner, die sie besaßen.“ *Encycl. Art. Herculanum.*

Griechenland, welches dem herrschenden Rom auf der Wage der politischen Rivalität das Gleichgewicht nicht halten konnte, hielt es ihm doch von der Seite der Abgötterey und der Versunkenheit der Sitten, oder vielmehr, es bereicherte das stolze Rom mit allen Produkten seiner Üppigkeit, besonders da die griechische Sprache zur Lieblings Sprache Roms, und vieler andern Nationen geworden.

Athen stand allen Göttern der Welt, und zuletzt allen nur erdenklichen Superstitionen so weit offen, daß es zum Sprichworte geworden: Zu Athen trifft man mehr Götter, als Menschen an. Auch ward daselbst ein Altar errichtet mit der Aufschrift: Dem unbekannten Gott. Berühmt durch seinen Namen, durch seine Philosophie, durch seine schönen Künste, durch Eleganz zog es die Blicke und das Geld des Auslandes immer mehr an sich. Jeder reisete dahin, der sich verfeinern wollte; beglückte sich dann mit den Grundsätzen des Epikureismus, und kehrte als Künstler, oder Weichling in sein Vaterland zurücke. Unter allen Städten Griechenlands hob sich besonders Korinth, die schöne Haupt- und Handelsstadt von Achaia, an Reichthum, Luxus und Vergnügen über alle übrigen empor. Wer immer sein Leben genießen, das ist, sein Vermögen, seine Kräfte und seine Gesundheit aufopfern wollte, begab sich nach Korinth. Da aber der Aufwand und die Freuden der schönen korinthischen Welt zu kostspielig waren, so sagte man im Sprichworte: Es ist nicht jedem gegeben, nach Korinth zu kommen. Korinth stritt mit allen andern Städten um den Vorzug der Sittenlosigkeit. Wenn Rousseau von den

Tu-

Tugenden von Sparta und Griechenland spricht; so bezeichnet er dadurch nur jenen Zeitpunkt, da sie bey ihrem Entstehen noch einfache Sitten hatten. Auf gleiche Weise herrschte das Verderbniß in Macedonien und Asien; und wo die Armuth ihr einige Schranken setzte, da war entweder die höchste Sclaverey, oder die tiefste Verwilderung, das roheste Heidenthum. So sah es bey den Parthern, so in Medien, Persien und Indien aus: wobey im allgemeinen zu bemerken ist, daß die Nationen ungeachtet aller Zügellosigkeit keine glücklichen Völker waren. — Das Jüdische Volk zeichnete sich zwar noch durch Erkenntniß des einzigen wahren Gottes aus; allein der Geist ihrer Religion war jetzt in einen leeren Ceremoniendienst ausgeartet, und die entstandenen Sekten der Pharisäer, Sadducäer und Essener verstrickten die Nation mit Vorurtheilen, mit irrigen Meynungen und mit Zänkereyen ohne Ende, an welche sich dann auch der Verfall der Sitten, und endlich das grenzenlose Unglück der ganzen Nation angereihet hat. Die damalige Weltlage war dann nichts anders, als eine unselige Mischung von allen nur erdenklichen Leidenschaften, von Luxus und Armuth, von Despotie und Unterdrückung, von wilder Sitte und elendem Menschenleben; die

wahre Tugend war verschwunden. Allgemein war die Versunkenheit der zum Höhern gebornen Menschheit. — Allein das Menschengeschlecht vertilgen lag nun nicht mehr in dem Plane des Allerhöchsten. Der Zeitpunkt war eingeschritten, wo Hilfe und Erbarmung am nothwendigsten waren. Das große Blatt war aufgerollt: und auf demselben stand: „Versöhnung, Licht und Gnade. Das einzige wahre Palladium der Menschheit kam vom Himmel herab. Die gute Bothschaft erschien, und die Devise des göttlichen Bothen, der sie überbrachte, war:

„Ich bin nicht gekommen, die Welt zu richten; sondern zu retten."

9.

Der Stifter der christlichen Religion.

Doch wer umfaßt den Standpunkt der damaligen Welt, ohne über die Größe des Unternehmens zu staunen, sie aus dem fürchterlichen Abgrunde der Versunkenheit herauszureißen; ohne den großen gigantischen Plan als bloßes Menschenwerk für unmöglich zu erklären? Es war ein Zusammenstoß zweyer Extreme: der äußersten Verdorbenheit und der strengsten Sit-

kenlehre: ein Kampf zwischen Licht und Finsterniß, zwischen der Sünde und der Verzeihung: zwischen Hölle und Himmel, zwischen Tod und Leben. Eine verdorbene Welt in die Schranken der Sittlichkeit zurückzuweisen; ihr ein neues Licht mitzutheilen, oder das Erloschene aufzuwecken; einen Krieg wider die Leidenschaften einzuleiten; die Menschen zu vermögen, ihre Götter von den Altären herabzustürzen, einen einzigen Gott auf die Ruinen des Politheismus hinzupflanzen; eine Religion einzuführen, die unter jedem Himmelsstriche der Erde, den Herrschern wie den Völkern ihre Pflichten zeigt; eine Religion, die nichts weniger, als den Sinnen schmeichelt; eine Religion, die ihre großen Verheißungen erst in einer andern Welt zu erfüllen verspricht; eine Religion, die, indem sie die Unsterblichkeit der Seele neuerdings garantirt, sogar die Auferstehung im Fleische zusichert; eine Religion, die über das eine Sprache der Geheimnisse führt, die der Menschenverstand zwar vernünftig glauben, aber nicht begreifen kann; eine Religion, die bis zum Ende der Welt dauern, und sich über Städte und Länder, über Meere und Gebirge bis in die tiefsten Wildnisse verbreiten soll — kurz, eine Religion fest

zu gründen, die schon bey ihrem Beginnen den Juden ein Scandal, und den Heiden Thorheit war: u. s. w. welch ein ungeheueres Unternehmen! — Schon im ersten Augenblicke hat es das Ansehen, daß es kein Werk eines bloßen Menschen seyn konnte.

Wer war nun der Held und der Weise, der dieses große Werk begann? Es war der schon lange verheißene Retter. Ein Mensch, der sich für den Sohn des Ewigen erklärte, und als Gott legitimirte. Die Schilderung aber, die uns die Schrift von seinem Karakter entwirft, ist die einfachste von der Welt. Sie läßt nur seine Thaten sprechen. Thut er Gutes, so sagt sie nur: das hat er gethan. Schlägt er eine Krone aus: so hat er sich hinweggeschlichen. Hat er einen Todten erweckt; so ist der Todte aufgestanden. Befiehlt er den Elementen; so haben sie gehorchet u. s. w. Stirbt er den Tod für die ganze Welt; so hat er den Geist aufgegeben, und sein letztes Wort ist: Es ist vollbracht! Indeß sind von Zeit zu Zeit große Männer aufgestanden, die es auf sich genommen, sein großes Bild im Zusammenhange zu zeichnen; jedoch nicht ohne Ueberzeugung, daß sie weit unter dem Original zurückgeblieben sind. Von den ersten

Vätern bis auf unsere Zeiten liegen mir so viele schöne Schilderungen vor Augen, daß mir die Wahl schwer fällt, nachdem ich es mir nicht zumuthen will, ihre Zahl zu vermehren. Bossuet, Condillak, Calmet, Bergier, Massilon, Perrouseau, Pascal, Addison, Leß, Herder, Schwarz, Jenisch, Berger, Paley, Graser, selbst Rousseau haben den Stifter der christlichen Religion mit den erhabensten, Gotteswürdigen Zügen geschildert.

Ich will hier nur die Bilder eines Schwarz, Jenisch und Rousseau zusammenstellen, ohne der Schönheit und dem Werthe der Uebrigen nahe zu tretten.

„Der Stifter der Religion der Christen, schreibt Schwarz, hat sich durch einen Karakter ausgezeichnet, der alle Aufmerksamkeit auf ihn erwecken muß.

„Seine erste Periode verlebte er in der Dunkelheit, und in den Pflichten des Privatlebens. Im dreyßigsten Jahre, wo ein Lehrer nach jüdischer Sitte erst öffentlich auftreten durfte, fieng er das große Werk an, Wahrheit zu verbreiten, und dadurch die Menschen zu bessern und der Glückseligkeit fähig zu machen.

„Seine Lehrart war den Bedürfnissen und Fähigkeiten seiner Zuhörer vollkommen angemessen. Anfangs suchte er bloß Aufmerksamkeit, bloß den moralischen Karakter zu wecken, die Nothwendigkeit einer gänzlichen Sinnesänderung vorzustellen: er gieng von dem leichtern zu dem schwerern über, und schonte anfangs manches ihrer Vorurtheile, um sie von der Wahrheit nicht völlig zurückzuscheuchen.

„So sehr er sich aber zu seinen Zuhörern herabließ, so streng war er, wenn es die Sache der Wahrheit betraf: da widersetzte er sich ihren Vorurtheilen, griff ihre falschen Begriffe an, entwickelte die schädlichen Folgen davon, ob er gleich vorher sah, daß er sich dadurch den Haß und die Verfolgnng der Volkslehrer und der Großen im Lande, ja selbst den Tod zuziehen würde.

„Sein Vortrag hatte bey der genauesten Bestimmtheit nichts vom Tone der Schule: bey der größten Erhabenheit der Gegenstände war er populär: den tiefsten Wahrheiten konnten die Zuhörer auch bey dem einfachsten Vortrage nicht widerstehen; so schienen sie aus den Herzen der Zuhörer nur herausgelockt zu seyn. Die allgemeinsten Lehren waren ihren Umständen so

angepaßt, mit so tiefem Blicke in ihr Herz vorgetragen, als wenn es individuele Erfahrungen wären.

„Die Geister- und Körperwelt schien ihm bey seinem Vortrage ganz zu Gebote zu stehen; sie mußten ihm die passendsten Bilder liefern: jeder Umstand ward benützt, ohne doch ins Gezwungene des unzeitigen Moralisten zu fallen.

„Mit welcher edeln Einfalt, wie so ganz ohne Anstrengung, ohne mühsam ausgesuchte Beweise, ohne Besorgniß eines Widerspruchs redete er von göttlichen Dingen und den wichtigsten, erhabensten Gegenständen, wie wir von gemeinen Ereignissen des Lebens, von Sachen, die uns ganz gewöhnlich, zu sprechen pflegen.

„Ich sage euch: dieß war manchmal der ganze Beleg seiner Lehre, und Niemand fand etwas dagegen einzuwenden. Seine Zuhörer bemerkten es ja selbst, und fanden den großen Unterschied zwischen ihren andern Lehrern und ihm: Er lehrte als einer, der Macht hätte.

„Wer kann ohne Rührung sein Gespräch mit der Samariterinn beym Johannes am 4. Kap. lesen, oder die Erzählung vom ungera-

thenen Sohne, oder von dem Reisenden, der unter eine Mörderbande fiel, oder die letzte Abschiedsrede an seine Freunde, nebst dem erhabenen Gebete an Gott am Abend vor seinem Tode?

„Wenn man die Methode des Sokrates so sehr und mit Recht bewundert; so vergleiche man doch auch damit die Lehrart Jesu; und wer Xenophons sokratische Denkwürdigkeiten so schön findet, lese doch auch den Evangelisten Johannes in einer guten Uebersetzung.

„Dieß nun, Wahrheit zu verbreiten, war sein Hauptgeschäft: er nannte es darum sein Werk: kurz vor seinem Tode konnte er sich auch das Zeugniß geben: Gott! ich habe das Werk vollbracht, das du mir aufgetragen hast: und der römischen Magistratsperson, die ihn um seine Bestimmung fragte, antwortete er: Ich bin auf die Welt gekommen, um der Wahrheit Zeugniß zu geben.

„Also Gutes zu thun, Wahrheit zu lehren, und dadurch die Erkenntniß und wahre Verehrung der Gottheit auszubreiten, dadurch

die Menschen zu ihrer wahren Bestimmung hinzuleiten, war so sehr seine Angelegenheit, daß er es seine Speise nannte.

„Wie erhaben sprach er auch von dem höchsten Wesen, auf welches er alles bezog, alle seine Vorzüge und seine Einsichten; die Verherrlichung seiner Majestät war ihm das angelegenste Geschäft:

Vater und Herr der ganzen Welt!

Möchte doch deine Majestät überall erkannt werden!

Möchte doch dein Plan zur Beseligung der Menschheit bald in Erfüllung gehen!

Möchte doch, so wie von den himmlischen Geistern; so auch von den Menschen deinem Willen nachgelebt werden!

„Dieß sollte mit der Hauptinhalt des Gebetes seiner Schüler seyn, und nur durch solche Gesinnungen konnte man sich Anspruch auf seine Freundschaft erwerben. Wer den Willen meines Vaters thut, ist mir Mutter, Bruder und Schwester.

„Aus eben dieser Achtung für den Willen Gottes floß die großmüthige Ergebung in die schwersten Leiden, die ruhige, stille Seelengröße dabey. Er empfand sie zwar, er war nicht stoisch unempfindlich; aber aus Gehorsam gegen Gott übernahm er sie. Entferne, so bat er, diese bittere Stunde von mir! gehört es aber zu deinem göttlichen Plane, daß ich dieß schwere Leiden übernehme; so übernehme ich es aus Gehorsam gegen dich.

„Er beweiset seine Unschuld mit Gegenwart des Geistes, spottet der Drohungen nicht: erkennt die legitime Macht seiner Richter: kurz in seinem ganzen Betragen zeigt sich die größte Selbstbeherrschung und Mäßigung, ohne doch in Unfühlbarkeit überzugehen. Er besuchte die Gastmale, wozu man ihn bat, und nahm an den Freuden so, wie an den Leiden der Menschen den lebhaftesten Antheil. Immer sich ähnlich, immer ruhig: von Herzen demüthig ohne Niederträchtigkeit, entfernt von jeder Herrschsucht und Würde, die er in mehr als einer Gelegenheit ganz leicht hätte erhalten können, doch ohne Verachtung der Menschen, ohne philosophischen Stolz und ohne epikuräische Liebe zur Ruhe.

„Nie kann das Betragen eines Menschen gegen andere edler und vollständiger gezeichnet werden, als es die wenigen Worte thun, mit denen ihn einer seiner Schüler charakterisiert: Er gieng umher, und that Gutes.

„Sein ganzes Leben war Arbeit für Beglückung anderer, und sein Lohn Haß, Verfolgung und Tod. Er hatte nichts, wo er sein Haupt hinlegte. Mit welcher Sanftmuth trug er die Ungelehrigkeit seiner Schüler, ihre Schwächen und Unvollkommenheiten? auch unter den Todesschmerzen erinnerte er sich noch seiner Mutter und seines Freundes.

„Unerschöpflich war die Liebe gegen seine Verfolger. Wie edel sind die Thränen, die er bey dem Anblicke der Stadt vergoß, die ihn verfolgte, und deren Untergang er vorhersah! Wie heldenmüthig die Fürbitte für seine Peiniger, die er in den entsetzlichsten Martern verrichtete: „Vater! vergieb ihnen; sie wissen nicht, was sie thun.

„Er durfte ja auch seine Todesfeinde auffodern, ihn einer Sünde zu bezüchtigen, und sie wußten in ihrer größten Bosheit nichts gegen ihn aufzubringen, als die Uebertrettung eines

Ceremonialgesetzes, dessen Geist sie verfehlt hatten, und die Anmassung der königlichen Würde, die sie auf eine Verdrehung des Titels Messias (gesalbter König) baueten.

„Pilatus, eben kein Mann, der für Tugend und Wahrheit viel Gefühl hatte, sprach ihn nach den strengsten Untersuchungen hochachtungsvoll schuldlos: und der Schüler, der ihn aus falscher Politik an seine Feinde verrieth, und der so lange in seiner genauen Gesellschaft war, sein Betragen und seine Plane gewiß kennen mußte, geräth in Verzweiflung, weil ihm sein Gewissen vorwirft, er hätte einen Unschuldigen in den Tod geliefert.

„Wo findet man einen mit sich selbst so ganz harmonischen Karakter, als der Karakter Jesus war? Handbuch der christl. Relig. I. B. S. 73.

„Wie erhaben und ästhetisch schön ist die Schilderung, die H. Jenisch davon entwarf!

„Der Sohn Gottes, sagt er, der lange Verheißene und Erwartete tritt auf dem Schauplatze der Erde als Menschensohn auf. In stiller Herrlichkeit, wie Gott in seiner Schöpfung, wandelt er unter den Menschen herum, einem Könige gleich, der in Sclavenhülle sein Reich

durchwandert. Er zeigt die Herrlichkeit des eingebornen Sohnes vom Vater und des Menschenerlösers. Er übertrifft die Ideale von Abraham, David, Johannes. Er spricht von Gott nicht als Diener, sondern als Sohn; von Gottes Rathschluße nicht als Gesandter, sondern als Theilnehmer: von der unsichtbaren Welt, als seinem Vaterlande, aus welchem er auf einige Zeit zur Vollziehung des Planes auf die Erde gekommen sey. Er beglaubiget seine Würde durch große Thaten, die kein Erdensohn vollbringen kann; durch Thaten, die zu moralischen Zwecken der Belehrung, Besserung und Beglückung geübt werden. Er ist durch ein Leben voll jeder sanften und großen Tugend das Vorbild des Gott wohlgefälligen Lebens, und stirbt den schmerz- und schmachvollen Tod als Martyrer für seine Würde, und als Opfer der Versöhnung einer ganzen Welt von Sündern.

„Der Tod Christi schürzet gleichsam den Knoten des ganzen Drama. Denn er ist Verherrlichung der Heiligkeit und Gerechtigkeit des Vaters der Menschen, die dem Sünder im großen Versöhnopfer in der Größe ihrer furchtbaren Majestät erscheint, und mit der Donnerstimme durch die Erde ruft:

Discite justitiam mortales!
Sterbliche! lernet Gerechtigkeit!

„Der Tod Jesu ist in Rücksicht — auf Gott: Beweis der Liebe, Gerechtigkeit, Heiligkeit; — auf Christus: Gehorsam, Liebe, Heldenopfer: — auf Menschen: Genugthuung und Versöhnung u. s. w.

„Nun die verklärende Epoche in der Geschichte des Gottes- und Menschensohnes — die Belohnung seines Gehorsames, das Siegel seiner Sendung, die Verherrlichung seiner Verdienste.

„Nach drey Tagen geht er aus dem Lande des Todes siegreich als Fürst des Lebens hervor. Nun wird alles helle — die Würde seiner Person — der Zweck seiner Sendung — der Geist seiner Lehre. Nun war die seligste Erwartung in einer Thatsache dargestellt. Triumphirend steht er auf — der große Todte, und ruft in die Gefilde der Schöpfung: „Tod! wo ist dein Stachel?" Die Menschheit hört's, und neues Leben strömt durch Geist und Herz, sie fühlt sich nun gewiß unsterblich.

„Nach vierzig Tagen geht er sichtbar zurück in den Himmel — Herr des erlöst'en Bru-

dergeschlechts, Beschützer desselben, und Richter am Tage der Vergeltung."

Sollte Religion den Menschen jemals entbehrlich werden? p. 65.

Selbst Rousseau wurde von der Betrachtung des großen Urhebers der christlichen Religion hingerissen, und erkannte seine Lehre und sein Bild als etwas Uebermenschliches.

„Je vous avoue, sagt er, que la majesté des Ecritures m'etonne; la sainteté de l'Evangile parle à mon coeur. Voyez les livres des Philosophes avec toute leur pompe; qu'ils sont petits près de celui là! Se peut-il qu'un livre, à la fois si sublime, et si simple, soit l'ouvrage des hommes? Se peut-il que celui dont il fait l'histoire ne soit qu'un homme lui-même? Est ce-lá le ton d'un enthusiaste ou d'un ambitieux sectaire? Quelle douceur, quelle pureté, dans ses moeurs! quelle grace touchante dans ses instructions! quelle élévation dans ses maximes! quelle profonde sagesse dans ses discours? quelle présence d'esprit! quel finesse et quelle justesse dans se réponses! quel empire sur les passions! Où

est l'homme, où est le sage qui sait agir, souffrir et mourir sans foiblesse et sans ostentation ? Quand Platon peint son Juste imaginaire couvert de tout l'opprobre du crime, et digne de tous les prix de la vertu, il peint trait pour trait Jesus-Christ : la ressemblance est si frappante, que tous les Perés l'ont sentie, et qu'il n'est pas possible de s'y tromper. Quels préjugés, quel aveuglement ne faut-il point avoir pour oser comparer le fils de Sophronisque au fils de Marie ? Quelle distance de l'un à l'autre ! Socrate mourant sans douleur, sans ignominie, soutint aisément jusqu'au bout son personnage, et si cette facile mort n'eût honoré sa vie, on douteroit, si Socrate, avec tout son esprit, fut autre chose qu'un Sophiste. Il inventa, dit-on, la morale. D'autres avant lui l'avoient mise en pratique ; il ne fit que dire ce qu'ils avoient fait, il ne fit que mettre en leçons leurs exemples. Aristide avoit été juste avant que Socrate eût dit ce que c'étoit que justice ; Leonidas étoit mort pour son pays avant que Socrate eût fait un devoir d'aimer la patrie ; Sparte étoit sobre avant

que

que Socrate eût loué la sobrieté : avant qu'il eût défini la vertu, la Gréce abondoit en hommes vertueux. Mais oû Jesus avoit-il pris chez les siens cette morale élevée et pure dont lui seul a donné les leçons et l'exemple ? Du sein du plus furieux fanatisme la plus haute sagesse se fit entendre, et la simplicité des plus héroiques vertus honora le plus vil de tous les peuples. La mort de Socrate philosophant tranquillement avec ses amis, est la plus douce qu'on puisse desirer ; celle de Jesus expirant dans le tourment, injurié, raillé, maudit de tout un peuple, est la plus horrible qu'on puisse craindre. Socrate prenant la coupe empoisonnée benit celui qui la lui présente et qui pleure ; Jesus au milieu d'un supplice affreux prie pour ses bourreaux acharnés. Oui, si la vie et la mort de Socrate sont d'un sage, la vie, et la mort de Jesus sont d'un Dieu. Dirons-nous que l'histoire de l'Evangile est inventée à plaisir ? Mon ami, ce n'est pas ainsi qu'on invente, et les faits de Socrate, dont personne ne doute, sont moins attestés que ceux de Jesus Christ.

Au fond, c'est reculer la difficulté sans la detruire; il seroit plus inconcevable que plusieurs hommes d'accord eussent fabriqué ce livre, qu'*il* ne l'est qu'un seul en ait fournit le sujet. Jamais des auteurs Juifs n'eussent trouvé ni ce ton, ni cette morale, et l'Evangile a des caracteres de verité si grands, si frappans, si parfaitement inimitables, que l'inventeur en seroit plus étonnant que le héros.» *Traité de l'Educat. Tom. VII. p.* 111.

Ich bekenne es: die Majeſtät der Schrift ſetzt mich in Erſtaunung. Die Heiligkeit des Evangeliums ſpricht zu meinem Herzen. Sehet die Bücher der Philoſophen mit ihrem Prachtanzuge, wie ſind ſie ſo klein dagegen! Iſt es möglich, daß ein Buch, eben ſo erhaben als einfach, das Werk eines Menſchen wäre? Soll der, deſſen Geſchichte es vorträgt, ein bloſſer Menſch ſeyn? Iſt wohl dieß der Ton eines Enthuſiaſten, oder eines ehrſüchtigen Sectirers? welche Sanftmuth, welche Reinigkeit in ſeinen Sitten? welche rührende Anmuth in ſeinem Vortrage? welcher Schwung in ſeinen Grundſätzen? welche tiefe Weisheit in ſeinen Reden? welche Geiſtesgegenwart? welche Feinheit und Richtigkeit in ſeinen

Antworten? welche Herrschaft über die Leidenschaften? wo ist der Mensch, wo ist der Weise, der so zu handeln, zu leiden, zu sterben weiß — ohne Schwäche, ohne Sucht zu glänzen? Wenn Platon seinen eingebildeten Gerechten — bedeckt mit allen Beschimpfungen des Lasters, und würdig aller Preise der Tugend — malt; so malt er Zug für Zug Jesus Christus. Die Aehnlichkeit ist so auffallend, daß alle Väter sie fühlten, und daß es nicht möglich ist, hierin getäuscht zu seyn. Wie viele Vorurtheile, welche Blindheit gehört dazu, wenn man es wagt, den Sohn Sophroniskens mit dem Sohne Mariens zu vergleichen? welcher Abstand des einen von dem andern? Sokrates, sterbend ohne Schmerz und Schmach, behauptet leicht bis an das Ende seinen Karakter; und hätte dieser leichte Tod sein Leben nicht gewürdiget; so würde man zweifeln, ob Sokrates, mit dem ganzen Umfange seines Geistes, etwas anders gethan hätte, als ein Sophist. Er hat die Sittenlehre erfunden, wird man sagen. Allein andere vor ihm haben sie schon geübet. Er sagte nur das, was diese bereits gethan hatten, und brachte ihre Beyspiele in eine Theorie. Aristides war gerecht, ehe Sokrates zeigte, was die Gerechtigkeit wäre. Leonidas starb für sein Vaterland, ehe So-

krates die Vaterlandsliebe zur Pflicht machte. Sparta war mäßig, ehe Sokrates die Mäßigkeit angepriesen. Griechenland hatte tugendhafte Menschen, ehe Sokrates eine Erklärung von der Tugend gab. Wo nahm dann aber Jesus unter den Seinigen jene erhabene und reine Sittenlehre her, deren Lehrer und Beyspiel er war? Im Schoose des wüthendsten Fanatismus läßt sich die höchste Weisheit vernehmen, und die Einfachheit der heldenmüthigsten Tugenden erhebt den Geringsten des ganzen Volkes. Der Tod des Sokrates, der ruhig mit seinen Freunden philosophirt, ist unter solchen Umständen der erwünschlichste; der Tod Jesu hingegen, der unter Peinigungen und Schimpf, verspottet und verflucht von einem ganzen Volke stirbt, ist der schrecklichste und fürchterlichste. Sokrates segnet den, der ihm den Giftbecher weinend reicht; und Jesus bittet unter der schrecklichsten Marter für seine erbittertsten Mörder. Gewiß! wenn das Leben und die Thaten eines Sokrates einen Weisen bezeichnen; so bezeichnen das Leben und die Thaten Jesu einen Gott! Sagen wir doch nicht, daß die Geschichte des Evangeliums nur eine beliebige Erdichtung sey. Nein, mein Freund! so dichtet man nicht; und die Handlungen eines Sokrates, an denen Niemand zwei-

felt, sind weniger erwiesen, als die Thaten Jesu. Das hieß am Ende nichts anders, als die Schwierigkeit verwickeln, anstatt sie heben. Es würde unbegreiflicher seyn, daß mehrere Menschen so einstimmig gewesen wären, dieses Buch zu entwerfen, als daß ein Einziger den Gegenstand dazu geliefert hätte. Nie würden die jüdischen Schriftsteller weder diesen Ton, noch diese Sittenlehre gefunden haben, und das Evangelium hat so unnachahmliche Karaktere der Wahrheit, daß man über den Erfinder noch mehr staunen müßte, als über seinen Helden.

Rousseau.

10.

Gründung des Christenthums.

Wie hat es nun dann dieser große Urheber der christlichen Religion angegangen, um sein Reich zu gründen? — War es wirklich das Werk eines Gottes? — Würde man ihn als einen bloßen Menschen, als einen Philosophen der Zeit, oder als den feinsten Betrüger betrachten; so müßte man ohne weiters behaupten, daß er sein ungeheures Werk auf die allerungeschickteste Weise eingeleitet und fortgeführet hätte. Ein weiser, ein kluger Mann, der einen großen Zweck erreichen will, überlegt

wohl den Zeitpunkt, wann er sein Werk begann; die Grundsätze, die er aufstellt; die Mittel, derer er sich bedienet; die Gehilfen, die er sich wählt; die Kraft, welcher er entgegen zu wirken hat; die Stimmung des Zeitgeistes, die Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolges, und das Ende. — Wie zweckwidrig zeigen sich nun Einleitung, Wahl, Lehren und Thaten des Stifters der christlichen Religion, wenn kein höhers — kein höchstes Wesen in seinem Karakter lag!

Welcher wär sein Zweck? — Die Menschheit mit Gott zu versöhnen, eine verdorbene Welt zu bessern, und in ihr ein Reich bis in die Ewigkeit hinüber zu gründen. — Welche war seine eigene Erwartung von der Welt? — Verfolgung und Tod. — Was versprach er seinen Anhängern, um sie zu reizen? — Sein eigenes Schicksal. — Welche waren diese Menschen, die er sich zur Ausführung dieses großen Planes wählte? — Ungebildete, ohnmächtige Leute. — Wie waren seine Grundsätze beschaffen? — Gerade der herrschenden Sitte zuwider. — Wie war die Empfänglichkeit der damaligen Welt für seine Lehren? — Allgemein entgegenwirkend mit Wuth und Macht. — Was konnte

er sich endlich, als man ihn zum Tod verurtheilte, als Mensch von der Vollendung seines Planes versprechen? — Daß er fehlgeschlagen. — Für einen Menschen von dem aufgeklärtesten Verstande wäre ein solches Werk und solche Mittel, in einer solchen Weltlage, nichts weniger, als das Werk eines durchdringenden Geistes; nicht einmal ein Wagestück gewesen.

Nach einer langen Verborgenheit tritt er gerade bey jener Nation am ersten auf, welche man als die Unbändigste kannte, als ein auf seinen Glauben und seine Ceremonien bis zur Raserey erpichtes Volk. Anstatt es zu gewinnen, greift er ihm sogleich tief in das Herz, indem er ihm die Hoffnung seines irdischen Reiches benimmt. Er selbst erklärt sich für den Messias; fängt es aber so an, daß er gegen alle Vorstellungen und Vorurtheile der ganzen jüdischen Nation im ersten Augenblicke anstößt. Sie erwartete einen mächtigen und glorreichen Retter und König; und er sagt es selbst vorher, daß er werde getödtet werden. Sie hoffet die ewige Dauer ihres Gesetzes, ihrer Ceremonien, ihres Tempels, und er verkündiget ihre Vernichtung. Sie rühmte sich, mit Ausschließung aller übrigen Völker, allein Gottes Volk zu seyn; und er erkläret ihr, daß ihr im Reiche Gottes die Frem-

den werden vorgezogen werden. Das Vertrauen der Nation lag auf den Priestern, Pharisäern und Schriftgelehrten, und sein rastloses Bestreben zielte dahin, sie zu entlarven und zu beschämen. Er nimmt sich sogar heraus, alles bestimmt vorherzusagen — nicht nur seinen Tod, sondern auch, was nach demselben geschehen wird: und da er Dinge vorhersagt, die ganz außer der Sphäre des menschlichen Wissens liegen; so setzt er sich der Gefahr aus, daß man es sogleich nach seinem Hinscheiden erkennen werde, daß er die Welt nur getäuscht habe. Welche Grundsätze, welche Lehren, welche Räthe trägt er vor, um nicht bloß ein einziges Volk, sondern die ganze Welt zu gewinnen — oder zu hintergehen? Er stellt eine Sittenlehre auf, deren Hauptabsicht — gegen den Ton der damaligen Welt — Wahrheit, Gerechtigkeit und Heiligkeit ist. Er trägt das große Gesetz der Liebe vor — der Liebe Gottes und des Nächsten; aber nicht nach dem Geschmack verdorbener Menschen. Er verlanget von allen, Gott über alles zu lieben, und ihren Nächsten, wie sich selbst: treu in ihren Versprechen, wahrhaft in ihren Reden, rein in ihren Gedanken, starkmüthig in ihren Bemühungen, geduldig in ihren Leiden, demüthig in ihrem Selbstgefühle,

vernünftig in ihren Meynungen, uneigennützig in ihren Aussichten, weise in ihren Entwürfen, vorsichtig in ihren Unternehmungen, gemäßiget in ihren Begierden, heilig in ihren Sitten, unsträflich in ihrem Betragen, aufrichtig in ihren Absichten, billig in ihren Urtheilen, unerschütterlich in der Ausübung ihrer Pflichten zu seyn. Er beschwöret alle, sich nur als Brüder und Schwestern, als Kinder einerley Vaters anzusehen, die Widerwärtigkeiten als Mittel zu betrachten, ihre Tugenden zu üben, nur von Gott allein ihre Glückseligkeit zu erwarten, und wegen des Abganges zeitlicher Reichthümer sich mit der Hoffnung ewiger Güter zu trösten. Er geht in seinen Foderungen und Räthen noch weiter, um die Menschen auf den höchsten Standpunkt der Tugend zu erheben: Böses mit Guten vergelten; erlittene Beleidigungen mit Wohlthaten erwiedern; die Empfindung der Unbild ohne Anstand aufopfern; den Verfolgern vom Herzen vergeben; seine Feinde so lieben, daß man sogar ihren Bedürfnissen zuvorkömmt; bey anderer Unglück mitleidig seyn, und an ihren Schmerzen Theil nehmen; immer bereit seyn, hilfreiche Hand dem Elenden zu reichen, der unter dem Schutte seines Unglücks seufzet: die Wunden des Fremdlings pflegen,

den die Räuber geschlagen und geplündert haben; sich selbst der Gefahr aussetzen, um andere zu retten, die aus Abgang der Hilfe zu Grunde giengen; seine Kleider ausziehen, um die Nackten damit zu bedecken; sich das Brod entziehen, um es dem Mangelleidenden zu reichen; sein Bett einem armen Kranken, der auf der Erde liegt, überlassen; in sein Haus diejenigen aufnehmen, die aus Mangel eines Schutzdaches den Ungemächlichkeiten des Wetters ausgesetzet sind; über das die Reinigkeit des Herzens, die Keuschheit des Leibes, die Redlichkeit des Gemüthes bewahren; durch kein Band an die Erde gefesselt seyn, und hienieden so, wie die Engel im Himmel leben u. s. w. Welche Foderungen, welches Verlangen von der damaligen Welt!

Nicht zufrieden, heroische Tugenden zu verlangen, machte er sogar die strenge Foderung, den Verstand dem Glauben zu unterwerfen, und sprach von Geheimnissen, die, dem menschlichen Geiste unzugänglich, dennoch auf sein Wort geglaubt werden sollten. — Nichts ist empfindlicher und gefährlicher, als ein Volk bey seiner Religion anzugreifen; und er wagt es, frey und öffentlich zu erklären, daß er gekommen sey,

das Gesetz der Juden zu vollenden, und die Götter der Heiden zu zertrümmern.

Und zu diesem weitumfassenden Vorhaben wählt er sich solche Anhänger, die ganz und gar nicht dazu geeignet waren, als Lehrer in Judäa aufzutreten, vielweniger als Gesandte in Griechenland und Rom. — Obgleich einige reiche und angesehene Männer, ja selbst Gelehrte seine Lehre annahmen; so wählte er sie doch nicht zu seinen Aposteln; er zog arme, unwissende Fischer vor. Er machte ihnen die Hoffnung, die Welt zu bekehren; verheißt ihnen aber in dieser Welt keinen andern Lohn, als einen Tod, wie den Seinigen.

Da der Augenblick kömmt, den er zu seinem Tode festgesetzet hat, übergiebt er sich willigst in die Hände seiner Feinde. Er erscheint vor seinen Richtern ohne Furcht und Trotz. Man fragt ihn über seine Göttlichkeit, und er bejaht sie ohne Stolz und Umschweif. Er unterwirft sich seiner Verurtheilung mit Sanftmuth und Ergebenheit, stirbt bittend für seine Mörder — und setzt seine Feinde und die ganze Philosophie der Welt in Verlegenheit, was sie aus diesem Betrüger machen sollen.

Magnanima mensogna!
Eh! quando è il ver si bello?

Tasso.

Erhabene Lüge!
O! wann iſt das Wahre ſo ſchön?

Taſſo.

Allein in dieſem großen Augenblicke gewinnt alles eine andere Geſtalt. Der Tod hat die Laufbahn des Helden nicht geſchloſſen. Erſt jetzt beginnt das große Werk. Erſt mit dem Tode fängt die wahre Ueberzeugung und das Leben an, und mit ſeiner Auferſtehung entſiegelt ſich ganz das goldene Buch der Gnade. Die trauernde Natur machet die Menſchheit aufmerkſam auf den, der geſtorben iſt. Die Erde zittert, das Meer brauſet; die Sonne verfinſtert ſich, die Geſtirne erbleichen, die Felſen zerſpringen, die Gräber öffnen ſich, und die Todten treten hervor, der Vorhang des Heiligthums in dem Tempel zerreißt von oben bis unten. Der Hauptmann, der die Wache hatte, erſchrickt, und er und ſeine Soldaten rufen: »Wahrhaftig! dieſer war Gottes Sohn!« Jetzt ſchlägt man ſich auf die Bruſt: jetzt erinnert man ſich ſeiner Wohlthaten: jetzt hält man ſeine Wunder nicht mehr für Zauberkünſte.

Man rollt die heiligen Blätter auf: man vergleicht die Propheten, und sieht, daß alles das geschehen würde.

Man geht in der heiligen Geschichte weit zurücke, und findet Schritt für Schritt alle Vorbereitungen zu diesem erstaunlichen Werke, und alles vorhergesagt bis zum großen Augenblicke. Die harrenden Apostel sehen ihn wieder, wie er es ihnen versprochen hatte, den vom Tod Erstandenen. Mit voller Ueberzeugung betheuern sie es öffentlich, daß er Wort gehalten, und breiten es in der Hauptstadt, in Judäa, und in der bekannten Welt aus, bereitet auf ihre Aussage zu leben und zu sterben. Nach einer solchen Thatsache erkennen sie selbst immer mehr die Entwickelung seiner Worte und des göttlichen Planes; und die Welt erkennt in seinen Anhängern, was der Geist und die Kraft des Herrn vermag. Weit entfernt, sich durch das Schicksal ihres Meisters schrecken zu lassen, und sogleich in fremde Länder hinzuwandern, erwarten sie vorerst die Ankunft des verheißenen Geistes; und treten nun vollends gestärkt selbst in der Hauptstadt als Redner für die Sache des Gekreuzigten auf. Ihr habet den Urheber des Lebens ermor-

det, sagen sie. Sie erzählen seine Wunder und seine Auferstehung, nehmen die Einwohner selbst zu Zeugen dieser Thatsachen, und haben das Herz und den Muth, sich auf die Stadtkundigkeit derselben zu berufen. Dieß sagen sie zu einem Zeitpunkte, wo noch alles im frischen Andenken war, fünfzig Tage nach dem Tode Jesu, gerade zu einer Zeit, da der Zulauf des Volkes zu Jerusalem am zahlreichsten war, und da die gesammten Zeugen aus den verschiedenen Gegenden von Judäa beysammen sind. Man hört sie, und wird überzeugt. Nach zwey Reden sind schon achttausend Christen. — Wie? sollte es möglich seyn, daß ein Betrug, gegen welchen sogleich Stadt und Land hätten zeugen können, den Verstand von achttausend Menschen, in wenigen Tagen, hätte verrücken, oder bezaubern können? — Sie bestättigten auch ihre Worte mit Wunderthaten; und selbst ihr Wort ward zum Wunder. Die Parther, die Meder, die Elamiten, die Einwohner von Mesopotamien, Judäa, Kappadocien, Pontus, Kleinasien, Phrygien, Pamphilien, Cyrenenser und die Fremdlinge von Rom, die Juden sowohl, als Proselyten, Kretenser und Araber, hörten sie in ihrer Muttersprache reden. Alle erstaunten, und sagten zu einander: Wo will das

hinaus? — Als dieses der große Rath vernahm, brannte er vor Wuth. Die Apostel wurden vor den Richterstuhl gefodert, und ihnen unter großen Bedrohungen das Stillschweigen gebothen: „Was wir gesehen, und gehört haben, antworteten sie, das können wir nicht verschweigen. Wir müssen Gott mehr gehorchen, als euch," und so fuhren sie ohne weiters fort, öffentlich und im Tempel den Glauben zu verkündigen. Jeder, der den Petrus ehevor kannte, wurde jetzt durch die Majestät, durch die Kraft und Würde seines Vortrages in Erstaunung gesetzt. Die Verbitterung der Rathsversammlung stieg jetzt auf das Höchste. Schon gedachte man, den Petrus und Johannes zu tödten; als sich Gamaliel, ein Gesetzlehrer, der beym ganzen Volke in Achtung stand, erhob, und sprach: Männer! nehmet euch mit diesen Leuten wohl in Acht! Mein Rath ist: Lasset sie gehen. Ist ihre Absicht und ihr Unternehmen ein Menschenwerk, so zerfällt es von sich selbst. Ists von Gott; so werdet ihr es nicht hindern können." Man schlug, und entließ sie. Sie freuten sich dagegen über ihr Leiden, fest entschlossen, eher jede Todesart zu dulden, als

das Geschäft desjenigen zu unterbrechen, den sie aus Ueberzeugung als ihren Gott, als ihr Glück, als ihre einzige Hoffnung kannten; denn sterben hielten sie für Gewinn.

11.

Verbreitung des Evangeliums.

Mächtig und weitumfassend wirkte jetzt die Kraft der heiligen Bothen in der bekannten Welt. Bald erhob sich eine große Kirchengemeinde zu Jerusalem, dann zu Antiochia, und in den benachbarten Ländern. Wer erstaunt nicht, wenn er die Landkarte in die Hand nimmt, und den Weg verfolgt, den diese rastlosen Verkünder des Glaubens — ohne Vermögen, ohne Geld, ohne Ansehen eingeschlagen haben: wenn er die Länder und Städte betrachtet, in denen sie aufgetreten sind, wo sie gesprochen und gesieget haben? Rom und Athen, damals die Sitze der Wissenschaften und Politik, das üppige Korinth, das abergläubische Ephesus, das blühende Thessalonik und Kolossä hatten bald nach dem Tode Jesu schon ansehnliche Christengemeinden. Kreta, Cypern, Pontus, Bithynien, Macedonien, Persien, Arabien, Phrygien,

gien, Galatien, überhaupt Asien und Europa durchzogen die Apostel, Seelen zu gewinnen, die Sitten zu bessern, den Glauben an eine ewige Zukunft, und an einen einzigen Gott zu verbreiten — und zwar, was das erstaunungswürdigste ist — an einen gekreuzigten Gott. — Welcher Begriff für ein aufgeklärtes Heidenthum! — wie war es möglich, demselben Eingang zu verschaffen, seine Annahme durchzusetzen? — Doch der Kraft ihres Wortes war die Kraft der Wunderthaten beygegeben. Dadurch bewiesen sie ihre Vollmacht als Gottes Abgeordnete, und die Wahrheit ihres Vortrages. Und hätten sie ihr unbegreifliches Werk ohne alle Wunder ausgeführt; so wäre dieses das allergrößte Wunder gewesen. Der Name Jesu ertönte jetzt von der westlichen Küste des Peloponnes bis zum persischen Meerbusen; von dem persischen Meerbusen bis zum Hellespont; und von dem Hellespont bis zu den Ufern der Tiber. Fortgerissen von dem Geiste des Herrn durcheilet der feurige Paulus in kurzer Zeit Kleinasien, Macedonien, Dalmatien, Illyrien, Epirus, und einen großen Theil von Europa. Die Kolosser, die Galater, die Epheser, die Korinther, die Athenienser, die Thessalo-

niker, die Philipper erhalten durch ihn das erste Licht des Evangeliums. Nichts hält den großen Mann in seinem Laufe auf. Er übersteigt alle Gebirge und Hindernisse, die sich ihm entgegen thürmen. Jetzt hat er mit den Drohungen der Mächtigen, jetzt mit der Wuth des Pöbels, jetzt mit der Verzweiflung der Götzendiener zu kämpfen. Er selbst schrieb es an die Korinther II. B. 11. K. wie vieles er bisher gelitten habe, wie sehr er mißhandelt worden. Er schildert zugleich seine Gefahren, die er glücklich überstanden hat: Gefahren auf Reisen, zu Land und zu Meer; Gefahren unter Räubern; Gefahren unter seinen Landsleuten; Gefahren unter den Heiden; Gefahren in Städten und Wüsteneyen; Gefahren unter falschen Brüdern. Dennoch ließ er nicht nach, das Reich der Liebe Gottes zu erweitern. Weit und breit griff die schöne Flamme um sich, welche alle entgegen wirkende Stürme nur desto mehr verbreiteten. Eben so rastlos und unaufhaltsam war das Streben der übrigen Verkünder des Glaubens. Schon dreyßig Jahre nach dem Tode Jesu war das Christenthum so sehr ausgebreitet, daß es allgemeines Aufsehen machte.

Schon schwiegen dort und da die Orakel: Jupiters Altäre verminderten sich: der Del-

phische Dreyfuß blieb unbesetzt: das Pantheon verlor seine Achtung. Siebenzig Jahre nach des Heilandes Tode waren die Christen so zahlreich, daß der römische Landpfleger, der beredte Plinius, in Bithynien die Altäre der Götter verlassen, und das Opfern in Vergessenheit gerathen antraff. Das Licht des Evangeliums zeigte sich in den verschiedenen Zonen über den Gesichtskreis der Völker, wie die schönste Morgenröthe, und verkündete die Ankunft der wohlthätigen Sonne, welche die Wolken des Irrthums und der Finsterniß siegend vor sich herjagte. Man fängt an, den unbekannten Gott höher zu achten, als alle Götter der Erde — Machwerke der Menschen. Der Sclave fühlt Erleichterung: den Leidenden stärkt die Hoffnung: die Menschheit wird über ihre Würde aufgeklärt, und vernimmt ihre große Bestimmung zum Glücke der Ewigkeit. — Mit dem Glanze der Tugend erhob sich endlich jener unüberwindliche Heldensinn, der Tausende und Tausende für die Wahrheit ihrer Religion sterben hieß, nicht auf dem Schlachtfelde, sondern als heilige, ewige Zeugen der Wahrheit, als Helden und Sieger ohne Waffen. Zehn entsetzliche Verfolgungen dienten nur dazu, die Wohlthätigste aller Religionen zu befestigen. Alle Martern der Welt —

alle Todesarten — selbst nach aufgeworfener Preisfrage, welche Quälung das Sterben am meisten erschwerte, erdacht — waren nicht im Stande, die standhaften Bekenner wankend zu machen. Man peinigte sie langsam bis zum Tode, und sie beharrten bey ihrem Bekenntniße. Jünglinge und Greise, angesehene Männer, Frauenzimmer von edler Erziehung, und im blühendsten Alter wurden auf die schrecklichste Art mißhandelt, mit Hacken zerrissen, mit glühenden Eisen gesenget, an todte Körper angebunden, den wilden Thieren vorgeworfen, nach abgeschnittenen Brüsten, gefoltert, gegeiselt, enthauptet. Alle diese unerschütterlichen Helden und Heldinnen hätten augenblicklich ihre Leiden unterbrechen, oder ihren Tod verhindern können, wenn sie nur ein Paar Rauchkörner in die Pfanne eines verruchten Abgottes geworfen hätten? allein das Wort des Herrn verlor seine Kraft nicht in ihren Herzen, und sie blieben bey dem Ihrigen. Es kam dann so weit, je mehr Christen man mordete, desto größer wurde ihre Anzahl. Das Blut der Martyrer ward der Saame der Christen. Entschlossen unterzeichneten sie die Urkunde des Glaubens mit dem letzten Blutstropfen, um auch uns, ja der ganzen Nachwelt den Glauben zu erleichtern. Wel-

che Achtung, welchen Dank sind wir ihnen schuldig! —

Das Merkwürdigste in der blutigen Epoche der Verfolgung ist, daß man sie nicht geradehin packte, sondern allemal Verbrechen erdichtete, oder von allem Widrigen, das geschah, die Schuld auf die Christen schob.

Der unmenschliche Nero spielte bey dem großen Brande zu Rom, der sechs Tage dauerte, auf der Cither, um sich die Katastrophe von Troja vorzustellen. Kaum merkte er, daß man ihn selbst für den Urheber des Brandes hielt, so mußten es sogleich die Christen gethan haben. Ihre Martern waren ihm ein eben so angenehmes Schauspiel, wie die Einäscherung der Stadt. Unter andern ließ er den Christen in Pech getauchte Röcke anlegen, die man anzündete, so daß die Leidenden zu Windlichtern dienten, um die Nacht zu beleuchten. Diese schreckliche Unterhaltung verschaffte er sich auch in seinem Garten, wo er bey dem traurigen Glanze dieser lebendigen Fackeln im Wagen umherfuhr. — Die großen Erdbeben, welche sich besonders in Kappadocien ereigneten, schrieb der grausame Maximinus auf die Rechnung der Christen, und verfolgte sie lebenslänglich.

Dezius stellte die grausamsten Versuche, die Christen von ihrem Bekenntniße abzubringen, durch langsame Folter und Peinigungen an, Valerianus verfolgte die Christen auf Anstiften seines Vertrauten Macrianus. Maximian ließ die ganze Thebäische Legion niederhauen, weil sie sich nicht zur Verfolgung der Christen brauchen ließ. — Die letzte Verfolgung unter Galerius und Diocletian, welche gleichsam den Triumph der Religion beschloß, war die Ausgebreitetste und Entsetzlichste. Galerius ließ den Palast von Nicomedia, den er mit Diocletian bewohnte, zweymal in Brand stecken, und schob die Schuld auf die Christen. Nun wurden die unmenschlichsten Edikte wider dieselben erlassen. Die Kirchen der Christen sollten niedergerissen, und ihre Bücher verbrannt werden. Aller Würden und Ehrenstellen entsetzt, sollten sie wider Niemand als klagfähig erkannt werden, selbst dann nicht, wenn sie wider die Angriffe, die man gegen ihre Person oder ihr Vermögen vornehmen würde, die Gerichte um Hilfe bäthen. Man sollte sie auffodern, den Göttern zu opfern, und die, die sich weigerten, auf die grausamste Art aus der Welt schaffen, welches auch geschah. Die Christen wurden zu Tausenden gemartert, oder schaa-

renweise verbrannt, oder den wilden Thieren vorgeworfen, oder auf Böote geladen, die man den Stürmen des Meeres überließ. Diese wüthende Verfolgung verbreitete sich schnell durch alle drey Welttheile. Nur in Aegypten wurden einhundert vier und vierzig tausend Christen ermordet, und sieben hundert tausend in die Wüsteneyen verwiesen oder zersprengt. Und nachdem die Tyrannen in der übrigen Welt mit gleicher Wuth getobet hatten, glaubten sie ihren Triumph über Millionen Wehrlose dadurch zu feyern, daß sie eine Aufschrift in Marmor graben liessen, der Name der Christen sey vertilgt. Doch wie sehr haben sich diese Blinden getäuscht! Der Heldentod der Sterbenden diente nur dazu, die Lebenden zu stärken, und ihre Zahl zu mehren; und die Zerstreuung der Verwiesenen, die Religion zu verbreiten. Kaum hatte die Erde die Verfolger verschlungen; kaum hatte Konstantin der Große den Thron bestiegen; so wirkte der Geist des Herrn auf das Herz dieses Kaisers; und Er gab der christlichen Religion Freyheit, Schutz und öffentliche Ausübung. Die Christen zeigten sich sogleich so zahlreich, daß bey der ersten Kirchenversammlung, welche Konstantin zu Nicäa veranstaltete, dreyhundert und achtzehn Bischöfe erschienen — als

eine augenscheinliche Widerlegung der in Marmor gegrabenen Lüge.

So heldenmüthig der Tod der Christen war, so preiswürdig war ihr Verhalten gegen ihre Verfolger, gegen die Kaiser, Präfekten, Magistraturen. Unerschüttert blieben sie ihren bürgerlichen Pflichten treu. So voll Aufruhr die damaligen Zeiten waren; so sah man doch die Christen nie in eine Empörung verwickelt: dieß sagten und schrieben die Apologeten öfter, und beriefen sich darauf als auf eine weltkündige Wahrheit. »Wir bethen, sagte Tertullian, für die Kaiser! daß ihnen Gott ein langes Leben, eine ruhige Regierung, Stärke ihres Herzens, und Treue des Raths und des Volks bescheren möge. So verfolgt uns dann immerhin, ihr Kaiser! schlagt uns an das Kreuz, enthauptet uns, werft uns wilden Thieren vor, reißt den für euch bethenden Christen die Seele aus dem Leibe!“ — Wenn sich aber die Christen weigerten, einem Götzenbilde Weihrauch zu streuen; so war das nichts weniger, als ein Werk des Ungehorsams. Gebieten, daß man seine Religion durch Treulosigkeit entehre, liegt nicht in der Macht eines Souveräns — nicht in der Macht der Welt.

Glänzend und kraftvoll, durch ein langes Feuer wie Gold geprüft, hob sich jetzt das vom Throne geschützte Christenthum weit und breit, und hoch empor. Man lernte diese schöne Religion von ihrer liebenswürdigen Seite immer mehr kennen. Man erkannte das Göttliche ihrer Grundsätze, den Anstand ihrer Feste, die Reinigkeit ihrer Sitten, die Herrlichkeit ihrer Verheißungen, welche mit den Gräueln und Ungereimtheiten des Heidenthums verglichen, in kürzester Zeit Millionen Herzen eroberten. Man fühlte sich von dem Wahnsinne des Aberglaubens überzeugt, von welchem man bisher fortgerissen wurde; man staunte über die überirdische Kraft dieser Religion: die angesehensten Städte verwandelten ihre Tempel in heilige Kirchen, und so wurde schon dazumal die Weißagung des Isaias erfüllet: „Sehet! ich hebe meine Hand zu den Völkern empor. Ich stecke mein Panier unter den Heiden auf. Sie werden ihre Söhne auf den Armen herbeybringen, ihre Töchter auf ihren Rücken. Die Könige werden deine Pflegväter seyn, und Königinnen deine Ammen.“ Kap. 49. vv. 22. 23. So trat endlich aus den Stürmen der Welt ein neues Volk Gottes hervor, von welchem man mit größerm Rechte sagen konnte:

Tantae molis erat, romanam condere gentem.

So ungeheuer war das Werk, das römische Volk zu gründen.

Virgil.

Möchten doch alle Staaten und Regenten die große Wahrheit nie aus den Augen lassen, daß ihr Steigen und Fallen wesentlich mit dem Steigen und Fallen der Religion verbunden ist, eine Wahrheit, welche die ganze Weltgeschichte laut ausspricht: — daß vorzüglich, ja einzig die christliche Religion das göttliche Institut ist, welches auf alle Formen und Verfassungen passend, zu allen weltbürgerlichen Tugenden geeignet, unter höhern Verheißungen die Völker gehorchen lehret, und durch ihre innere Kraft auch die Gewissen bindet, worüber die äußere Macht der Welt nichts vermag. Eine Regierung, die eine solche Religion, welcher man sogar in den letzten Revolutionszeiten den Vorwurf machte, daß sie durch ihre kindliche Subordination zum Despotismus führe, erniedrigen, schwächen, unterdrücken läßt, entreißt sich selbst die beste Stütze, und treibt die Menschheit in die alte Barbarey zurück.

Möchte doch das unvergleichliche Buch, Evangelium genannt, an der Seite jeder Gesetzgebung glänzen, und der Schatz eines jeden Hauses seyn! Möchte man in jedem Hause von Zeit zu Zeit wenigstens jene goldene Rede vorlesen, welche der Heiland am Berge gehalten hat! *Matth. V. VI. VII.* — Mit Recht nennt sie Dobmayer die Charta Magna der christlichen Pflichten.

Die Staatstugenden sind mit den häuslichen wesentlich verbunden, und wer keine Pflicht seines Hauses kennt, ist auch gegen jene seines Vaterlandes gleichgültig. Derjenige, den die Religion über die Leiden seines Herdes tröstet, wird auch das Joch der Zeiten williger tragen. Ein wahrer Christ ist der beste Bürger. Und die dauerhafteste Regierung wird diejenige seyn, welche der Kraftentwickelung dieser Religion nicht nur nicht widersteht; sondern sie nach allen Kräften zur Selbsterhaltung befördert; außer dessen geht es hierin den Staaten, wie den Sterbenden, die es nur zu spät einsehen, daß sie das Wichtigste vernachlässiget haben.

Man sehe weiters Sibylle der Zeit. *II* Th. *Nr. XII.*

„Der Staat, schreibt H. v. Winter, wird den Völkern nur halbes Glück gewähren, wenn

der politischen Gesetzgebung nicht jene des Gewissens zur Hilfe kömmt; wenn nicht die äußere Religion die Seelen der Unterthanen mit dem Sinn für das Göttliche und Ewige durchdringt, wenn nicht das Gesetz Gottes, durch die Schule des Christenthums aufgehellet, im Kreise der Familien eben so heilig und unverletzbar dasteht, wie das Staatsgesetz im Handel und Wandel. Ohne Nachhilfe dieser christlichen Bildungsanstalt werden viele Bürgertugenden, und der zu großen Unternehmungen so nöthige Gemeingeist meistens ein leerer Wortschall bleiben, und der Staat wird sich nicht selten gedrungen fühlen, mit der Peitsche zu drohen, nicht um Tugend, sondern um ihren matten Wiederschein, die äußere Ordnung, auf den Plätzen und in den Häusern der Bürger aufrecht zu halten.« *Kath. Rit.* S. 5.

»Prediger des Evangeliums — nicht der Menschenmeinungen! — Heilig sey uns das Creditiv der apostolischen Sendung! Lasset uns der Geisteskrankheit unsers Zeitalters entgegen arbeiten! Wir sollen und können das dadurch, daß wir auf die traurigen Folgen aufmerksam machen, die aus der Verachtung der gemeinsamen Gottesverehrung in den Tempeln entstehen, wie nach und nach alle Weisheit, alle Sittlich-

keit, aller Friede, alle Ruhe, aller Muth, alle Kraft und Stärke, aller Trost und alle Hoffnung für die Menschheit im Leben, Leiden, und Sterben verloren gehen; dadurch, daß wir die Ueberzeugung allgemein machen, daß nur Hochachtung und Liebe für die göttliche Religion und für die gewissenhafte Erfüllung unserer heiligen Pflichten in allen Ständen, diese Uebel und Leiden entfernen können, dadurch, daß wir für den zweckmässigen Unterricht in dieser Religion sorgen, und mit einem gründlichen Unterrichte Besserung des Herzens verbinden.«

Spalding.

»Was wird das Volk und die Nationen in Zaum halten? ohne Zweifel die bürgerlichen Gesetze, die Strafen, die Belohnungen, die Ehrbezeigungen, die Hinrichtungen. Die Edikte des Fürsten werden dann die Stelle des Katechismus und der Predigten vertreten; anstatt das Kreuz zu verehren, werden wir uns vor den Beilen und Fascen der Lictoren niederwerfen: die Exekutionen werden die gottesdienstlichen Versammlungen ersetzen: der Diener des Hochgerichts wird der hohe Priester der Sitten, und der Gewährsmann der öffentlichen Glückseligkeit seyn.« *Bergier* Abh. v. d. Rel. XII. Th. S. 214.

»Die alten Staatsklugen foderten zum Gedeihen der Republiken nur Sitten. Die Politiker unserer Tage sprechen nur von Betriebsamkeit, vom Geld, und vom Handel. Die Wissenschaft des reinen Ertrages ist das höchste Gut. Nach ihrer Meinung hatte die Religion das ganze Europa verwildert; der Handel hingegen dasselbe aufgeklärt, das Interesse dasselbe friedlich gemacht, das Geld das Glück der Menschen zum Vorschein gebracht. Künftig wird die Wechselbank die Schule der Sitten, die Wiege der Talente, die Lehrmeisterinn des Heldenmuthes seyn; der Geiz wird das Gegengift der Leidenschaften werden; das Mein und Dein wird alle Herzen vereinigen. O Karthago! warum bist du zerstöret worden? du konntest so gut deinen Gewinn berechnen! du allein verdientest Beherrscherin der Welt zu seyn.« Ebend. S. 213.

12.

Allgemeine Betrachtung über das bisher Gesagte.

Der Verfasser des Triumphes der Religion führt einen Brief an, welcher ganz dazu geeignet ist, das bisher Gesagte größtentheils zusammen zu fassen. Der Brief enthält

Wahrheit und Würde; es mag dann dessen Verfasser Clemens XIV, oder Carracciolli seyn.

„Wenn es einen Gott giebt, schreibt er, wie uns die Natur von allen Seiten her laut zuruft, so giebt es auch eine Religion. Giebt es eine Religion, so kann sie nicht anders als unbegreiflich, erhaben, und eben so alt, als die Welt seyn; weil sie von einem ewigen und unendlichen Wesen herkömmt: wenn sie aber diese Merkmale an sich hat; so ist sie unstreitig das Christenthum; und wenn sie das Christenthum ist, so muß man dieses nothwendiger Weise als göttlich erkennen, und ihm mit Verstand und Herzen beypflichten.

„Ist es dann glaublich, Gott habe das Weltall nur darum so prächtig entwickelt, um seine Augen an einer Heerde Menschen und Thiere zu weiden, die man ohne Unterschied als Wesen, die einerley Schicksal haben, betrachten, und einander gleichhalten sollte?

»Ist es wahrscheinlich, daß dieses verstandvolle Wesen, das in uns wohnet, das Dinge zusammengattet, das berechnet, das sich weiter als die Erde erstrecket, das sich höher als das Gewölbe des Himmels erschwinget, das

sich an alle verflossene Zeitalter erinnert, das bis in die kommenden Jahrhunderte hindringt, das endlich von dem, was immer fortdauern soll, einen Begriff hat, nur darum einen Augenblick glänze, um sogleich darauf, wie ein schwacher Dunst, zerstiebet zu werden?

„Was für eine Stimme ist es, die in uns selbst, und zu jeder Zeit uns zuruft, daß wir für große Dinge geboren sind? Was für Begierden sind es, die sich beständig in uns erneuern, und uns fühlen lassen, daß nichts auf dieser Welt ist, was unsere Herzen befriedigen könne?

»Der Mensch ist ein Kranker, der in seinen Schmerzen sich selbst quälet, so lange er sich von Gott entfernet; und das Licht seiner Vernunft, welches er hemmet, läßt ihn mitten in einer Nacht, die Schrecken und Grausen verursachet. Eben die Wahrheit, die uns versichert, daß wir sind, ich will sagen, jenes innere Selbstbewußtseyn von unserm Daseyn, versichert uns ebenfalls des Daseyns Gottes; und sie kann uns keinen lebhaften Begriff davon geben, ohne uns zugleich den Begriff der Religion einzudrücken. Die Verehrungsart, welche wir dem höchsten Wesen erweisen,

weisen, hat eine so genaue Verbindung mit eben diesem Wesen, daß unser Herz sich selbst nicht begnüget, bis daß es ihm Huldigung leistet, und bis daß wir uns nach der Vorschrift fügen, die er selbst gemacht und festgesetzet hat.

„Hat die Religion verschiedene Bildungen angenommen: ist sie seit der Ankunft des Messias vollkommener geworden; so kömmt es daher, weil Gott in Rücksicht auf sie, eben so, wie mit unserer Vernunft sich betragen hat. Diese ist anfänglich nur ein schwaches Licht; in der Folge entwickelt sie sich allgemach, und erscheint endlich in dem vollen Glanze des Tages.

„Steht es nun aber dem Menschen zu, Gott seines Betragens wegen zur Rede zu stellen? Steht es ihm zu, die Wege Gottes auszuzeichnen, und ihm vorzuschreiben, wie er handeln und wirken sollte? Gott offenbaret sich zwar uns, doch immer so, daß er sich das Recht vorbehält, als Herr zu handeln; weil alles ohne Ausnahm' ihm wirklich unterworfen ist. Wenn er uns hienieden seine Entwürfe kund machen wollte, wenn die Geheimnisse, die uns in Erstaunung und Schrecken setzen, vor unsern Augen enthüllet würden, so hätten wir schon (was er uns nach diesem Leben vorbehält) die beglü-

ckende Anschauung Gottes, und Sterben wäre unnütz. Die augenscheinliche, sichtbare Wahrheit ist nur für den Himmel. Da werde ich Gott erkennen, wie er mich erkennet. I. Kor. 13. 12. 13. Und wir wollen auf diesen Zeitpunkt nicht warten, ohne zu bedenken, daß alles durch eine unendliche Weisheit angeordnet ist; uns aber nichts anders zu thun übrig bleibt, als uns zu unterwerfen, und anzubethen.

„Der Ungläubige, wenn er sich erfrecht, wider Gott aufzustehen, ändert darum an den Anordnungen Gottes nicht das Geringste: er kömmt sogar in dessen Plan mit hinein, in jenen großen Plan, in welchem das Böse und Gute zusammenwirken, um die Harmonie dieser, und die Glückseligkeit der andern Welt zu befördern.

»Die Natur und die Religion kommen beyde ebenmäßig von Gott her; und eine wie die andere hat, wiewohl auf ganz verschiedene Art ihre Geheimnisse und Unbegreiflichkeiten: und aus eben dem Gruude, warum man das Daseyn der Natur nicht läugnet, obgleich ihre Arten zu wirken uns öfter verborgen sind, kann und darf man eben so wenig das Daseyn der Religion, ungeachtet ihrer Dunkelheiten, läugnen.

„Nichts ist auf dieser Welt, das nicht eine finstere Seite hätte, weil unsere Seele, von der Last des Körpers beschwert und umhüllet, alles zu sehen ausser Stand wäre. Sie befindet sich hier unten in einer Art von Kindheit, und bedarf eines solchen Lichtes, das mit der Schwäche ihres Gesichtes im Verhältniß steht, bis der Tod sie ihrer drückenden Bürde entlediget.

„Das allmählige Wachsthum der Religion ist in den Augen des wahren Philosophen ein bewunderungswürdiges Ding. Er sieht sie anfänglich wie eine Morgendämmerung aus dem Schooße der Dunkelheit hervorbrechen: nachmals wie die Morgenröthe, die den Tag verkündiget; endlich erblickt er diesen Tag selbst; aber mit Wolken überzogen, und er merkt es, daß er nie völlig heiter und im Mittagsglanze seyn wird, bis die Thore des Himmels sich unsern Blicken öffnen werden.

„Der Ungläubige, welcher ohne Gründe der Offenbarung spottet, hat er dann eine besondere, die ihn versichert, daß jene, an welche wir glauben, blos geträumtes Unding sey? Aber wann, und wo ist ihm dieses geheime Licht aufs

gegangen? war es der Augenblick, als ihn seine Leidenschaften unterjochten oder verschlangen? war es vielleicht mitten unter Schauspielen und Lustbarkeiten, womit er gemeiniglich seine Tage dahinbringt?

„Es ist wunderlich, wie Menschen das ganze Ansehen der Uebergabe verlassen, und die ganze Stärke der größten Zeugnisse verachten mögen, um sich blindlings auf zwey oder drey Personen zu berufen, die sie in die Schule des Unglaubens führen. Sie wollen keine göttliche Eingebungen zulassen, und doch sehen sie diese Systemenmacher, wie göttlich begeisterte Leute an; woraus leicht zu schließen ist, daß es nur blinde Leidenschaften sind, die dem Unglauben Anhänger verschaffen. Man verabscheuet eine Religion, welche uns Zwang anleget, wenn man dem Strome der Laster folgen, und mitten in den Wellen der Welt schwimmen will, die ganz mit schäumenden Wogen überdecket ist.

„Das Christenthum ist ein prächtiges Gemälde, von der Hand Gottes selbst gezeichnet, und dem Menschen aufgestellet, sobald auch nur der erste Grundriß davon entworfen war, bis endlich Christus kam, es zu vollenden, und

demselben den Glanz und die Farben gab, die es in der Ewigkeit haben soll. —

„Gewiß und unstreitig ist es, daß Jesus der einzige Grund und Zweck aller Dinge, der Schlüssel zu allen Geheimnissen der Gnade und der Natur, der erste Ring jener Kette, wodurch die sichtbaren Wesen mit dem Unsichtbaren verbunden sind, und der göttliche Athem ist, der das Aufkeimen der Gerechtigkeit und der Wahrheit in den Herzen bewirket. In ihm allein sind alle Schätze der Wissenschaft und Weisheit eingeschlossen; so daß man sich ganz leicht in tausend abgeschmackte Systeme verliert, sobald man diesen vortrefflichen Kompaß nicht zu seinem Anleiter hat.

„Der Unglaubige wird niemals eine begnügende Antwort geben können, wenn man fragen sollte, wer dann Christus, wer jener Mensch sey, der zu gleicher Zeit so gemein und so göttlich, so erhaben und so niedrig, so rein in seinem ganzen Lebenslaufe, so groß in dem Augenblicke seines Leidens, und so starkmüthig in seinem Sterben sich bewies. Indessen muß man doch hierauf ohne Zaudern und Widerstreben antworten. Ist er blos Mensch, so ist er nichts anders, als ein Betrieger; denn er

selbst hat gesagt, er sey Gott. Was soll man aber alsdann aus seinen erhabenen Tugenden, was aus seinem Evangelium machen; welches sogar die mindeste Zweydeutigkeit in Worten verbeut? und auf welche Rechnung soll man dann die Siege schreiben, die er selbst und seine Jünger in allen Welttheilen davon getragen? Ist er aber Gott, was muß man von seiner Religion, was von jenen denken, die dieselbe anfeinden und bestreiten?

»Immer wird die Religion in den Augen derjenigen, die Grundsätze haben, ihren Handel gewinnen. Man darf nur bis zu ihrer Quelle zurückgehen, sie zergliedern, und sie bis zum Endzwecke verfolgen, welchen sie erzielen soll; so erkennet man: daß sie wahrhaft ist. Allein man entstaltet sie, man entehret sie, und nur ein bloßes Gerippe ist es, was die Ungläubigen an ihre Stelle setzen.“ *Lancelin* der Triumph der Religion S. 78.

13.

Eduard Youngs Gebeth im Tempel des Weltgebäudes.

„O Du! dessen Wage die Berge wägt, dessen Wille die tobenden Meere gehorchen lehrt,

dessen Odem jene Wasserwelten in Flammen, diese Flammen in einen Sturm verwandeln, und diesen Sturm bezähmen kann! der Erde niedrigster Sohn fällt zitternd vor dir nieder, um die Fülle deiner Gnaden anzurufen.

„Ach! befiehl den Winden, alle meine vorigen Missethaten weit zu verwehen, oder in der Tiefe zu begraben. Lehre mich stets deine Macht und meine Schwachheit erkennen, und meine ganze Seele dir heiligen. Beherrsche meinen Willen; laß meine Leidenschaften, von keinen menschlichen Bewegungsgründen regiert, bloß nach deinen Geboten aufschwellen und sinken. Wann der Zorn in mir kocht; so laß den Zorn mein Lob seyn, und nur die Sünde den rühmlichen Eifer entzünden. Meine Liebe brenne nur, um dem Bedrängten zu Hülfe zu eilen, und der unterdrückten Seele ihre Bürde abzunehmen.

„O gieb, daß mein Verstand immerfort dieses herrliche Buch lese, das deine Weisheit verfertiget hat! Wer ziert den jungfräulichen Lenz mit seiner Blumenpracht? Wer ruft den Sommer, wie eine schimmernde Braut hervor? wer krönt das fruchtbringende Bett des mütterlichen

Herbstes? Und wer heißt den alten Winter seinen Schmuck niederlegen? — Laß Meer und Land, und Himmel und Erde sich vereinigen, um meinem Geiste ihren ewigen Urheber darzustellen. Wann Orcane brausen, oder furchtbare Donner rollen; so laß Gedanken von deiner schrecklichen Rache meine Seele erschüttern. Wann die Erde mit bunter Blüthe prangt, oder die Planeten im stolzen Glanze leuchten; so müsse mein Herz die Majestät des Allerhöchsten verehren!

„In jeder Scene des Lebens, im Kriege oder im Frieden, im Ueberfluß oder im Mangel sey dein Ruhm meine Sorge! triumphirten wir in Waffen; oder sinken wir unter unserm Weinstocke: dein ist die Weinlese und der Sieg ist dein. Dein Wohlgefallen schärfet den Pfeil, und spannet den Bogen; heißt die Traube verdorren, oder in süßen Strömen fließen. —

„Gieb, daß ich bey jedem Morgenstrahle den geweihten Tag mit Bethen anfange; mit meiner tönenden Zunge dein großes Lob verkündige, und meine Seele mit der steigenden Sonne zum Himmel aufschwinge. Mit ihr laß meinen Eifer stets höher steigen, und von Inbrunst der feurigsten Liebe glühen. Ja, auch am Abende

müsse meine Andacht nicht erkalten; sondern ohne Ende mit der untergehenden Sonne stets vom neuen beginnen.

„Und ach! laß die Finsterniß der feyerlichen Nacht mich mit holder Gewalt zu geheiligten Betrachtungen reizen. Wann diese Welt verschlossen ist; wann majestätische Planeten aufgehen, und unsere Seelen zum Himmel rufen, sie mit einem weniger blendenden Anblicke vergnügen, und die ganze Natur in einem gemilderten Lichte zeigen: o! wie sinkt alsdann jeder stürmische Gedanke in stille Ruhe nieder! wie gelinde gleitet der sanftwallende Geist in die Bahn der Gottseligkeit! Wie göttlich ist es, auf der schimmernden Milchstraße zu dem prächtigen Palaste des Herrn des Tages zu wandeln, seinen Hof zu bewundern, oder seine Huld anzuflehen, oder mit seinen Heiligen freundschaftliche Bündnisse zu erneuern; und auf die schlafende Welt zufrieden herabzuschauen, indem ich ihrem Stifter zu Ehren lange Nachtwachen feyere.

„Kannst du nicht den Mittelpunkt des Erdkreises erschüttern? O! so bezwinge, so bändige den Rebellen in meiner Seele. Du, der du die tobende Wuth des Meeres hemmen kannst! O.

dämpfe doch die ungestümmen Tumulte meines Blutes. Lehre mich mit gleicher Standhaftigkeit der lockenden Wollust und der anfallenden Pein Trotz bieten. Ach! möchte ich doch in jedem Verlangen nach dir schmachten, und das heilige Feuer mit hoffnungsvollem Vertrauen ausstrecken, und das Kleinod ergreifen, welches in dem tiefen Schooße der Ewigkeit liegt! Möchte ich doch an dem großen Tage der Vergeltung ohne Furcht, das Buch des Schicksals öffnen sehen; und dann zum Sitze der Wonne hinaufgeführt, von Jahrhundert zu Jahrhundert mein dankbares Jubellied wiederholen, mein Licht, mein Leben, meinen Gott, meinen Heiland schauen, und in deinem Preise mit Engeln einen immerwährenden Wettstreit halten."
Der jüngste Tag. 2 Ges. S. 54.

14.

Lobgesang im Tempel des Herrn.

1.

Die Himmel preisen deine Macht
Mit allen ihren Heeren,
Und ihrer Wunder hohe Pracht
Strahlt, Schöpfer! dir zu Ehren.

Was deine Weisheit, Gott! vermag,
Lehrt jeder Tag den andern Tag,
Und jede Nacht die andre.

2.

Gleich einem Bräutigam geschmückt,
Geht aus des Morgens Pforten
Die Sonn' hervor, erfreut, entzückt
Die Menschen aller Orten;
Sie eilet rüstig, wie ein Held,
Von einer Welt zur andern Welt,
Den Weg, den du sie führest;

3.

Dir tönt das Loblied der Natur;
Es rauschen Flüss' und Meere,
Dich rühmen Wald und Thal und Flur,
Dich aller Wesen Heere.
Wem ruft nicht Sturm und Donner zu:
Der Herr ist Gott! Wem ließest du
Dich, Schöpfer! unbezeuget?

4.

Doch deiner Schöpfung Unterricht
Verstanden selbst die Weisen
Mit allem ihren Forschen nicht,

Und lernten nicht, dich preisen.
Was wüßten wir, wenn deinen Ruhm,
O Gott! dein Evangelium
Uns nicht verkündigt hätte?

5.

Herr! Jesu! deine Weisheit nur
Giebt Blinden Kraft, zu sehen,
Und lehrt das Loblied der Natur,
Der Schöpfung Ruf verstehen.
Durch ihren heil'gen Unterricht
Wird erst des Lebens Dunkel Licht,
Den Schöpfer zu erkennen.

6.

Von ihr erhellt, sehn wir den Pfad,
Der näher zu dir leitet;
Sehn, was für uns dein weiser Rath,
In jener Welt bereitet;
Sehn, was wir ohne dieses Licht
Am Himmel und auf Erden nicht
Zu unserm Troste finden.

7.

Was brachtest du, o Wort des Herrn!
Den Sterblichen für Wonne!
Mehr Schimmer, als der Morgenstern,

Mehr Strahlen, als die Sonne.
Wie strahlst, wie heiligst du, wie schmückst
Du unsre Seelen! Wie beglückst
Du uns mit deinen Lehren!

8.

Drum wohne hier! o strahle rein
In dieser heil'gen Stille,
Daß in des Irrthums Nacht dein Schein
Die Wahrheit uns enthülle!
Von diesem Tempel ström' er aus,
Ström' Heiterkeit in jedes Haus,
In jede niedre Hütte!

9.

Von dir erleuchtet, werden wir
Nach unsrer Würde leben;
Bestimmt zu Engeln, mit Begier
Nach Gottes Himmel streben,
Und immer fröhlich, mit Vertraun,
Auf unsern guten Vater schaun,
Und liebevoll Ihn preisen.

10.

Wir werden ohne Heucheley,
Gern seinen Willen üben;
Wie Er gebeut, einander treu,

Und alle Menschen lieben;
Gerecht, mild, und dienstfertig seyn,
Bedrängte schützen, sie erfreun,
Und selbst die Feinde segnen.

11.

Dann wird uns Wohlthat jedes Leid;
Lust jede Tagsbeschwerde;
Erquickung jedes Glück der Zeit,
Ein Paradies die Erde;
Ein Engel Gottes wird der Tod,
Und an der Gruft glänzt Morgenroth
Dem Kommenden entgegen.

12.

Die Hülle sinkt; das Land der Ruh
Eröffnet sich dem Frommen.
Dort jauchzen uns Gekrönte zu:
Vollendete, willkommen!
Dann preisen wir, wie sie, geschmückt,
Wie sie von Herrlichkeit entzückt,
Dich, Gott! durch Ewigkeiten.

Aus des H. v. Mastiaux Kath. Gesangbuche III. Band. S. 560.

II.

Einfluß

des

Frauenzimmers

auf

Sitten, Vaterland, und Religion.

Maximen.

1. Das Weib ist Gottes Ebenbild, wie der Mann, und beyde stehen in ihrem Berufe zur Tugend und Unsterblichkeit auf gleicher Linie.

„Die Seele hat kein Geschlecht" sagte die Königin Christine.

Aus diesem Grunde weihet die Sibylle der Religion dem Frauengeschlechte gleich anfangs einen Platz im Tempel der Tugend.

Die Schwäche des Geschlechts hemmt den Lauf der Tugend nicht.

Chrysostomus.

Hier ist also keine Rede von einer Semiramis, von einer Athalia, einer Aspasia, einer Kleopatra, von Messalinen und Agrippinen: noch von jenen, leider! merkwürdigen Damen, welche durch ihre politischen Einflüße die Welt erschüttert haben: eben so wenig von Minnegesängen oder Anekdoten aus den Zeiten der Chevalerie. In Plutarchs berühmten Weibern: In Boccace femmes illustres; in den Memoires du Comte de Grammont: Im Frauenlob und Holberg: In Meiners Geschichte des weiblichen Geschlechts: in Segurs Werke les femmes: in dem Triumph der Frauen u. m. a. sind diese Gegenstände bis zum Ueberfluße behandelt, und werden begierig gelesen.

Mögen gleichwohl die Gänge und Bilder der Staats- und Liebesintriken ihrer Mannigfaltigkeit wegen anziehender seyn! Der Weg

der

der Tugend, so einfach er ist, bleibt indeß doch der schönste und wichtigste. — Wenn edle Damen ihre Hände vereinigen, die leidende Menschheit zu unterstützen, oder die gesunkene durch ihr Beyspiel zu erhöhen, oder die Gesellschaft durch Worte der Tugend zu veredeln, so macht es ihren Herzen weit mehr Ehre, als wenn einige mit Entzücken lesen, wie ein Henri IV. über den kleinsten Finger seiner Angebetheten schmachtet.

2. Unverkennbar ist der Einfluß des Frauenzimmers auf das Wohl und Wehe der Familien, Länder und Reiche durch die ganze Weltgeschichte.

3. Selbst in den Zeiten der Theokratie hat sich Gott große Frauen zur Ausführung seiner Rathschlüße gewählt.

Debora und Judith waren für ihre Nation, was Generäle für ganze Armeen sind: d. h. *Chrysostomus*.

4. In den Zeiten der Verfolgung hat sich die Kraft der Religion vorzüglich in dem zartesten Geschlechte ausgezeichnet:

Groß ist die Zahl der Heldinnen, die für ihre vaterländischen Gesetze, oder für das Christenthum ihr Leben hingegeben haben.

5. Mehr als einmal haben tugendhafte Fürstinnen ganzen Königreichen den Frieden wiedergebracht. Die Fürsehung bediente sich ihrer Tugend.

Sie haben durch Thränen Bewaffnete überwunden, durch Weheklagen Reiche und Staaten gebeugt, mit Weinen die Kraft der Männer gebrochen. d. h. Chrysologus.

6. Drey starke Triebfedern wirkten von jeher auf den Schwung der Sitten, auf das Wohl des Vaterlandes, auf den Glanz der Religion:

Die häuslichen Tugenden,
Die öffentlichen Beyspiele,
Der herrschende Ton.

7. Alle drey befanden sich vorzüglich in den Händen des Frauengeschlechtes, und leisteten der Menschheit große Dienste.

8. Die Männer machten die Gesetze: die Frauen die Sitten.

Les Hommes font les lois,
Les Femmes font les moeurs.

Segur.

Die Männer machen die Gesetze,
Die Frauen die Sitten.

Segur.

9. Der erste Grund der Sitten liegt in der ersten Erziehung; und die erste Erziehung kömmt gemeiniglich aus den Händen der Mütter.

10. Wo die Erziehung zum Guten keine Herzensangelegenheit der Mutter ist, da werden sich nur rauhe Menschen, oder verschlimmerte Sitten zeigen.

Die Geschäfte des Vaters entfernen ihn nur zu sehr, oder zu oft von seinen Kindern.

11. Es ist ein großer Beruf, und eine hohe Würde, Mutter der Familie zu seyn.

Die Tartarn dulden in ihrer Sprache das Wort: Weib, nicht, und bedienen sich dafür des schönen Ausdruckes: „Mutter der Familie."

Donnera-t-on le nom de Mére de famille â tant des femmes, qui semblent

avoir oublié, qu'elles ont des enfans, et qui passent leur vie aux spectacles, à la table, au Jeu?

Dialogues sur les plaisir par Mr. Du Puy. p. 225.

Kann man wohl diejenige Mutter der Familie nennen, welche zu vergessen scheint, daß sie Kinder hat, und ihr Leben nur im Schauspielhause, bey Tische, und beym Spiele dahinbringt.

Du Puy.

12. Wo die Mütter die ersten Beyspiele der Eingezogenheit geben, da wird die Schamröthe lange die schönste Farbe ihrer Kinder bleiben.

13. Eine tugendhafte Familienmutter ist ein schöner Stern, der nicht allein den Kindern, sondern auch den Hausgenossen glänzt.

Durch Kinder und Hausgenossen verbreiten sich seine Strahlen in die übrige Welt.

Dagegen aber ist es zuweilen eine niederschlagende Beobachtung, daß Eltern mit Bedauern sehen müssen, wie das schöne Werk ihrer guten Erziehung durch den Umgang mit andern Familien vernichtet wird. Es sollten daher nur für das Gute und Sittliche gleichgestimmte Häu-

ser ihre Kinder in Gesellschaft treten lassen, oder, wo der Umgang nicht zu vermeiden ist, Vorsicht und Wachsamkeit an der Tagesordnung seyn.

14. Glücklich der Mann, der eine gute Frau hat; denn die Zahl seiner Jahre verdoppelt sich."

Das Buch Sirach 26. Kap. 1.

An diesen Grundsatz schließt Sirach die folgenden an.

„Eine wackere Frau heitert den Mann auf. Er wird die Jahre seines Lebens in Frieden zubringen.

„Eine gute Frau ist ein vortreffliches Gut. Es ist der Antheil des Gottesfürchtigen, und wird einem Manne seiner Wohlthaten wegen gegeben.

„Er mag reich oder arm seyn, so ist sein Herz vergnügt, und sein Angesicht heiter.

„Die Anmuth einer fleißigen Frau ergötzet ihren Mann.

„Ihre Sittenzucht ist ein Geschenk Gottes.

„Eine verständige und verschwiegene Frau, und eine wohlerzogene Seele ist nicht genug zu schätzen.

„Ein heiliges und schamhaftes Weib ist Gnade über Gnade.

„Alles, was schätzbar ist, ist mit einer keuschen Seele nicht zu vergleichen.

„Wie die aufgehende Sonne am Gottes Himmel; so glänzt die Schönheit einer tugendhaften Frau zur Zierde ihres Hauses.

„Die Schönheit ihres Gesichtes bey ihrem besten Alter ist wie das Licht, das auf dem heiligen Leuchter schimmert.

„Eine Frau, die ein standhaftes Herz hat, steht fest auf ihren Füßen, wie die goldenen Säulen auf silbernen Fußgestellen.

„Die Gebote Gottes sind im Herzen eines heiligen Weibes, wie die ewigen Grundfesten auf einem starken Felsen gebaut." Ebendaselbst.

Wer ein solches Weib errungen,
Dem hat der große Wurf gelungen.

Man beschuldige die Sibylle keiner Einseitigkeit, wenn sie nur die guten Züge aushebt, und die schöne Seite zeigt. Sie vertrauet auf das Genie verständiger Damen, und auf die Erfahrung der Männer, die sich dabey selbst das Entgegengesetzte denken.

Est et Deabus suum fulmen.

Barclai.

Auch Göttinnen haben ihre Donnerkeile.

Barclai.

15. Nichts kann mächtiger auf die Herzen der Kinder wirken, als die Sprache einer tugendhaften Mutter.

16. Tugendhafte und dankbare Kinder sind ein großer Familienschatz. Seine erste Grundlage aber ist in dem Herzen einer frommen Mutter aufzusuchen.

Tertullian nannte den Besitz der Kinder das bitterste Vergnügen.

ad uxor. L. I. Cap. V.

Kinder ohne Tugend, seyen sie auch noch so schön gekleidet, oder geschmückt, sind ohne Werth und innern Gehalt.

Diogenes nannte einen prächtig gekleideten, aber unverständigen Menschen ein Schaf mit dem goldenen Vließ. Und einem Jünglinge, der schamroth wurde, sagte er: „Sey gutes Muthes, mein Sohn! dieß ist der Tugend Leibfarbe.

17. Mit einer Wonne, die alle Freuden dieser Erde überwiegt, werden glückliche Aeltern ihre Sprossen heranwachsen sehen, wenn jene Sonne sie bescheint, deren Strahlen von der Gottheit ausgehen.

18. Erziehung und Dankesgefühl werden nur dann einen hohen Grad erreicht haben, wenn sich die Kinder freuen, daß ihre Aeltern noch Zeugen ihrer Tugend und schöner Handlungen seyn können.

Epaminondas, einer der größten Männer Griechenlands, der durch seine Klugheit und Tapferkeit die Stadt Theben zur mächtigsten Stadt erhoben; der die vorher unüberwindlichen Lacedämonier gedemüthiget, und den höchsten Gipfel des Ruhms erreicht hat; dieser große Mann sagte oft zu seinen Freunden, daß von allem dem, was ihm Gutes und Glückliches begegnet wäre, ihn nichts so sehr erfreuet habe, als daß er die Spartaner zu einer Zeit überwunden habe, da sein Vater und seine Mutter noch am Leben waren.

Samml. deut. Auf.

Wer seine Eltern ehrt, der ist den Göttern todt und lebendig lieb.

Euripides.

Ehre deinen alten Vater, den du verlassest, und deine alte Mutter, die so oft wünschen wird, daß du gesund und glücklich zurückekehrest.

Sophokles.

Es ist doch keine größere Freude auf der Welt, sagte Karl der Große, als wenn die Väter es noch erleben, sich von ihren Söhnen übertroffen zu sehen.

Feddersens Nachr. v. d. Leb. und Ende gutgesinnter Menschen.

Xenophon schickte seine beyden Söhne nach Sparta, um daselbst auch das Gehorchen zu lernen.

19. Wo die Kraftäußerung des Vaters, und die Liebe und Tugend der Mutter zusammenwirken, da kann das Geschäft der Erziehung nicht mißlingen.

20. Wo dagegen die bösen Beyspiele der Väter oder Mütter den Kindern sichtbar werden; da ist schon das älterliche Haus die Pflanzschule der Ausartung.

Wundere dich nicht, wenn deine Tochter nichts nach dir fragt!"

Sirach XXVI. K. v. 14.

Als man die ausschweifende Julia an die Würde ihres Vaters August erinnerte, gab sie zur Antwort: „Wenn mein Vater vergißt, daß er Cäsar ist; so darf auch ich vergessen, daß ich seine Tochter bin."

In der Rede, welche Eduard Young an die englischen Frauen richtet, bedauert er das verkehrte mütterliche Ansehen, wenn Aeltern ihren Kindern in den Labyrinthen der Thorheit vorangehen, und die Kinder gleichsam aus Pflicht nachfolgen: und trete der Fall ein, daß sie nicht folgen; so könne er nicht ohne Grausen sagen: „Eine Tochter schämt sich derjenigen, die sie geboren hat."

II. Brief über die Wollust. S. 316.

Monstrant ipsi pueris traduntque parentes,
Si damnosa senem juvat alea.

Sat. 14. *l.* 3.

Die Eltern zeigen selbst und lehren ihre Kinder das schädliche Würfelspiel; wenn sie es lieben.

Sat. 14.

Ich habe bereits in der Sibylle der Zeit einige Kennzeichen zur allgemeinen Beurtheilung des sittlichen Karakters einer Nation angeführt. Vielleicht könnte man die Sitten einer Nation sogar aus den Spielsachen beurtheilen, mit denen die Eltern zu gewissen Zeiten ihre Kinder beschenken? oder aus der Art und Weise, wie sie selbe kleiden.

Hast du Kinder, und kein Vermögen, so lasse sie jene Künste lernen, wodurch sie deine Armuth decken können.

Dionysius Ceral.

21. Kinder sind die werdende Welt, das künftige Vaterland, die Pflanzen der Menschheit. Sie werden im Freyen gedeihen, wenn sie nicht schon ursprünglich in einem erhitzten Treibhause verdorben sind.

22. Der wahre Zweck der Bildung muß jene Schönheit seyn, die nie verblüht; und diese ist die Schönheit der Tugend.

23. Wahre Tugend wird ihre Reize nie verlieren. Sie macht jedes Alter schön und liebenswürdig.

Worauf haben sie denn noch Anspruch zu machen, sagte Eduard Young zu einer bejahr-

ten Dame: — „Auf das, was noch schöner, als die Schönheit ist, wenn sie es nur zu Hilfe rufen wollen. Die Tugend kann unsere Hochachtung mit Runzeln aussöhnen. Sie kann das Alter liebenswürdig machen, wenn die blühende Jugend nicht mehr lächelt."

II. Brief S. 315.

24. So schädlich eine vernachläßigte Erziehung ist; so nachtheilig ist eine verkünstelte Bildung.

Nach so vielen Erziehungstheorien und Bildungsparadoxien ist man endlich so weit gekommen, daß einige der großen Menschenveredler selbst die älterliche Liebe zu einer Kunst gemacht haben. O! möchten doch die Mütter — Mütter seyn, und keine Künstlerinnen werden!

Bey der verkünstelten Bildung wurde gemeiniglich das Herz vergessen.

Ueber eine bessere Erziehung hat Herr von Sambuga seine schönen Gedanken und Erfahrungen in dem gründlichen Werke mitgetheilt: „Ueber die Nothwendigkeit der Besserung. II. Th. S. 37. Möchten sie doch überall den verdienten Eingang finden!

Fangen wir doch einmal an, statt der ewigen Speculationen den Weg zum Herzen zu suchen.

Auch die kultivirte Einbildungskraft macht keine Tugendhaften; wenn sie gleich Künstler bilden kann.

Von Basedow's Erziehungsplane schrieb Herder an Haman: „Ich möchte ihm keine Kälber zu erziehen geben."

J. Müller VII. B. S. 148.

Durch das ewige Veredeln der jungen Menschheit erzeugt man so viele wissenschaftliche und sittliche Bastarden. Manche wurden bis zum Thiermenschen — bis zum Wildfang veredelt: — ungeachtet der gepriesenen Allmacht der Vernunftmoral.

25. Der zum Höhern geborne Mensch wird vernachläßiget, wenn die Funken der Gottheit nicht bey Zeiten erreget und unterhalten werden.

26. Je früher die Aeltern die Strahlen ihrer Tugend in dem Spiegel ihrer Kinder erblicken; desto glücklicher werden sie ihren Beruf vollenden.

27. Durch die bloße Bildung für die elegante Welt hat die Erziehung nichts weniger als ihr Meisterstück vollendet.

Die elegante Welt, die nur in Romanen schwebt, glaubt, leider! der Dichtung alles, und der Offenbarung zu wenig. Daher ihr Kleinmuth im widrigen Schicksal und Leiden; wo die Religion allein Stärke und Kraft gewährt.

Schönheit und alle Verzierungen des Körpers, Sprachen und Künste haben ohne Tugend keinen wahren Werth. Das Lob einer Sempronia bey Sallust Kap. XXV. wird gewiß nicht der Wunsch eines gesitteten Frauenzimmers seyn: „Sie zeichnete sich in der griechischen und lateinischen Litteratur aus. Sie sang und tanzte artiger, als es der Wohlstand einer gesitteten Frau erlaubt. Sie kannte alle Kunstgriffe einer Kokette, und achtete sie höher, als Ehre und ein reines Herz. Sie schonte des Geldes und ihres guten Namens gleich wenig. Indessen war sie ein glückliches Genie. Sie dichtete Lieder, verstand die Kunst zu scherzen, spielte bald die Bescheidene, bald die Zärtliche, bald die Muthwillige, und war ganz munterer Laune, und unerschöpfliche Neckerinn."

Man sehe hierüber Sambuga wie oben. S. 65.

Auch bey der weiblichen Erziehung gilt der Satz: Je mehr man an Oberfläche gewinnt; desto mehr geht an Tiefe verloren.

Merkwürdig ist die Verordnung der schwedischen Stände, wie ihre junge Königinn Christine sollte erzogen werden: sie empfahlen den Vormündern besonders:

„Ihr warme Liebe und Zuneigung gegen das Vaterland einzuflößen: sie an schwedische Sitten und Gebräuche zu gewöhnen: sie nie, selbst bey der Tafel, oder in Gesellschaft, ohne Aufsicht zu lassen, und unanständigen Reden oder Handlungen in ihrer Gegenwart mit Verstand und Sanftmuth entgegen zu wirken; gewissenhaft dafür zu sorgen, daß sie zur Religion und Ausübung aller christlichen Tugenden angewiesen werde; ihr das Lesen unnützer oder gar verderblicher Schriften zu verwehren; zu verhüten, daß sie nicht schlechte Meinungen über geistliche oder weltliche Gegenstände höre, und auffasse. u. s. w.

Charakterzüge der Königinn Christine.

28. Verzärtelung bringt große Gefahren — der Gesundheit — dem Leben — der Tugend.

Junge Frauenzimmer nehmen sich vorzüglich vor ihrer Jugend in Acht!

29. Es ist ein trauriges Geständniß der Aeltern, wenn sie es selbst bekennen müssen, daß ihre Kinder ausgeartet sind.

Karl der Große hatte nebst andern eine Tochter Emma mit Namen, welche eine solche Neigung zu Karls Sekretär Eginhard hatte, daß sie ihn endlich bey Nachtszeit in ihr Schlafgemach kommen ließ. Während der Zeit, als er sich bey ihr befand, schneyete es, und Emma, besorgt, man möchte morgens die Fußstapfen eines Mannes bemerken, nahm den Eginhard auf ihre Schultern, und trug ihn zum Hof hinaus. Zum Unglück aber war der Kaiser, der diese Nacht nicht schlafen konnte, am Fenster, und sah diesen ganzen Vorgang. Des andern Tags besprach er sich hierüber mit seinen Räthen und Freunden; indem er diese Begebenheit für eine Erniedrigung seiner Würde hielt; so hoch er übrigens Eginhards Verdienste schätzte. Endlich, nachdem er verschiedene Meinungen angehört hatte, sagte Karl: „Es wird mit als Kaiser leichter seyn, Eginhard zu einer Stuffe zu erheben,

heben, die ihn würdig macht, meine Tochter zu eheligen; als sie, als Vater, für übelgesittet zu erklären. Er machte ihn dann zum Kanzler, und sagte nach einem Verweise zur Emma: „So nimm gleichwohl die Last, die du getragen hast.“ Samml. deutsch. Aufsätze S. 117.

30. Nichts in der Welt ist so vermögend, einen Mann zu bessern, und seine Seele zu lenken, als eine tugendhafte und vernünftige Frau. Der h. Chrysostomus,

„Es mögen dem Manne Freunde, Gelehrte, ja selbst Fürsten was sagen; so nimmt er es nicht so gut auf, als wenn es ihm seine Gattinn sagt. Denn sie ist diejenige, die von ihm am meisten geliebt wird; und eine Zurechtweisung aus ihrem Munde hat etwas Angenehmes für ihn. Wilde und ausgeartete Männer sind von ihren Gattinnen in sanfte und gesittete Männer umgeschaffen worden. Eine kluge und sorgfältige Frau wird früher, als jeder andere, den Mann auf bessere Wege bringen.“ Rede über Johannes aus dem Griechischen übersetzt. III. Th. 61. Rede S. 41—45.

31. Eine tugendhafte, vernünftige Frau sucht ihren Mann mehr durch Handlungen, als durch Worte zu belehren.

Diesen Satz legte einst der eben angeführte große Kirchenlehrer den Frauen von Antiochia an das Herz. „Wie soll ich aber meinen Mann mit Handlungen unterrichten? läßt er sie in dieser Rede fragen, und antwortet dann:

„Wenn dein Gatte sieht, daß nicht Bosheit, nicht Vorwitz, nicht eitler Schmuck der Antheil deines Lebens ist; wenn du ihn nicht zu unnöthigen Ausgaben zwingest, sondern mit dem, was du hast, zufrieden bist; dann wird er sich auch deine Vorstellungen bereitwillig gefallen lassen. Wie kannst du ihm von der Tugend sprechen, wenn er in dir gerade das Gegentheil sieht? Verbinde nur schöne Handlungen mit deinen Worten, und deine Worte werden zu seinem Herzen dringen. Mit Werken mußt du ihn zur Tugend aufmuntern; besonders aber dadurch, daß du nicht deinen Leib mit Gold, mit Edelsteinen und kostbaren Kleidungsstücken; sondern deine Seele mit Sittsamkeit, Bescheidenheit und Wohlthätigkeit zu schmücken trachtest. Gehst du ihm in Ausübung dieser Tugenden voran; so wird er deinem Beyspiele folgen. Willst du deinem Manne gefallen; so mußt du deinen Körper nicht durch übertriebenen Putz entstellen; deine Seele mußt du zieren. Alles Gold machet dich in seinen Augen bey wei-

tem nicht so liebenswürdig, als Bescheidenheit, Gutherzigkeit, und eine selbst bis zur Aufopferung des Lebens sich erstreckende Liebe. Dieß ist der wahre Reiz, durch den des Mannes Herz eingenommen wird. Die Verzierung des Körpers verursachet Aufwand und Sorgen; der Schmuck des Herzens hingegen, Wohlwollen, Freundschaft, sehnsuchtsvolle Liebe fodern keinen Geldaufwand, und machen vielmehr sorgenfrey. Der Putz des Körpers wird endlich lästig durch die Länge der Zeit: der Schmuck des Geistes veraltet nie. Willst du also deinem Manne gefallen, so schmücke deine Seele! Sey ein keusches, ein frommes, ein für das Hauswesen besorgtes Weib. Diese Gattung des Schmuckes zieht am ersten an, und ist bleibend, du magst alt oder krank werden. — Auch deine Haushaltung wird besser stehen, wenn du dein Gold nicht um die Arme bindest u. s. w." 61. Rede.

32. Nicht allemal ist der Prachtaufwand (der übertriebene Luxus) das Zeichen der Wohlhabenheit einer Familie.

„Das ganze Vermögen, schrieb Tertullian, liegt nicht selten in der Seide, oder ist um den Hals gewunden, oder glänzt auf den Fingern." *de habitu mulieris.* Und Seneka sagte

von den Römerinnen: „Zwey Ohrengehänge reichen nicht mehr hin; nachdem die Ohren bereits eine größere Last tragen können: ein paar Heurathgüter müssen an den Ohren hängen. *L. VII. de benef.* Dagegen nahmen die h. h. Ambros und Clemens das Frauenzimmer in so weit in Schutz, daß sie behaupteten: der Fehler liege mehr in der Erziehung und in der Gewohnheit, als in der Schwäche des Geschlechtes. *S. Ambros. L. II. in Luc. cap. 2. — Clemens. paedag. cap. X.*

Nachdem eine schnell reich gewordene Familie durch übertriebenen Aufwand ihr Vermögen durchgebracht hatte, sagte die arm gewordene Frau: „Fünfzehn Jahre war ich nicht bey mir selbst; nun aber habe ich mich wieder gefunden."

33. Nur wechselseitiges Zusammenwirken in wechselseitiger Liebe macht den ehelichen Stand zu großen Aufopferungen und Entbehrungen fähig.

Grachus, Gemahl der Cornelia, fand beym Erwachen zwey Schlangen an seinem Bette, ein Männchen und ein Weibchen. Er fragte hierüber das Orakel, welches ihm zur Antwort gab, daß, wenn er das Männchen tödtete, er

selbst; wenn er aber das Weibchen tödtete, Cornelia sterben müsse. Grachus tödtete sogleich das Männchen. *Dictionaire de pensées ingenieuses & Reval 1777.*

Welche Wahl würde wohl heut zu Tag mancher Mann treffen? — und welche Wahl manche Frau? —

Paulina, Gemahlinn des Seneka, wollte durchaus mit ihrem Manne sterben, und ließ sich mit selbem die Adern öffnen. Sie wurde aber wider ihren Willen auf Neros Befehl gerettet. Das Andenken ihres Gemahls blieb ihr indessen lebenslänglich heilig, und sie hatte, so lange sie lebte, diejenige Todtesbleiche, die eine Folge ihrer Verblutung war. *Tacitus, Ann. LXV. 64.*

Robert, Sohn Wilhelms des Eroberers, war von einem vergifteten Pfeile verwundet. Man erklärte ihm, daß er gerettet werden könnte, wenn sich Jemand fände, der das in der Wunde befindliche Gift aussaugen würde. Wohlan, sagte der Prinz, so bin ich entschlossen zu sterben. Nie werde ich grausam genug seyn, um zu verstatten, daß sich Jemand aufopfere, um mich zu erhalten." Die Prinzessinn Sibylle, seine Gemahlinn, nahm die Zeit wahr, da er schlief, sog die Wun-

de aus, und starb, nachdem sie ihren Gemahl den Armen des Todes entrissen. *Essais hist. de Mr. Saint - Loix.*

34. Durch die Eifersucht kömmt selbst die Liebe aus ihrem Besitzstande. Sie wirket Böses in und außer dem Hause.

Deßwegen sagte Syrach:

„Vor drey Dingen scheut sich mein Herz, und vor dem Vierten erblaßt mein Angesicht: vor der Verrätherey einer Stadt; vor einer Volksempörung; vor lügenhaften Nachreden; vor einem eifersüchtigen Weibe.“ Kap. XXVI. vv. 5. 6. 7.

35. Wer sich im Kreise der Seinigen nicht mehr glücklich fühlt, der sucht vergebens eine wahre Beruhigung im öffentlichen Leben.

36. Wo die Anhänglichkeit an Haus und Familie verschwindet, da erkaltet auch die Liebe zum Vaterlande.

37. Wo die eheliche Treue ihre Achtung verliert, da wird sich eben so bald die Bürgertreue verlieren.

38. Wo es keine häuslichen Tugenden mehr giebt, da wird auch die Nationalkraft abgespannt.

39. So bald die Geringschätzung des ehelichen Standes allgemein wird, befindet sich die Gesellschaft in einem widernatürlichen Zustande: und so bald kein Theil dem andern nachgeben will, im Zustande des ewigen Widerspruches.

Bey der Ausartung mancher Frauen lege nur der Mann selbst die Hand auf das Herz. „Entferne, sagt Varro, den Fehler deines Weibes, oder trag ihn; im ersten Falle besserst du deine Gattinn, im zweyten dich selbst.“

40. Civilisirte Völker schreiten zur Barbarey zurücke, je mehr sie das ungebundne Leben verweichlichet.

Quaerit se natura, nec inuenit, omnibus ergo
Scorta placent, fractique enerui corpore gressus;
Et laxi crines, et tot nova nomina vestis.

Petron. Arb. Sat. cap. 119.

Vergebens sucht sich die Natur wieder, und findet sich nicht. Nur Freudenmädchen, gebrochene Schritte des entnervten Körpers, fliegende Haare, und so vielerley Namen der Kleider gefallen.

Petron. Arb.

Proh! quanta potentia regni
Est Venus alma tui!

Ovid XIII. Metam.

„O Venus! wie groß ist die Macht deines Reiches!“

Ovid.

O! Cupido quantus es!

Plautus Mercat. IV.

„O Cupido! wie gewaltig bist du!

Plautus.

41. An der Dauer und Heiligkeit der ehelichen Treue ist vorzüglich dem Frauengeschlechte gelegen.

Würde man alle Stimmen des Frauengeschlechtes sammeln; so dürfte zuverläßig die Majorität für die Unauflösbarkeit der Ehe ausfallen.

42. Schon in den ältesten Zeiten rechnete man die eheliche Treue unter die ersten Karakterzüge großer Frauen.

Penelope, die Heldinn der ehelichen Beharrlichkeit, suchte den Namen der Gemahlinn des Ulysses bis in den Tod zu behalten. Zwanzig Jahre war Ulysses abwesend. In der Zwischenzeit suchten mehrere benachbarte Fürsten Penelopens Hand, um die kleine Monarchie an sich zu bringen. Es wurden verschiedene Nachrichten von Ulysses Tode verbreitet; allein Penelope gab selben keinen Glauben. Indeß sah sie sich dennoch genöthiget eine Erklärung von sich zu geben, um die Fürsten durch die Hoffnung von gewaltsamen Vorschritten abzuhalten. Sie versprach ihnen endlich einen von ihnen zu wählen, sobald sie ein Gewand, welches sie mit eigenen Händen webte und stickte, fertig haben würde. So lange sie zugegen waren, arbeitete sie daran mit größtem Eifer, in der Nacht aber löfete sie das am Tage verfertigte Gewebe größtentheils wieder auf; als endlich Ulisses erschien. N. W. u. M. Geschichte. IV. B. S. 690. Bey dieser Gelegenheit setzet de Lille hinzu: „In einem tugendhaften Herzen stirbt das edlere Gefühl der Liebe nie.“

Denke oft: „bis in den Tod zu lieben — getreu zu seyn“ hast du dich hoch verpflichtet; so sey dann jede Wahl kein Werk des Augenblicks, kein blosses Werk der Sinnlichkeit. Wer einmal gut gewählt hat, der halte Stand.

43. In den Zeiten des Heidenthums, wo Tapferkeit und Vaterlandsliebe die ersten Tugenden waren, hatten die Frauen an beyden den größten Antheil.

Daher die ausserordentliche Stärke und Verbitterung der Gorgonen und Amazonen — daher nahmen die archivischen Frauen die Waffen aus dem Tempel, und jagten den Cleomenes aus der Stadt. — Von diesem Geiste beseelet begaben sich die spartanischen Matronen in den Tempel, um den Göttern zu danken, daß ihre Söhne rühmlichst für das Vaterland gefallen sind. — Deßwegen schämte sich der besiegte Lacedämonier vor seinem Weibe zu erscheinen. — Aus einem ähnlichen Grunde machten die Kelten die Frauen zu ihren Schiedsrichterinnen. — Und die germanischen Weiber jagten ihre Männer und Söhne in das Treffen zurücke. — Bey der Trauung der alten Deutschen sagte man allemal dem Weibe: Sie wäre nunmehr die Gefährtinn der Arbeit und Gefahren.

Man sehe hierüber: Essai sur la superiorité intellectuelle de la femme par chev. dell' Acqua. p. 50.

44. Keuschheit war bey den alten Deutschen ein so hoch geachtetes Gut, daß der entgegen Handelnden weder Schönheit, weder Alter nach Reichthum einen Mann mehr verschaffen konnten.

Publicatae pudicitiae nulla venia: non forma, non aetate, non opibus maritum invenerit. Nemo enim illic vitia ridet: nec corrumpere, et corrumpi, saeculum vocatur.

Tacitus. Germ. XVIII. p. 18.

Der verletzten Reinigkeit wird keine Nachsicht gegeben. Weder Schönheit, weder Alter noch Reichthum werden ihr einen Mann verschaffen. Man lacht nicht über das Laster; und verderben und verdorben werden heißt man nicht den Geist des Jahrhundertes. Tacitus.

Dagegen hatten die Söhne die ganze Kraft ihrer Väter. Ebenderselbe.

In den alten Minnegesetzen heißt es:

„Ein Knabe mag nicht rechter Liebe pflegen, ehe er zu seinen gescheiden Jahren kommt."

„Niemand mag zwey Lieb haben."

„Niemand mag recht lieb haben, dann wo ihn sein Herz und Muth hinträgt."

„Es soll Niemand minnen, noch lieb haben, dessen er Schande hat.

„Frömmigkeit allein macht die Liebe würdig."

„Einer Frau ist verbothen zwey Lieb, und einem Mann sind verbothen, zwey Frauen zu buhlen."

Regeln der Minne und Liebe.

45. Nach eingetretener Milderung der Sitten, besonders durch die Religion, erhielten die weiblichen Tugenden einen viel weitern Spielraum, und der kriegerische Geist und die Vaterlandsliebe nahmen eine schönere Wendung. Groß ward die Einwirkung der Frauen auf Ruhe, Religion und Völkerglück.

46. Durch den Einfluß großer Damen wurden viele Uebel verhindert: die Religion befördert: selbst Liebe und Gerechtigkeit im Innern erhalten.

Hieher gehören vorzüglich die in den Belegen angeführten Biographien einer Theodelinde, Mathilde und Elisabeth.

„Während mein Gemahl, sagte die Gattinn des Kaisers Theodosius Flaccilla, große Thaten zum Nutzen der Welt übt; diene ich ihm zu Hause durch die Unterstützung armer Unterthanen.“

Hedwigis, Gattinn des Königs in Pohlen Uladislaus, war der Meinung, daß Glück und Segen ohne Gerechtigkeit, oder mit einem ungerechten Gute nicht bestehen können. Als sie in Erfahrung gebracht hatte, daß sich der König mehrere Güter ungerechter Weise zugeeignet habe; drang sie unaufhörlich an ihn, selbe zurückzugeben. Nachdem endlich der König alles wieder zurück erstattet hatte, sagte er zur Königinn: „Nun wirst du doch zufrieden seyn?“ Wohl! antwortete Hedwigis, wir haben zwar das ungerechte Gut zurückgegeben; allein wo ist der Ersatz für die Thränen?“

Peicart. in Cap. Luc.

Diejenigen, welche dem Frauenzimmer allen Einfluß benehmen wollen, kennen weder die Geschichte, noch den Menschen. Schönheit, Liebe und Verstand werden immer wirken; weil auch die größten Menschen — Menschen sind. — Und wenn sich dann auch die Tugend dazu gesellet?

Nie lese ich ohne Rührung die bewunderungswürdige Thätigkeit der beyden Prinzeßinen Elisabeth und Sophie, Töchter des Pfalzgrafen Friedrich V. an dem großen Werke der Vereinigung der Religionspartheyen. Sie erschienen dabey wie Sterne erster Größe unter den drey wichtigsten Männern des Jahrhunderts, Bossuet, Leibnitz und Molan, und gaben dem unvergleichlichen Geschäfte durch ihre kraftvolle Einwirkung einen vorzüglichen Schwung. Beyde leibliche Schwestern, obwohl durch ihre Religionsbekenntnisse getrennt, wurden Eins, zur Vollendung des großen Werkes der Vereinigung nach Kräften hinzuarbeiten. Elisabeth, welche schon vorher zur katholischen Religion zurückgetreten, war Abtissin zu Maubuisson, und Sophie, Gemahlinn Ernests August, Herzoges zu Hannover, bekannte sich zur protestantischeu Religion. Am Bande schwesterlicher Liebe, und begeistert von der hohen Idee, der Trennung ein Ende zu machen, ergriffen sie jede Gelegenheit, dem vorgesetzten Zwecke der Einigung Nachdruck zu geben. Elisabeth, der Spiegel der Tugend, schickte von Zeit zu Zeit Sophien Bossuets Werke zu, und Sophie, die aufgeklärte Herzoginn, die Zierde ihres Zeitalters, würdigte diese Schriften mit Aufmerksamkeit und Achtung, und

trug vieles bey, daß sich friedliche Stimmung und Liebe der Wissenschaften zu Hannover einfanden. Von allen Seiten wurde an das große Werk Hand angelegt. Die beyden Damen behaupteten lange ihren Einfluß, und ihren vortrefflichen Willen. Nebst dem, daß Bossuet, Leibnitz und Molan die wichtigsten Korrespondenzen unterhielten, versammelten sich unter dem Vorsitze Molans nach dem Wunsche des weisen und toleranten Gemahls Sophiens mehrere protestantische Gelehrte zu Hannover. Es ließ sich eine Sprache der Mässigung vernehmen, woraus man bereits auf einen glücklichen Erfolg schliessen konnte; allein mit einem Male nahm die Sache eine andere Wendung; denn die Politik legte im Königreich auf die entgegengesetzte Wagschaale. Hätten sich die politischen Verhältnisse des Hauses Hannover nicht geändert, wäre nicht demselben die Aussicht auf den Thron Englands geöffnet, und wäre nicht die Begünstigung des Katholicismus als wesentliches Hinderniß jener Aussicht bestimmt worden, dann wäre die schöne, irenische Tendenz nicht umgestimmt worden, und das große Friedensgeschäft würde vorzüglich in den hannöverischen Staaten wahrscheinlich glückliche Fortschritte gemacht haben. Und so war endlich Sophie, welche durch ihre Mutter vom Könige Jakob I.

abstammte, den 10. Febr. 1701. nebst ihren Leibeserben zur Thronfolge Englands feyerlich vom Parlamente bestimmt, und lebt noch in ihren Enkeln auf diesem Throne. — Das große Werk war unterbrochen, und, der Himmel gebe es! der Zukunft vorbehalten. Wenigstens verdient der Wunsch keinen Tadel: er bleibt ewig schön! Schon hat die Fürsehung gegen alle Erwartung und Künste der Welt in die Begebenheiten unserer Zeit unverkennbar eingegriffen. Wer weiß, ob sie sich nicht in der Folgezeit der Mäßigung großer Denker, und der Tugend weiser Frauen bedient — damit endlich ein Schafstall und ein Hirt werde. M. s. hierüber „Friedensbenehmen zwischen Bossuet, Leibnitz und Molan zur Wiedervereinigung. Sulzbach 1815.

47. Ob reine Sitten den Grundcharakter einer Nation ausmachen, sieht man am deutlichsten in dem Betragen und Beyspielen der Frauen.

48. Wenn einmal in einem Staate die Reinheit der Sitten in der öffentlichen Schätzung der Galanterie nachstehen muß; so zeigen sich schon die Symptomen einer bedenklichen Staatskrankheit.

„Es giebt ein Unglück, sagte J. Müller nach Chrysostomus; und dieses ist das Abweichen vom Weg der Tugend.“

49. Der Werth und die Schätzung dessen, was in dem gesellschaftlichen Leben und Gesprächen an der Tagesordnung ist, beruht sehr oft auf dem herrschenden Tone der Damen.

50. Es ist eine bestürzende Beobachtung, daß man, um den gesellschaftlichen Ton nicht zu verstimmen, oder sich der Gefahr nicht auszusetzen, als ein dunkel sehender Mann beurtheilt zu werden, sorgfältig vermeiden muß, von Gott zu sprechen: Man schämt sich des Allerhöchsten.

Alles muß der Genius, das Glück, der Zufall, das Schicksal, der Glücksstern gethan haben — lauter Wortspiele ohne Wirklichkeit und Leben.

Man schämt sich desjenigen, dessen Kraft und Gnade wir jede Minute bedürfen; und dessen Wohlthaten man nur deßwegen vergißt, weil sie alltäglich sind.

Man verkennt die Wohlthaten des Allerhöchsten, um sich nicht zum Schuldner Gottes zu machen. *Salvianus I. de gub. Dei.*

51. Wie mächtig könnten nicht tugendhafte Damen zum Besten der Sitten und der Religion wirken, wenn sie manchen Witzling, der in öffentlichen Gesprächen so leichtsinnig über alles Göttliche abspricht, durch eine ernste Rüge zurücke wiesen!

Dergleichen Menschen erweisen ohnehin einer tugendhaften Seele keine große Ehre, wenn sie sich dadurch zu empfehlen suchen.

52. Je größer das Frauenzimmer, desto wirksamer ist dessen Wort oder Beyspiel auf das Ganze.

Die Geschichte der Moden enthält hierüber unzählige Belege.

Nachdem sich die Königinn Vasthi geweigert hatte, auf Befehl des Königs Assuerus nach der Tafel zu erscheinen; trugen die persischen Weisen auf eine Ehescheidung aus dem Grunde an, weil dieses Beyspiel der Widersetz-

lichkeit auf alle Frauen von ganz Persien wirken könnte.

53. Wie der Ton in öffentlichen Gesellschaften angestimmt wird, so verbreitet er sich in die häuslichen Cirkel.

54. Der herrschende Ton kann nur durch eine reinsittliche Lectüre verbessert werden; allein diese Lectüre wird dort keinen Eingang finden; wo man es für abgeschmackt hält, von der Religion zu sprechen oder zu lesen.

Unter jene gebildeten Damen, welche sich vorzüglich mit Lesung religiöser Gegenstände unterhielten, ist besonders Johanne Grey, Tochter des Herzogs von Suffolk zu zählen. Ungeachtet sie in den meisten Wissenschaften und Sprachen gründlichst unterrichtet war; so fand sie dennoch nur in jener Lectüre ihr wahres Vergnügen, wo sich ihr Geist mit höhern Betrachtungen beschäftigen konnte. Als sich einst ihr ganzes Haus auf der Jagd befand, blieb sie allein in ihrem Kabinet. Der Hofmeister der Prinzessinn Elisabeth fragte sie, wie sie doch einer so schönen Jagd die Einsamkeit vorziehen könne? „Sieh! sagte sie, indem sie

ihm Platons Phädon von der Unsterblichkeit der Seele zeigte, in dieser Gesellschaft finde ich ein größers Vergnügen, als in dem Getöse der Hörner und Hunde.“ *Cartier de St. Philipp.* — Daher kam auch ihre Geringschätzung des irdischen Glücks und Glanzes, und ihr Entschluß, eine Krone auszuschlagen, die man ihr widerrechtlich angebothen. „Es heißt, sagte sie, Gottes und seiner Gerechtigkeit spotten. wenn man sich ein Gewissen daraus macht, einen Schilling zu stehlen; aber keins, eine Krone an sich zu reißen. Ueberdieß bin ich nicht so jung, und nicht so unerfahren in den Tücken des Glücks, daß ich mich durch sie sollte fangen lassen. Wenn es einige bereichert, so geschieht es nur, um sie zu seiner Beute zu machen. Es erhebt andere, um sich an ihrem Sturz zu ergötzen. Wen es gestern anbetete, der wird heute sein Spiel. Erlaube ich heute dem Glücke, mich mit einer Krone zu zieren, so muß ich morgen leiden, von ihm mit Füßen getreten zu werden u. s. w. Frauenwürde S. 50.

Cartier de St. Philipp führt unter andern merkwürdigen Antworten geistreicher Damen jene der Dem. St. Firmin an, welche sie über folgende von einigen Gelehrten in der

Gesellschaft aufgeworfene Frage ertheilte: „Wodurch Gott eine größere Liebe gezeigt habe, daß er Mensch geworden, oder gestorben ist?“

Voir naitre et mourir l'Auteur de la Nature,
Voir un être èternel commencer et finir.
Ces deux extremitès parfaitement s'unir,
Le Crèateur se joindre avec la Crèature;

Voir un Dieu renfermè sous l'humaine figure,
Celui qui contint tout se laisser contenir,
Celui de qui le bras peut seul tout sôutenir,
Etre sans mouvement dans une sepulture:

Ces miracles offerts à mes sens ètonnès,
Au salut des Humains ont été destinés;
L'un commence l'ouvrage, et l'autre le consomme.
Mais l'Amour au premier a bien plus fait d'effort:
Car du ciel à la terre, et de Dieu jusqu'à l'homme,
L'espace est bien plus grand que de l'homme à la mort.

Reponses spirit. des Dames. p. 45.

Der Herr der Schöpfung wird geboren und vollendet:

Der Ewige beginnt und endet:
Vereinigt ist der Schöpfer mit dem Erschaffenen;
Vereinigt sind, die äußerst sich entgegenstehn.
Ein Gott ist eingeschlossen in Menschenhülle;
Er, der durch seinen Arm und seine Fülle
Das Weltall unterstützt — erhält —
Liegt unbewegt im Grabe.
So stellen den erstaunten Sinnen
Sich diese beyden Wunder dar;
Und deuten auf das Heil der Welt.
Das erste giebt dem großen Werke
Sein heiligstes Beginnen:
Das zweyte die Vollendung:
Doch von dem Himmel bis zum kleinen Erdemässer,
Und bis zum Menschen von dem höchsten Gott,
Ist wohl der Zwischenraum weit größer;
Als von dem Menschen zu dem Tod.

55. So unstreitig es ist, daß das Frauenzimmer nicht nur zur Gründung, sondern auch zur Verbreitung des Christenthumes sehr vieles beygetragen hat, so sehr ist zu wünschen, daß es gegenwärtig zu dessen Erhaltung nach Kräften wirke.

Ueber den Stand des weiblichen Geschlechtes vor, und nach der Erscheinung des Christenthums drückt sich Segur sehr schön und richtig aus:

„On a vu successivement les femmes, chez les patriarches, réduites au simple emploi de méres de famille; chez les Egyptiens, traitées avec plus de consideration, mais toujours regardées seulement comme des sources de bonheur, en Gréce, tantôt oubliées comme à Athénes, tantôt offertes sans voile, comme à Lacédémone, aux regards curieux des Hommes, et victimes d'une froide et coupable philosophie, qui les degradait en les déplacant. Elles jouérent un rôle plus decent a Rome dans les premiers moments de la republique, mais bientot aprés, livrées à toutes les seductions, à tous les dangers, on le vit suivre la dégradation de l'empire romain, se detruire et se corrompre avec lui. Telle avait été la marche graduée des moeurs et de la condition des femmes jusqu' au regne de Tibere.

„Enfin le Christianisme naquit: il vint offrir aux Hommes une ronte sure de morale, de bonheur présent et à venir; pour gloire, un rapprochement avec l'Etre supreme; pour but, des douces consolations sur la terre, et pour recompense, une éternelle tranquillité dans le ciel.

„Jusque - là, les femmes, indécises dans leurs desirs, soumises jusque dans leurs pensées, et ne connaissant d'autres clartés que les lueurs passagéres du plaisir, attendaient sans esperance. Devenues chretiennes, elles subjugent leurs sens, elles subjugent leur raison; embrasées d'une flamme pure et hardie, elles s'élevent à l'amour divin, et goutent ce bonheur anticipé que la foi nous dispense au sein même de l'adversité!

C'était sur tout sur ces ames tendres que la loi du Christ devait exercer toute son influence. Elles furent en éffet les prémieres á embrasser ces dogmes religieux, qui répondant à tout les mouvements, leur offraient une occupation attachante et des jouissances sans remord.

La prodigieuse revolution que ce moment produisit est difficile à peindre.

Le christianisme, sévére en principes, mais commandant l'indulgence, remplaça le regne des sens par celui des ames. Si la politique, et la philosophie avaient tout rapporté à l'intéret des societés, la nouvelle legislation fit voir cet univers comme un neant, dont tout devait nous detacher, et le monde á venir comme le seul but de nos pensées, et de notre espoir. Tout s'épura — le mariage qui n'était qu'une union de convention, devint un noeud sacré, solennel, sanctifié par l'autel et protegé par les lois; une morale simple et pure se présenta comme secours au malheur, comme sauve garde à la foiblesse, à l'innocence. Etouffant les haines, et defendant les vegeances, la paix sembla descendre sur la terre, pour inviter tous les mortels à s'aimer, à se soutenir; et la religion, en réunissant toutes les ames, sembla former une immense châine qui se rattachait au trône de la divineté.

Tout, dans ce noveau culte, devait plaire aux femmes. Non seulement il retablissait une balance plus égale entre elles, et nous, mais il repondait en quelque sorte à ce gout toujours dominant chez elles, de subjuger et d'excercer leur pouvoir.

L'Angleterre, la France, une partie de l'Allemagne, la Baviere, la Hongrie, la Bohême, la Lithuanie, la Pologne, la Roussie, et pendant quelque temps, la Perse, réçurent l'Evangile de mains de la beauté, et des milliers de prosélytes furent les fruits heureux des charmes, et de la grace. Bientot cette sensibilité naturelle aux femmes, sensibilité que l'amour change en passion, fut transformée par la religion en pitié douce et consolante. Le besoin du bonheur des autres, de soulagement de l'infortuné, s'empara des ces ames de feu. — La persecution même qu' éprouvérent les chrétiens, servit aux femmes à developper leurs vertus. La Religion, calme, et triomphante, avait attendri leurs coeurs; -- mais, troublée, menacée, proscrite, elle

electrisa leur courage, éleva leurs sentiments: entrainées par un saint enthusiasme, les premieres elles se precipiterent sur les buchers qu' elevait la tyrannie. — Ces mêmes femmes qui naguéres, au milieu le l'encens et des hommages, faisaient lutter l'éclat de leurs charmes avec celui de leurs ornements ----- alors, couvertes d'un cilice, oubliaient leurs attraits, leur foiblesse, bravaient la mort, la demandaient; et, affranchies du présent, s'elançaient avec ivresse dans les abymes de l'avenir." *les femmes Tom. I. p.* 150.

Man ſah nach und nach das weibliche Geſchlecht unter verſchiedenen Beſtimmungen. Zur Zeit der Patriarchen waren die Frauen auf den einfachen Beruf eingeſchränkt, Mutter der Familie zu ſeyn. Die Aegypter behandelten ſie mit größerer Achtung; betrachteten ſie aber nur als eine Quelle des Vergnügens. In Griechenland waren ſie bald verborgen, wie zu Athen; bald waren ſie ohne Schleyer, wie zu Lacedemon, den gierigen Blicken der Männer ausgeſetzt, und Opfer einer kalten und tadelhaften Philoſophie, die ſie herabgewürdiget, und erniedriget hatte. Eine mehr anſtändige

Rolle spielten sie in den ersten Tagen der römischen Republick. Sie wurden aber bald allen Verführungen und Gefahren der Zeit preis gegeben, und sich selbst erniedrigend folgten sie dem Verfalle des römischen Reichs. Dieß war der Stuffengang der Sitten, und der Zustand der Frauen bis auf Tibers Regierung.

Nun ward das Christenthum geboren. Es zeigte dem Menschen eine sichere Bahn zur Sittenlehre, zum Glücke der Gegenwart und der Zukunft. Sein Ruhm war Annäherung zu dem höchsten Wesen: sein Zweck die süssen Tröstungen auf Erden, und sein Lohn eine ewige Ruhe in dem Himmel.

Bisher waren die Frauen noch unentschlossen in ihren Begierden, abhängig selbst bis auf ihre Gedanken. Sie kannten kein anders Licht, als die vorübergehenden Erscheinungen des Vergnügens, und lebten ohne Hoffnung. Doch von dem Augenblicke an, da sie christlich wurden, lernten sie ihre Sinne, und ihre Vernunft unterjochen. Ergriffen von einer heiligen und kühnen Flamme schwangen sie sich bis zur göttlichen Liebe empor, und fanden Geschmack an je-

nem vorläufigen Glück, welches uns der Glaube selbst im Schooße der Widerwärtigkeit schenkt.

Vorzüglich auf diese zarten Seelen zeigte das Gesetz des Christenthumes seinen mächtigen Einfluß. Sie waren die Ersten, jene heiligen Glaubenssätze zu ergreifen, die, indem sie den Bewegungen ihrer Herzen entsprachen, ihnen eine anziehende Beschäftigung verschafften, und Freuden ohne Gewissensbisse. Es ist schwer, diese wunderbare Umwälzung, welche dieser Zeitpunkt hervorgebracht, zu zeichnen.

Das Christenthum, zugleich streng und schonend, ersetzte die Herrschaft der Sinne durch die Herrschaft des Geistes. Während die Politik, und die Philosophie alles auf das Interesse der Gesellschaft bezog; lehrte die neue Gesetzgebung, diese Welt als ein Nichts betrachten, dessen man sich entledigen sollte; dagegen die zukünftige Welt, als den einzigen Zweck unserer Gedanken und unserer Hoffnung. – Die Ehe, eine bloße Vertrags-Vereinigung, ward jetzt ein heiliges feyerliches Band, geheiliget durch den Altar, und geschützt durch die Gesetze. Eine einfache und reine Sittenlehre kam den Unglücklichen zu Hilfe, und ward zur Wache der Schwäche und Unschuld. Indem

das Christenthum den Haß erstickte, und die Rache verboth, schien der Friede von dem Himmel herabgestiegen zu seyn, um alle Sterbliche einzuladen, sich zu lieben, und zu unterstützen: und die Religion schien durch die Vereinigung aller Seelen eine unendliche Kette zu bilden, deren letztes Glied sich an den Thron der Gottheit angeschlossen.

Alles, was diese neue Religion enthielt, mußte dem Frauenzimmer gefallen. Sie stellte ein besseres Gleichgewicht zwischen den beyden Geschlechtern her; dennoch entsprach sie einiger Massen der herrschenden Neigung des Frauenzimmers, seinen Einfluß und seine Macht geltend zu machen.

England, Frankreich, ein Theil von Teutschland, Baiern, Ungarn, Böhmen, Lithauen, Polen, Rußland, und auf einige Zeit Persien erhielten das Evangelium auch aus den Händen der Schönen, und tausend Proselyten waren die glücklichen Früchte der Reize und der Gnade. Bald ward die natürliche Empfindsamkeit, welche die Liebe so leicht in Leidenschaft umstaltet, durch die Religion in ein sanftes und trostbringendes Mitleid verwandelt. Der Gedanke,

Unglückliche zu trösten, und andere an seinem Glücke Theil nehmen lassen, bemächtigte sich jetzt dieser feurigen Seelen. Selbst die Verfolgung des Christenthumes diente denselben nur dazu, die Kraft ihrer Tugend zu entwickeln. Die Religion noch stille und siegend hatte ihre Herzen zart gemacht; allein kaum war die Religion verwirret, bedroht, und verbannt; so war das Feuer ihres Muthes mächtig angeschlagen, und erhöht ihr Gefühl. Hingerissen von einer heiligen Begeisterung warfen sie sich die Ersten in den Scheiterhaufen, den die Tyranney angezündet hatte. Die nämlichen Frauen, die kurz vorher noch in Mitte der Räucherungen, und der Lobeserhebungen den Glanz ihrer Reize mit dem Glanze des Schmuckes zu verbinden wußten — waren jezt mit einem Bußkleide bedeckt, vergassen ihre Schönheit und Schwäche, trotzten dem Tode; ja sie foderten ihn selbst heraus; und frey von allem Irdischen stürzten sie sich mit edler Kühnheit in den Abgrund der Ewigkeit.

Segür.

56. Von der Thätigkeit edler Frauen, den schönen Ton der reinen Liebe des Christenthums zu verbreiten, hängt auch in unsern Tagen ein großer Theil der Erhaltung der Religion ab.

Möchten doch weise, tugendhafte Damen alle ihre Geisteskräfte vereinigen, wenn die sinkende Religion in ihre Arme fällt!

In jener berühmten Rede, welche der große Bourdaloue an die Pariser Damen hielt, sprach er unter andern, nachdem er den schrecklichen Verfall der Sitten geschildert hatte.

„C'est de vous, Mesdames, et le sçavez-vous, et jamais y avez-vous bien pensé devant Dieu? c'est de vous que depend la sainteté et la reformation du christianisme; et si vous étiez toutes aussi chretiennes que vous devez l'être, le monde par une bienheureuse necessité deviendroit chretien.“ *Sur l' Impureté Tom. II. p.* 120.

„Von Ihnen, meine Damen! — Und haben sie wohl bey Gott schon jemal daran gedacht? — ja, von Ihnen hängt die Heiligkeit, und Verbesserung des Christenthums ab. Wären Sie alle eben so christlich, als Sie es seyn sollten; so würde die Welt durch eine glückliche Nothwendigkeit christlich werden.“

Bourdaloue

57. Groß und weitumfassend ist der Wirkungskreis des Frauenzimmers, die Sprache der

Tugend und Religion geltend zu machen, oder sie in die gesellschaftlichen Cirkel einzuführen. Die Einen können dieß durch ihr hohes Ansehen: die Andern durch ihre Geistessuperiorität: die Dritten durch ihre erhabenen Beyspiele.

Unzählig sind die Belege, die uns die Geschichte von dem Uebergewichte des weiblichen Geistes über Männer- und Weiberseelen zeigt. „Als man die Marschällinn von Ancre fragte, welcher Zaubereyen sie sich bedient hätte, die Königinn Maria von Medicis zu beherrschen, gab sie zur Antwort: „Ich habe mich der Gewalt bedient, die große Geister über schwache haben.“ M. Int. 1812. p. 736.

Die Macht der Beyspiele ist eine hinreißende Macht. — „Der größte Mensch kann durch sein Beyspiel noch größer werden.“ *Vell. L. II.*

Dagegen ist die Macht böser Beyspiele eine zerstörende Macht. „Mit aller meiner Beredsamkeit, sprach einst der große Chrysostomus, vermag ich das nicht auf die Ohren der Zuhörer, was der üppige Anzug eines Frauenzimmers auf die Augen der Zuschauer.“

58. Wenn der Ton der Tugend in dem häuslichen und öffentlichen Cirkel vorherrschend wird; so darf sich der Staat gute Bürger versprechen.

59. Wo dagegen die Beyspiele vorzüglich in der ehelichen Treue seltener werden, und dieses hohe Pflichtgefühl weder zum häuslichen Glück, noch zum öffentlichen Ruhm gerechnet wird; wo die Duldung ehelicher Mitgenossen mit zum feinern Ton gehört, und der Staat hierüber seine Gleichgültigkeit bezeigt; da untergräbt der Staat selbst seine Grundfeste.

Ein Jahrhundert war's, fruchtbar an Frevelthat,
Das zuerst entweiht' Ehe, Geschlecht und Haus.
Aus dieser Quelle rann das Elend,
Welches noch lastet auf Volk und Heimat.

Zu frühe mannbar, freuet sich jonische
Tanzkunst zu lernen jegliches Mädchen; schnürt
Schon jetzt den Leib, und auf die Buhlschaft
Sinnt sie von zärtesten Kindesbeinen.

Bald sucht die Ehfrau jüngere Buhlen sich,
Bey des Gemahles Weine; sie wählet nicht,

Welchem die unverhoffte Gunst sie
Heimlich gewähre, in dunkeln Nächten;

Sondern gefodert, was auch der Gatte weiß,
Ungescheut geht sie — rufe der Kaufmann sie,
(Der theuer ihre Schmach bezahlet)
Oder des spanischen Schiffes Hauptmann.

Horaz.

Der Luxus, grausamer noch als Krieg und Seuchen, hatte noch nicht mit seinem vergiften Hauche die Sitten unserer Ahnen verpestet.

An Hymen gefesselt, und eifersüchtig auf dessen Genüsse, wagten sie nicht durch Laster das Heiligste aller Bande zu entweihen.

Erkünstelte Maximen von feiner Ehescheidung hatten noch nicht alle Schande und Gewissensbisse bey dem schändlichsten der Verbrechen ersticket.

Ihre Freuden einigten sich mit strengern Tugenden. Nach zahlreichen Kindern, derer Stolz es war, den Vätern zu gleichen, maßen sie ihre Schätze.

Wie? Ist denn eheliche Liebe bey uns nur Verbrechen?

Man schämt sich ihrer Flammen; trauernd erlöschen sie unter dem Wahne, der sie niedergedrückt.

Ehrloses Vorurtheil, das bey uns gewurzelt hat!

Soll dann die Tugend zum Gelächter, und das Laster zur Tugend werden? —

Sabatier.

Co. Da der Stand der Ehe ein nothwendiger, von Gott geheiligter Stand ist; so handeln sowohl einzelne Häuser, als Regierungen dem Plane des Allerhöchsten zuwider, wenn sie die Achtung, die Würde und die Kraft dieses Standes schwächen. Umsonst erwarten sie unter solchen Umständen des Himmels verheissenen Segen! Sie werden über kurz oder lange die traurigsten Folgen empfinden.

Es ist unbegreiflich, daß Manche es wagen, an den Ehen, der Basis aller Bürgerlichkeit, zu modeln, und sie im Sinne des Zeitgeistes zu behandeln, ohne zu bedenken, daß dem Staate dadurch wirklich in das Herz gegriffen wird! Was kann mehr im Staate fest seyn, wenn die Haushaltungen, auf derer Festigkeit der Staat beruht, von Lau-

nen und Anwandlungen, die, leider! bey einem verweichlichten Zeitalter so gewaltig einfließen, zerrüttet werden können!... Vielleicht haben manche Staaten, derer Unfälle wir wie versteinert ansahen, einen großen Theil ihres Mißgeschickes der leichtern Behandlung der Ehe zuzuschreiben! — Sie muß stehen, wie eine Felse Gottes: oder der Staat steht nicht! V. Sambuga über die Nothwendigkeit der Besserung. II. Thl. S. 237.

„Der wahre Gott der Ehe ist ein Sohn der Achtung, und ein Bruder der zarten Liebe."

Voltaire.

„Die Liebe unter den Königen macht nicht der Gott der Ehe. Staatsgründe, stärker als das heilige Band, finden bald Mittel, die Flamme auszulöschen."

Corneille.

„Es ist der gesetzliche Ton des Tages, daß ein Gatte vom Geschmacke nicht zu Hause liebe."

Destouches.

O! möchte doch dieser Ton von mancher Gattinn nicht nachgestimmt werden!!

61. Nur dort, wo Treue und Liebe zu Hause — Friede in der Familie, und Friede im Lande ist, gefällt sich Gott in seinen Geschöpfen.

62. „In der Männer Herrschgebiethe
Gilt der Stärke trotzig Recht,
Mit dem Schwert beweis't der Scythe,
Und der Perser wird zum Knecht.
Es befehden sich im Grimme
Die Begierden wild und roh,
Und der Eris rauhe Stimme
Waltet, wo die Charis floh.
Aber mit sanft überredender Bitte
Führen die Frauen den Scepter der Sitte,
Löschen die Zwietracht, die tobend entglüht,
Lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen,
Sich in der lieblichen Form zu umfassen,
Und vereinen, was ewig sich flieht.

Schiller, Würde der Frauen.

Historische Belege.

1.

Asdrubal und seine Gemahlinn.

Noch in den letzten Tagen, da Karthago fiel, bewiesen die karthaginensischen Frauen ihre Anhänglichkeit an ihr Vaterland. Da es am Stoffe zu den Sehnen der Bogen fehlte, schnitten sie sich die Haare ab, und flochten sie zu Werkzeugen des Todes. Schrecklich aber war die Scene, welche Asdrubals Gemahlinn eröffnete, da Karthago's letzte Stunde schlug.

Asdrubal, ihr Mann, befehligte die karthaginensische Armee in der Stadt. Man vertheidigte sich zwar mit Verzweiflung; allein Scipio ward endlich Meister von Karthago, und ließ seine Legionen die Citadelle einschließen. Am siebenten Tage kam eine Kapitulation zu Stande,

kraft welcher 50,000 Karthaginenser beyderley Geschlechts durchs römische Lager abzogen, die sich in die afrikanischen Wüsteneyen zerstreuten. Hievon aber waren die Ueberläufer ausgenommen. Diese, etwa 900 an der Zahl, den unvermeidlichen Tod vor sich sehend, verschanzten sich in dem Tempel Aesculaps, der auf dem Gipfel eines Felsen gelegen war. Asdrubal war noch an ihrer Spitze, aber unversehens machte er sich einen Augenblick, wo man ihn nicht beobachtete, zu Nutze, stieg aus seinem Schlupfwinkel herab, und ergab sich dem Scipio, welches den letzten Auftritt dieses blutigen Trauerspiels herbeyführte.

Sobald Asdrubals Gemahlinn seine Flucht und seine Schande erfuhr, erschien sie an dem Säulengange des Tempels in dem prächtigsten Schmuck, ihre beyden Kinder an der Hand. „Scipio, rief sie herab, ich rufe die Gerechtigkeit der Götter nicht gegen dich auf! Indem du Karthago zerstöreſt, machst du blos von dem Recht des Krieges Gebrauch; aber o! daß der Himmel und Rom sich verbänden, diesem Bösewicht die schmählichste Strafe anzuthun, der sich ein Spiel daraus macht, sein Weib, seine Kinder, sein Vaterland und seine Götter zu verrathen! Was mich betrifft; ich strafe mich jetzt dafür, daß ich

ihm meine Hand gab. Lieber will ich auf dem Scheiterhaufen der Dido sterben, als mich lebend an deinem Triumphwagen gekettet sehen.“ Mit diesen Worten ermordete sie ihre beyden Söhne, steckte den Tempel in Brand, stürzte sich in die Flammen, und kam so mit allen Ueberläufern um.

Neue Welt = und Menschengeschichte. IV. B. S. 478.

2.

Lucretia.

Während der Zeit, da die Römer die Belagerung von Ardea, der Hauptstadt von Latium in eine Blokade verwandelt hatten, herrschte in dem römischen Lager große Freyheit; besonders brachten die Söhne des Tarquins ihre Zeit fast blos mit Lustparthien hin. Eines Tages, da sie nebst dem Collatinus, einem Neffen des ältern Tarquinius, in dem Zelt des Sextus zu Tische saßen, fiel das Gespräch auf die Frauen; jeder Gast sprach von der Seinigen mit den Lobeserhebungen, die ihm mehr die Eitelkeit, als die Liebe eingab; und als der Streit warm zu werden anfieng, that Collatin den Vorschlag, daß er ihnen die Seinige zeigen wollte, fest überzeugt, sagte er, daß der bloße Anblick dieses Meisterstücks der Natur sie von ihrem

Vorzuge vor allen andern überzeugen würde. Es war erst in der Abenddämmerung. Die ganze vom Wein erhitzte Gesellschaft setzte sich zu Pferde, und flog nach Collatia. Lucretia war eben damals, gleich den Prinzessinnen aus Homers Zeiten, in Gesellschaft ihrer Sclavinnen, mit Flachsspinnen beschäftiget. Der Anblick ihrer kunstlosen Reize, ihre Freude bey der Annäherung ihres Gemahls, mit der Zurückhaltung, die der Anblick so vieler Fremden ihr einflößte, das alles machte starken Eindruck auf Tarquins Söhne. Sextus besonders, der am wenigsten Herr über sich selbst war, ward von der heftigsten Leidenschaft für Lucretien entflammt. Indeß waren die Prinzen ins Lager zurückgekehrt, und unter neuen Bachanalien schienen sie der Ausflucht nach Collatia vergessen zu haben. Mit einem Male erschien Sextus, ohne daß Collatin darum wußte, blos von einem einzigen seiner Leute begleitet, im Hause der Lucretia. Da niemand sein schändliches Vorhaben argwöhnte, so empfieng man ihn mit aller Ehrerbiethung; und nach dem Abendessen führte ein Sclav ihn in das ihm bestimmte Zimmer. Als alles im Hause still war, und im Schlafe zu liegen schien, schlich Sextus sich, glühend von seiner Leidenschaft, bis an Lucre-

tiens Bette: »Ich bin Sextus, sprach er, indem er ihr den bloßen Degen vorhielt; giebst du nur einen Laut von dir; so ist dieß der letzte Augenblick deines Lebens!« Lucretia suchte bey dem Anblicke des blitzenden Stahls vergebens in allem, was sie umgab, Rettung von dem ihr drohenden Tode. Sextus, der sich einbildete, der Schrecken habe sie schon halb besiegt, warf sich ihr jetzt zu Füßen, und wand alle Künste an, um ihre Schamhaftigkeit zu besiegen. Allein Lucretia wußte noch immer die Verwegenheit mit der Beredsamkeit der Tugend in Zaum zu halten. Nun erreichte die Leidenschaft des Bösewichts den höchsten Grad. Da er sah, daß Lucretiens Standhaftigkeit selbst der Furcht des Todes nicht erlag, wagte er es, sie durch die Furcht der Schande anzugreifen. »Ich werde einen ermordeten Sclaven zu dir ins Bette legen, sagte er, werde versichern, daß ich euch zusammen überfallen habe; und dann wird man deinen Tod für die verdiente Strafe des schändlichen Ehebruchs halten.« Diese neue Art von Drohung erschütterte Lucretiens Seele: sie fürchtete sich nicht zu sterben; aber sie war nicht stark genug, ihren Namen mit Schande gebrandmarkt auf die Nachwelt kommen zu lassen. Sie zitterte, und gab nach.

Kaum hatte Sextus sich entfernt, als Lucretia von Gram und Schmerz außer sich, einen Boten nach Rom zu ihrem Vater, und einen andern ins Lager vor Ardea zu ihrem Gemahl abschickte, und sie bey allem, was ihnen theuer und heilig war, beschwur, augenblicklich nach Collatia zu ihr zu kommen. Beyde eilten hin, und brachten den Valerius und Brutus mit. Kaum hatte Collatin die Schwelle seines Hauses betreten, als Lucretia seine Knie umfaßte, und sie mit ihren bittern Thränen benetzte. »Sieh da unser eheliches Bette, sagte sie mit einer von Schluchzen oft erstickten Stimme; es war eine Zeit, wo es rein war, wie mein Herz; es ists jetzt nicht mehr, ein Unmensch hat es befleckt. Nur mein Leib ist strafbar; mein Herz ist unschuldig, und mein Tod wird seine Unschuld besiegeln. Aber schwöre mir, daß der schändliche Sextus seines ehebrecherischen Triumphes nicht genießen soll; denn er wars, der, mit dem Dolch in der Hand, mir Gewalt that. Eine für mich verderbliche Freude trug er aus diesem Hause davon, die aber bald noch verderblicher für ihn werden wird; wenn nur nicht aller Muth in der Brust meines Vaters und meines Gemahls erloschen ist.«

Alle Zeugen dieser Scene schwuren Lucretien Rache, und suchten sie zu beruhigen. »Ihr alle, erwiederte sie, möget sehen, was Sextus verdient; was mich betrifft, so spreche ich mich von dem Verbrechen, aber nicht von der Strafe frey. Ich will nicht, daß eine Ehebrecherinn sich künftig auf Lucretiens Beyspiel berufen könne, um ihre Schande zu überleben. Mit diesen Worten zog sie einen unter ihren Kleidern versteckten Dolch hervor, stieß ihn sich in die Brust, und sank sterbend in die Arme ihres Vaters und ihres Gemahls *Livius Hist. L. I. 57.* — N. W. u. M. Geschichte. Der Röm. Gesch. I. Th. S. 313.

Dieses von Livius mit Feuer entworfene Gemälde, welches so oft bald auf unsern Bühnen, bald in unsern Gemäldegallerien aufgestellt wird, sey hier keineswegs in der Absicht angeführt, Lucretiens That und Selbstmord zu rechtfertigen. „Sie hätte, schreibt de Lille, weil sie zu sterben wußte, bey der zweyten Drohung nicht nachgeben sollen; sie hätte doch auf jedem Falle Gott und die Unsterblichkeit auf ihrer Seite gehabt.“ Wichtiger sind die daraus entstandenen Folgen; denn der blutige Dolch, den Brutus dem Volke zeigte, der An-

blick des Leichnames der Lucretia, die Wuth des Vaters und Gemahls bewirkten jene Revolution, durch welche Tarquin und seine Familie Krone und Leben verloren. —

Sowohl dieses, als das vorhergehende Beyspiel zeigen zwar, was die Furcht vor Schande vermag; verdienen aber jene übertriebenen Lobeserhebungen nicht, die man sowohl diesen, als allen übrigen griechischen und römischen Heldinnen unangefochten mit vollem Glauben zollt; während man jene heroische Hingebung der Blutzeugen der Religion, und jene unvergleichlichen Züge christlicher Tugenden so gerne zu Balladen und verdächtigen Legenden machen möchte. Man glaubt der Götterlehre mehr, als der heiligen Geschichte; der Schaubühne mehr, als dem Evangelium.

Schön schreibt Stolberg: Nur die Tugend giebt dem Leben, nur die Religion der Tugend Haltung.“ Gesch. der Rel. 7. Th. S. 107.

3.

Coriolan und Veturia.

Marcius, der in der Folge unter dem Namen Coriolanus so berühmt ward, stammte von dem Ancus Marcius, Numas Enkel und Roms vierten König ab. Schon in seiner Jugend der stärkste, und unerschrockenste Mann seiner Zeit, mußte er nothwendig einer von den Helden dieses kriegerischen Roms werden, in dessen Sprache das Wort Tapferkeit zugleich Tugend bedeutete.

Schon als er das erstemal auf dem Kriegesschauplatze wider die Lateiner aufgetreten, erwarb er sich eine Bürgerkrone; und nachher wurde kein Treffen mehr geliefert, in welchem er nicht irgend einen Ehrenpreis davon getragen hatte. Unterdessen aber seine Kriegsgefährten einen mit Blut erkauften Ruhm zum Ziel ihrer Tapferkeit machten, machte er die Freude seiner Mutter Veturia zum Ziel seines Ruhms. Sie zur Zeuginn der Siegespalmen zu machen, den er einärntete; die Kränze, die er sich erworben hatte, in ihren Händen, und sich von ihren Armen umschlungen, und von den Freu-

denthränen, die seine Thaten ihr auspreßten, benetzt zu sehen, das war seine höchste Glückseligkeit. Veturia hatte aber ihren Sohn in den Grundsätzen der Aristokratie nur zu strenge erzogen, welches dann auch die Grundlage seines Unglückes geworden.

Nach der Eroberung der Hauptstadt der Volsker Corioli erhielt er den Namen Coriolan, und da er in einem weitern Treffen die Volsker geschlagen hatte, wurde seine Tapferkeit bis in den Himmel erhoben, und nachdem er sich endlich in fernern Schlachten Ehre und Ruhm erworben hatte, hielt er sich für mächtig genug, die Macht der Tribunen und des Volks zu Rom zu schwächen, und den Stand der Patricier emporzuschwingen. Die gewaltsamen Maaßregeln aber, derer er sich bediente, brachten bald die Tribunen und das Volk auf den höchsten Grad der Erbitterung. Man war bereits schon im Begriffe, ihn von dem Tarpejischen Felsen herabzustürzen, als ihn noch einige Patricier retteten. Endlich kam es dennoch so weit, daß man ihn zur ewigen Landesverweisung verurtheilte.

Coriolan verließ Rom von vielen Patriciern bis an die Thore der Stadt begleitet; und

nach=

nachdem er seiner untröstlichen Mutter und Gattin ein ewiges Lebewohl gesagt hatte, begab er sich nach Antium einer Hauptstadt der Volsker. Nur Wuth und Rache kochten jetzt in seiner empörten Seele; und dieses bewog ihn zu dem verzweifelten Entschluß, sich seinem, und Roms Feinde in die Arme zu werfen. Es war Tullus Amfidius, der dazumal zu Antium lebte, und bey den Volskern in fast königlichem Ansehen stand: ein Mann, der mit der Muttermilch den Haß des römischen Namens eingesogen hatte. Da aber Coriolan eben diesem Tullus, welchen er in Schlachten mehr als einmal zum Zweykampf aufgefodert hatte, persönlich verhaßt war, so bediente er sich einer besondern Maaßregel, sich ihm zu nähern, um sein Leben nicht sogleich in Gefahr zu setzen.

In einer Verkleidung, die ihn völlig unkenntlich machte, schlich er sich mit Einbruch der Nacht in Antium, gieng geradewegs in das Haus des Tullus, und setzte sich da stillschweigend und mit verhülltem Gesicht an den Heerd, welchen man, im hohen Alterthum, als einen heiligen Ort betrachtete.

Man benachrichtete davon den Tullus, der sogleich vom Tische aufstand, hinging, und ihn fragte, wer er sey, und was er verlange? Der Unbekannte enthüllte jetzt sein Gesicht, und sagte zu dem Volsker:

„Erkenne in mir den Marcius, der dir und deinen Landesleuten bisher so furchtbar war. Schon der Zuname Coriolanus, den ich mir durch die Eroberung einer eurer Hauptstädte erwarb, zeugt von dem Haß, welchen ich deiner Nation geschworen hatte. Allein eben dieser Zuname ist der einzige Lohn meiner Thaten, welchen Rom mir nicht hat nehmen können. Alles übrige hat der Neid, und die Frechheit des Pöbels, und die Zaghaftigkeit der Patricier mir entrissen. Ja, Tullus! man hat mich aus der Stadt verwiesen, für die ich so oft mein Blut vergoß; und ich komme jetzt als ein verbannter Flüchtling, und nehme zu diesem heiligen Heerde meine Zuflucht, nicht um mein Leben zu sichern — denn wie könnte ich mich dir in die Arme werfen, wenn ich zu sterben fürchtete? — sondern um mich an meinen Verfolgern zu rächen; und daß ich mich in deine Gewalt übergebe, ist schon Anfang meiner Rache. Vereinige also, wenn du Muth hast,

deinen Haß mit dem meinigen, um gemeinschaftlich mit mir Rom zu Grunde zu richten! wo nicht, so ist meine Tapferkeit zu nichts nütze, und ich werde zu sterben wissen.“

Tullus reichte dem Coriolan sogleich die Hand, führte ihn an seine Tafel, und verabredete mit ihm die Mittel, einen Staat zu vertilgen, der nur da war, seine Nachbarn zu unterdrücken, und seine großen Männer zu verfolgen.

Die Römer und Volsker waren zwar dazumal in Frieden; allein wenn man einmal brechen will, so lassen sich gar bald Anläße erkünsteln, den Traktaten ihre Heiligkeit abzunehmen. Und so kam es wirklich zu einer Kriegserklärung wider die Römer. Tullus und Coriolan wurden die Befehlshaber der Armee.

Coriolan eröffnete den Feldzug auf die glänzendste Art, bemächtigte sich einer Menge kleiner den Römern unterworfenen Städte, und verheerte racheschnaubend das römische Gebiet weit und breit. Endlich erschien er vor Rom, um es zu belagern. Rom, welches ohnehin durch seine innern Zwiste getheilt war, gerieth in Verwirrung, und schickte sogleich bey Eröff-

nung der Belagerung eine Gesandtschaft der angesehensten Männer des Senats, fast alle Verwandte und Freunde Coriolans, in das Lager der Volsker, die dem Helden seine Zurückberufung, und den Volskern einen ehrenvollen Frieden anbot. Die Römer wurden mitten durchs feindliche Lager in sein Zelt geführt, wo die vornehmsten Volsker bey ihm versammelt waren; und nachdem sie die Absicht ihrer Sendung vorgetragen hatten, gab ihnen Coriolan mit seinem gewöhnlichen Stolz zur Antwort: Die Römer sollten erst, ehe sie von Frieden sprächen, den Volskern das ganze Land, und alle die Städte, die sie ihnen abgenommen, zurückgeben; denn man würde sie nicht länger mehr die Früchte ihrer Raubsucht genießen lassen. Was ihn besonders beträfe, so wäre er für die Güte, mit welcher ihn die Volsker aufgenommen, nicht weniger empfindlich, als für die Beschimpfung, die er von seinen Mitbürgern erleiden müssen; er habe sich daher ein anders Vaterland gewählt, und hange durch kein Band mehr an der Stadt, die, nachdem sie durch seine Thaten vergrößert worden, undankbar und gefühllos genug gewesen wäre, ihn von sich auszustoßen.

Da die nämlichen Gesandten abermal zu ihm geschickt wurden, erklärte er ihnen, daß, wenn Rom die ihm vorgeschriebenen Bedingungen nicht eingehen wollte, sie es nur nicht wagen sollten, die Stadt nochmal zu verlassen, weil man sie dann nicht länger als Gesandte, sondern als Feinde behandeln würde.

Als der Senat von den zurückkommenden Gesandten diese Nachricht erhielt, versuchte er in diesem fürchterlichen Sturme den heiligen Anker auszuwerfen. Der Oberpontifex, das ganze Augurkollegium, und alle Diener der Religion erhielten Befehl, in ihren priesterlichen Kleidungen sich in das feindliche Lager zum Coriolan zu verfügen, und alles anzuwenden, um ihn dahin zu bringen, daß er seiner Vaterstadt einen weniger demüthigenden Frieden bewilligte. Coriolan, der jetzt keine andern Götter, als die der Rache erkannte, schickte auch diese Gesandtschaft unverrichteter Sache zurück.

In dieser äußersten Verlegenheit begaben sich die römischen Damen in großer Menge zu der Veturia, Coriolans Mutter, und zu der Volumnia, seiner Gattinn, und beschwuren sie, bey dem hartherzigen, unversöhnlichen Krieger einen letzten Versuch zu machen. Die Na-

tur, hofften sie, würde zu Coriolans Herzen reden, und die Thränen zweyer Weiber, deren Andenken seine Wuth nicht hätte austilgen können, würde ein Vaterland retten, welches die Waffen der Bürger nicht zu schützen vermochten.

Veturia und Volumnia konnten diesen Bitten nicht widerstehen; sie verfügten sich ins feindliche Lager, und ließen den Coriolan benachrichtigen, daß einige römische Frauenzimmer ihn zu sprechen wünschten. Der Held, dessen unbiegsame Seele gegen die Majestät einer Gesandtschaft der ehrwürdigsten Männer des Senats, und gegen die Würde der Diener der Religion gefühllos geblieben war, schmeichelte sich um so mehr, daß er gegen die Thränen einiger Weiber Stand halten würde. Als er aber seine Mutter, seine Gattinn, und seine Kinder sah, lehrte ihn ein unwillkührliches Gefühl, welches er nicht zu unterdrücken vermochte, daß er der Natur noch nicht ganz abgeschworen hatte. Er stand sogleich auf, und gieng auf Veturien zu, um sie zu umarmen; aber die ehrwürdige Frau hielt ihn zurück.

„Halt! — sagte sie — Ehe ich mich von dir berühren lasse, muß ich erst wissen, ob ich

Roms Feind, oder meinen Sohn vor mir sehe; ob Veturia in diesem Lager deine Mutter, oder deine Sclavinn ist. Ich Unglückselige! darum also mußte ich ein so hohes Alter erreichen, damit ich sähe, wie das Vaterland den Coriolan verbannte, und Coriolan das Vaterland mit Krieg überzog! Barbar! konntest du es über das Herz bringen, dieß Land zu verwüsten, welches dich geboren werden sah, dich nährte und auferzog? So großen Unwillen du auch im Herzen hegtest, konntest du diesen Boden betreten, ohne daß augenblicklich dein Zorn erlosch? Beym Anblick dieser Stadt, die du belagerst, kam dir der Gedanke nicht in Sinn: Dort ist mein Haus, dort meine Mutter, mein Weib, meine Kinder, meine Götter? Und wie! hätte ich dir nicht das Leben gegeben, so wäre Rom noch heute das Schrecken der Völker, die sich zu seinem Untergange verschworen haben; und die Geburt eines Sohnes ist Schuld, daß ich nun nicht als eine freye Römerinn in dem Schooß einer Vaterstadt, die ohne das auch frey seyn würde, sterben soll! Aber wisse, daß unser Unglück nie so groß seyn wird, als deine Schande. Ohne Zweifel bin ich die elendeste aller Weiber; aber ich werde es nicht lange mehr seyn. Wenn Veturia und Volumnia

nichts mehr für dich sind, Grausamer! so denke doch wenigstens an diese deine Kinder, die dich noch Vater nennen! Bedenke, daß du Rom nicht zerstören kannst, ohne ihre Tage abzukürzen, oder sie auf Lebenslang zu Sclaven zu machen!“

Bey diesen Worten warfen sich Coriolans Kinder ihrem Vater in die Arme, und überhäuften ihn mit zärtlichen Liebkosungen. Diese Scene erweichte den Helden vollends.

„Meine Mutter hat überwunden! rief er, und ihr Sieg, so glücklich er für Rom ist, so unglücklich wird er für mich seyn.“ Darauf schickte er Veturien und Volumnien zurücke. Er selbst aber brach gleich am folgenden Tag sein Lager ab, und entfernte sich mit den Legionen der Volsker von der Gränze. Die Römer vernahmen den glücklichen Erfolg mit dem größten Enthusiasmus der Dankbarkeit, und verewigten das Andenken dieses Tages durch einen Tempel, welchen sie der Glückesgöttinn der Weiber widmeten. *Livius.* — Allg. W. u. M. Gesch. XI. B. S. 572.

4.

Abigail und David.

Ungeachtet der zwischen dem König Saül und David vorgegangenen Aussöhnung, traute doch David den Versicherungen des Königs nicht, und begab sich mit allen seinen Leuten in die Wüste Pharan. Da lebte ein sehr reicher Mann in der Nachbarschaft zu Maon, der seine Habschaft auf dem Karmel hatte. Er hatte dreytausend Schafe und tausend Ziegen. Er hieß Nabal, seine Frau Abigail. Die Frau war sehr klug und schön; ihr Mann aber war ein harter, böser und schalkhafter Mann. Es war im Orient ein altes, zum Recht gewordenes Herkommen, daß man den Nothleidenden ein Geschenke gab, wenn man entweder ein Gastgeboth hielt, oder eine ansehnliche Einnahme hatte. Es war ein festlicher Tag. Da nun David hörte, daß Nabal seine Heerde schor; schickte er zehen Jünglinge ab, und sagte zu ihnen: Gehet auf den Karmel zu Nabal, grüßt ihn freundlich in meinem Namen, und saget ihm: Es gehe wohl meinen Brüdern und dir! wohl deinem Hause, wohl allem, was du hast. Ich hörte, daß deine

Hirten ihre Heerden scheeren. Wir waren ihnen nie überlästig, nun aber bedürfen wir einer Unterstützung und sind an einem guten Tage angekommen. Davids Abgeordnete sagten dieses dem Nabal bey ihrer Ankunft, und schwiegen; worauf Nabal mit seiner gewöhnlichen Ungestümme zur Antwort gab: »Wer ist denn dieser David? Wer der Sohn Isai's? heutiges Tages giebt es eine Menge dergleichen Flüchtlinge und hergelaufener Leute. Was soll ich mein Brod, mein Wasser und mein Fleisch Leuten geben, von denen ich nicht weiß, wo sie her sind! Die Jünglinge kehrten sogleich zurück, und erzählten alles, was Nabal gesagt hatte, und wie sie empfangen worden. David, welcher dazumal schon als künftiger Thronfolger bekannt war, gerieth über die Beschimpfung, wie ein Landstreicher und entflohener Sclave behandelt zu werden, so sehr in Feuer, daß er sogleich nach seinem Schwerte griff, und zu seinen Leuten sprach: Jeder umgürte sich mit seinem Schwerte! Wie? umsonst sollen wir Nabals Heerden geschützet haben! umsonst ihm Gutes gethan haben, damit er es mit Bösem vergelte! Alles Uebel falle auf die Feinde Davids, wenn bis morgen eine einzige Seele seines Hauses mehr übrig ist. Kein Hund soll lebendig blei-

ben! Es zogen dann beyläufig vierhundert Mann mit David ab, und zweyhundert blieben bey dem Gepäcke.

Einer von Nabals Knechten hinterbrachte es seiner Frau Abigail, und sagte zu ihr: „David schickte Bothen an uns, unserm Herrn Glück zu wünschen; er aber begegnete ihnen grob. Diese Leute waren sehr gut gegen uns, und waren uns nie überlästig. Sie waren Tag und Nacht gleichsam unsere Mauer, die ganze Zeit hindurch, da wir unsere Heerden bey ihnen weideten. Ueberlege also, was du thun willst. Gewiß steht deinem Manne und deinem Hause ein nahes Unglück bevor. Er ist zu boshaft, als daß man ihm etwas sagen könnte.“

Abigail nahm eilends zweyhundert Brode, zwey Schläuche Weins, fünf gebratene Widder, fünf Maaße geröstetes Korn, hundert Bündelchen Weinbeere, zweyhundert Stück Feigen, und lud sie auf die Esel. Sie sagte ihrem Manne nichts davon, hieß ihre Leute vorausgehen, setzte sich auf ein Maulthier, und kam gerade an dem Fuße eines Berges an, als David und seine Bewaffneten ihr entgegen zogen. Als Abigail den David sah, eilte sie von ihrem Maulthiere herab, fiel vor David auf ihr Ange-

ficht, warf sich ihm zu Füßen und sagte: „Mein Herr! das Verbrechen falle auf mich zurück! Erlaube nur deiner Magd ein Wort zu reden, und höre deine Dienerinn! Mein Herr und König! laß dein Herz nicht empfindlich seyn über Nabals Ungerechtigkeit. Er heißt schon seinem Namen nach ein Thor, und ist es in der That: (Nabal bezeichnete im Hebr. einen Unsinnigen) Ich habe deine Abgeordneten nicht zu Gesicht bekommen. Aber jetzt, mein König! so wahr der Herr lebt, und du lebest! Gott hindert dich, Blut zu vergießen, und hält deine Hand zurück. Möchten doch alle deine Feinde so verächtlich, wie Nabal werden, und alle diejenigen, die dich beleidigen! Nimm das kleine Geschenk deiner Magd an, und verzeih! der Herr wird dein Haus befestigen, und deine Krone erblich machen; denn du führest die Kriege des Herrn. In den Tagen der Verfolgung wird der Herr über dein Leben wachen; dagegen wird das Leben deiner Feinde mit Gewalt, wie aus einer Schleuder weggeworfen werden. Dann, wann zu deinem Glücke alles, was dir verheißen ist, erfüllet wird; wann du das Haupt des ganzen Volks von Israel seyn wirst; dann, o Herr! wirst du nicht Ursache haben zu seufzen, daß du dir selbst Rache genommen hast; dann erst wirst

du dich meiner, deiner Dienerinn erinnern, die dich hier auf diesem Platze zurückgehalten hat, das Blut der Unschuldigen zu vergießen.“

„Gepriesen sey der Herr! rief hier David, der dich mir heute entgegen geschicket hat! Wahrhaftig! wärst du mir nicht so eilfertig entgegen gekommen; so wäre bis morgen von Nabals Hause keine Seele lebendig geblieben.“ David nahm alles an, was sie mitgebracht hatte, willigte in ihre Bitte, und hieß sie im Frieden nach Hause gehen.

Abigail kehrte nun mit Freuden zurück. Nabal aber befand sich eben bey seinem Gastmahle, das er gab. Es war wie ein königliches Gastmahl. Da nun Abigail sah, daß er nicht nur fröhlich und lustig; sondern auch betrunken war; sagte sie ihm bis auf den folgenden Morgen von allem nicht das geringste. Des Morgens aber, da Nabal seinen Rausch ausgeschlafen hatte, erzählte sie ihm alles. Da erstarrte ihm vor Schrecken das Herz im Leibe; er wurde wie ein Stein, und verfiel in eine gefährliche Krankheit, an welcher er nach zehen Tagen starb. Als David diesen Todfall vernahm, so sagte er: „Der Herr sey gepriesen, der Nabals

Bosheit auf ihn selbst zurückfallen ließ! Er schickte Bothen zu Abigail mit der Erklärung, daß er sie zu ehelichen verlange. Abigail beugte sich tief, willigte in das Verlangen, ließ sich von fünf Mädchen begleiten, folgte den Abgeordneten Davids, und ward seine Frau. I. Buch der Könige. Kap. 25. — *Calmet. Hist. de l'An. Test. Tom. II. p. 172.*

5.

Judith.

Nachdem Nabuchodonosor König von Assyrien den Thron des großen und gewaltigen Königs von Medien Arphaxad umgestürzt hatte; pochte er so sehr auf seine Waffen und Größe, daß er glaubte: es stehe ihm nun nichts mehr im Wege, alle übrigen Könige und Völker unter sein Joch zu beugen. Er rief dann alle Aeltesten, alle Heerführer und Hauptleute zusammen, und erklärte, daß er entschlossen sey, die ganze Erde sich unterwürfig zu machen; und da dieser Entschluß allgemeinen Beyfall erhielt; machte er dem obersten Feldherrn Holofernes den Auftrag: „Zieh in das Feld wider alle Reiche, die gegen Niedergang der Sonne liegen! Schone keines Reiches, und unterwirf mir alle festen Städte!« Holofernes sammelte,

und musterte sogleich das Kriegsheer. Es waren hundert und zwanzig tausend streitbare Männer zu Fuß, und zwölftausend Pfeilschützen zu Pferd. Voraus schickte er eine unzählige Menge Kamele mit allem Vorrathe beladen, und ganze Heerden von Rindern und Schafen. Aus ganz Syrien ließ er Getreide auf seinen Durchzug in Bereitschaft halten, und brach dann mit seinen Wagen, Reitern und Pfeilschützen auf, welche das Land wie Heuschrecken bedeckten. Nachdem er über die Gränzen Assyriens hinaus war, bezwang er alle Bergschlösser und festen Plätze, eroberte Melothi, Tharsis und Cellon, gieng über den Euphrat, rückte in Mesopotamien ein, und unterwarf sich alle Städte vom Flusse Rambre bis an das Meer. Er führte alle Madianiten mit sich fort, und wer sich widersetzte, den ließ er über die Klinge springen. Hierauf zog er in die Felder von Damaskus zur Aerntezeit, zündete alle Getreidfelder an, und ließ alle Bäume und Weinstöcke weghauen. Allenthalben verbreitete er Furcht und Schrecken. Die Könige und Fürsten aller Städte und Länder von Syrien, Mesopotamien, Lybien, Cilicien schickten Gesandte an ihn, und unterwarfen sich mit Hab und Gut, mit Land und Leuten. Er nahm dann aus selben die tapfersten Kriegs-

männer heraus, und theilte sie seinem Heere zu. Wo er immer anrückte, kamen ihm aus allen Städten die vornehmsten und ansehnlichsten Einwohner sammt dem Volke entgegen, und empfiengen ihn mit Kränzen und Fackeln, mit Pauken, Pfeifen und Reihentänzen. Ungeachtet dessen zerstörte er ihre Städte, und ließ ihre Götzenhaine umhauen, weil ihm der König Nabuchodonosor befohlen hatte, alle Götter zu vertilgen, indem nur Er allein der Gott aller Völker heißen wolle. Er zog dann durch ganz Apamåa und Mesopotamien nach Gabaa zu den Edomiten, wo er sich dreyßig Tage aufhielt, und seine Armee concentrirte.

Nun sollte die Reihe an Judåa kommen. Das Volk Israel gerieth in Furcht und Schrecken; am meisten schreckte sie eine bevorstehende Entweihung und Zerstörung ihres Heiligthums. Dieser Gedanke, und der vertrauensvolle Aufruf des Hohenpriesters Eliachim machte sie dergestalt entschlossen, daß sie, weit entfernet, eine Abordnung an den übermächtigen Heeresführer der Assyrier zu schicken, vielmehr zu den Waffen griffen, und die Berge besetzten.

Als man es dem Holofernes hinterbrachte, daß sich Israel zum Widerstande rüste; gerieth er in einen heftigen Zorn. Er rief alle Oberhäupter von Moab, und alle Heerführer der Ammoniten zusammen, und sprach: „Saget mir, was ist dieses für ein Volk? was hat es für Städte? wie sind sie beschaffen? wie groß sind sie? wer ist ihr Anführer im Kriege? Warum haben uns diese allein unter allen morgenländischen Völkern verachtet? Warum kommen sie uns nicht entgegen?“

Achior, der Heerführer der Ammoniten, der in der Geschichte sehr bewandert war, antwortete, und sprach:

„Ich will dir die Wahrheit wegen dieses Volkes sagen. Kein unwahres Wort soll meinem Munde entfließen. Dieses Volk stammt ursprünglich von den Chaldäern ab. Zuerst wohnten sie in Mesopotamien. Weil sie aber den Göttern der Chaldäer nicht dienen wollten, verließen sie die Vielgötterey, und verehrten nur einen Gott, den Gott des Himmels. Dieser befahl ihnen, daß sie von da hinwegziehen, und Charan bewohnen sollten. Nachdem aber im ganzen Lande eine große Hungersnoth entstanden war, zogen sie nach Aegypten, und vermehr-

ten sich dort in einer Zeit von vierhundert Jahren so sehr, daß ein unzähliges Heer aus ihnen ward. Der König von Aegypten drückte sie sehr hart. Sie riefen aber ihren Herrn an, und er züchtigte Aegypten durch verschiedene Plagen. Die Aegypter entließen sie, und die Plagen hörten auf. Nach dem aber wollten sie die Aegypter wieder in die vorige Knechtschaft zurückführen, und setzten ihnen nach. Der Gott des Himmels öffnete ihnen das Meer so, daß das Wasser auf beyden Seiten, wie eine Mauer, dastand, und sie zogen mit trockenem Fuße durch. Das ihnen nachjagende ägyptische Kriegsheer wurde von dem Gewässer so geschwind überrascht, daß nicht ein Mann davon gekommen. Vom rothen Meere zogen sie in die Wüste des Berges Sina, worin sich noch nie ein Menschenkind niedergelassen hatte. Dort wurde ihnen das bittere Wasser versüßt, und vierzig Jahre bekamen sie da ihre Nahrung vom Himmel. Ohne Bogen, ohne Pfeil, ohne Schild zogen sie allenthalben hin. Ihr Gott focht für sie, und siegte. Niemand durfte diesem Volke Trotz bieten, außer, wenn es vom Dienste des Herrn ihres Gottes abwich. So oft sie einen andern Gott neben dem Ihrigen verehrten, wurden sie dem Raube, dem Schwerte und dem Gespötte Preis gegeben.

So oft es sie wieder reute, daß sie vom Dienste ihres Gottes abgewichen waren, verlieh ihnen ihr Gott des Himmels so viel Kräfte, daß sie Widerstand thun konnten. Endlich schlugen sie die Könige der Kanaaniten, Jebusiten, Pherezi-ten, Hethiten, Heviten, Amorrhiten und alle Gewaltige von Hesebon, und nahmen ihre Län-der und Städte in Besitz. So lange sie sich an ihrem Gott nicht versündigten, gieng es ihnen gut; denn ihr Gott hasset die Bosheit. Da sie dann vor etlichen Jahren von dem Gesetze abge-wichen waren, das ihnen ihr Gott gegeben hatte, wurden sie von vielen Völkern durch Kriege aus-gerottet, und sehr viele von ihnen wurden in ein fremdes Land in die Gefangenschaft geschleppt. Unlängst bekehrten sie sich zu dem Herrn ihren Gott, und kamen aus den Ländern, worin sie zerstreuet waren, zurück, bezogen alle diese Ge-birge, und haben Jerusalem wieder im Besitze, wo ihr Heiligthum ist. Frage also nach, mein Herr! ob dieses Volk gegenwärtig seinen Gott beleidiget habe? wenn es so ist; so laßt uns darüber herfallen! ihr Gott selbst wird es dir in die Hände liefern, und es wird deiner Macht unterworfen werden. Hat aber dieses Volk sei-nen Gott nicht beleidiget, so können wir ihm nicht widerstehen. Ihr Gott wird sie beschützen,

und wir werden mit unserer ungeheuern Macht vor dem Angesichte der ganzen Erde zu Schanden werden.“

Auf diese Rede geriethen alle Heerführer in Feuer. Wie, sagten sie, diese wehrlosen, diese kraftlosen, diese in der Kriegskunst unerfahrnen Leute sollten es wagen können, Widerstand zu leisten? Achior, und alle Völker sollen überzeugt werden, daß Nabuchodonosor allein der Gott des Erdbodens ist. Man war im Begriffe, den Achior zu tödten. Nein, sagte Holofernes zu Achior, hier sollst du nicht sterben. Noch diese Stunde werde ich dich zu diesem Volk hinüberschicken, und dann, wann wir sie alle, wie einen einzigen Mann werden erschlagen haben, sollst auch du durch das assyrische Schwert umkommen.“ Man führte dann den Achior gegen Bethulia hin, wo man ihn an Händen und Füßen an einen Baum band.

Die Einwohner von Bethulien kamen, machten ihn los, und führten ihn in die Stadt, wo er dann vor dem ganzen Volke die Ursache dieser Behandlung und alles erzählte, was er in dem Kriegsrathe gesprochen hatte. Das ganze Volk fiel auf das Angesicht nieder, und betete den Herrn an: „Herr! Gott Himmels und der

Erde! riefen sie, sieh auf den Stolz unsrer Feinde hin! sieh aber auch auf unsere Demuth! zeige ihnen, daß du diejenigen nicht verlassest, die auf dich vertrauen!“ Dann führte Ozias den Achior in sein Haus, und bewirthete ihn.

Den folgenden Tag rückte Holofernes mit seiner gewaltigen Macht gegen Bethulia an. Da stieß er auf einen Brunnen, dessen Wasser durch Röhren in die Stadt geleitet wurde, und zerstörte die Wasserleitung. Man machte nun dem Holofernes den Vorschlag alle übrige Brunnen außer der Stadt mit Wachen zu besetzen; dadurch würde er dieses Volk ohne Schwertstreich tödten, oder sich zu übergeben zwingen. Dieser Vorschlag gefiel dem Heerführer. Die Brunnen wurden bewacht. Nach zwanzig Tagen wurde der Wassermangel zu Bethulia so groß, daß man anfieng, dem Volke das Wasser täglich zuzumessen. Endlich, da der Durst noch drückender wurde; kamen Männer, Weiber, Jünglinge und Kinder zu dem Ozias; und verlangten, daß man die Stadt übergeben sollte. Wenn sie auch durch die Klinge der Assyrier sterben müßten, seufzten sie, so wäre es doch geschwinder geschehen, als vor Durst verschmachten!

„Ozias antwortete mit Thränen:

„Brüder, fasset Muth! fünf Tage wollen wir noch die Barmherzigkeit des Herrn abwarten! vielleicht leget sich sein Zorn, und er verherrlichet seinen Namen. Kömmt er uns nach diesen fünf Tagen nicht zu Hülfe, dann wollen wir thun, was ihr verlangt.

Zu dieser Zeit lebte zu Bethulia eine junge Wittwe, Judith mit Namen. Sie war vom Angesichte überaus schön. Ihr Mann hatte ihr große Reichthümer, und eine zahlreiche Dienerschaft hinterlassen. Groß war ihr Name und ihr Ansehen; denn sie war gottesfürchtig. Kaum hatte sie den Entschluß des Ozias vernommen, die Stadt nach fünf Tagen zu übergeben, so ließ sie die Priester Chabri und Charmi zu sich kommen; und sprach voll hoher Begeisterung:

„Was ist das? Ozias hat eingewilliget, die Stadt den Assyriern zu übergeben, wenn innerhalb fünf Tagen keine Hülfe kömmt? Wer seyd ihr dann, daß ihr den Herrn versuchet? So ein Betragen bewegt ihn nicht zur Barmherzigkeit; es reizt ihn vielmehr zum Zorn, und fodert ihn zur Rache auf. Ihr habet

der Erbarmung des Herrn eine Zeit vorgeschrieben, und bestimmet ihr den Tag nach eurer Willkühr! Doch der Herr ist langmüthig! Gott drohet nicht, wie Menschen drohen, und zürnet nicht, wie Menschenkinder. Wir wollen uns vor ihm demüthigen, und ihn mit Thränen bitten. Er möge uns seine Erbarmung erweisen, wie es ihm gefällig ist; so daß wir durch unsere Verdemüthigung verherrlichet werden, wie wir wegen des feindlichen Stolzes in Verwirrung geriethen. Wir sind nicht in die sündhaften Fußstapfen unsrer Väter getreten, die von ihrem Gotte abgewichen sind, und fremde Götter angebetet haben, um welcher Missethat willen sie dem Schwerte, dem Raube und dem Gespötte ihrer Feinde Preis gegeben worden sind. Wir kennen keinen andern Gott, als ihn allein, und von ihm allein wollen wir Trost erwarten. Er wird unser Blut und unsere Trübsalen an unsern Feinden rächen, und alle Völker, die sich wider uns auflehnen, demüthigen und zu Schanden machen: Er, der Herr! unser Gott! Brüder! ihr seyd die Aeltesten unter dem Volke Gottes. Von euch hängt ihr Leben ab. Sprechet ihnen durch euere Ermahnungen Muth ein. Erinnert sie, daß auch ihre Väter ge-

prüft worden, ob sie ernstlich ihren Gott verehrten.

Nachdem sie dieses und noch mehr anders über die Prüfungen des Herrn, und über das Vertrauen auf Gott gesprochen hatte; beschloß sie ihre Rede damit: „Betet, daß mich Gott in meinem Vorhaben stärke! — Stellet euch diese Nacht an das Thor! ich werde mit meiner Magd hinausgehen. Ich will aber nicht, daß ihr nachforschet, was ich thun werde; sondern es soll, bis ich euch Nachricht bringe, nichts geschehen, als daß man den Herrn unsern Gott für mich bitte.“ Nachdem sich die Priester entfernet hatten, begab sich Judith in ihre Betkammer, warf sich vor dem Herrn nieder und sprach:

„Mein Herr und Gott! Komme doch mir, einer Wittwe zu Hülfe! — Sieh auf das Lager der Assyrier, wie du vorhin auf das Lager der Aegypter hinzusehen dich gewürdiget hast, da sie deinen Dienern mit gewaffneter Hand nachjagten, und sich auf ihre Streitwagen, auf ihre Reiterey, und auf die Menge ihrer Kriegsleute verließen. Du sahst auf ihr Lager hin, und sie wurden durch Finsterniße abgemattet. Ihre Füsse blieben am Abgrunde kleben, und

das Gewässer bedeckte sie. So gehe es auch diesen, o Herr! die auf ihre Menge pochen! auf ihre Wagen, Stangen, Schilde, Pfeile und Spieße stolz sind! die nicht wissen, daß du unser Gott bist, der die Kriegsheere von jeher zernichtet, dessen Name „der Herr“ ist. Strecke, wie vor Alters, deinen Arm aus, und zermalme ihre Macht durch deine Macht. In deinem Grimme wirf ihre Macht zu Boden. Sie schwören, dein Heiligthum zu entweihen, die Wohnung deines Namens zu verunreinigen, und deinen Altar durch das Schwert zu verheeren. Herr! gieb, daß das stolze Haupt des Holofernes durch sein eigen Schwert abgehauen werde, laß ihn durch seine Augen an mich gefesselt, und durch mich bezaubert werden! Flöße aber zugleich meinem Gemüthe Standhaftigkeit ein, daß ich ihn verachte, und gieb mir Stärke, daß ich ihn zu Grunde richte. Denn das wird dir zum ewigen Ruhme gereichen, daß er durch die Hand eines Weibes falle. Deine Macht besteht nicht in der Menge, o Herr! Du hast kein Wohlgefallen an der Stärke der Pferde. Die Stolzen mißfielen dir vom Anbeginn; aber das Gebeth der Demüthigen und Sanftmüthigen war dir jederzeit angenehm. Gott der Himmel! Schöpfer der Gewässer! Herr der

ganzen Schöpfung! erhöre mich elende, die dich bittet, und die sich blos auf deine Barmherzigkeit verläßt. Herr! erinnere dich deines Bundes. Lege mir die Worte in den Mund. Stärke mein Herz in meinem Entschluße, daß dein Tempel nicht entheiliget werde. Alle Völker sollen erkennen, daß du Gott bist, und daß es keinen andern Gott giebt, als dich allein!“

Nach vollendetem Gebete zog sie ihre Wittwenkleider aus, salbte sich mit der köstlichsten Salbe, zog ihre schönsten Kleider und Schuhe an, nahm ihre Armbänder, Lilien, Ohrengehänge und Ringe, und zierte sich mit ihrem ganzen Schmucke. Der Herr selbst ertheilte ihr einen besondern Glanz. Nun gab sie ihrer Magd einen Schlauch voll Weins, ein Geschirr voll Oels, geröstetes Mehl, einen Kuchen, Brod und Käse mit, und trat ihre Reise an. Als sie zum Stadthore kamen, traf sie Ozias und die Priester der Stadt an. Diese standen und bewunderten ihre Schönheit, fragten sie aber um nichts. Sie ließen sie vorübergehen und sagten: „Der Gott unsrer Väter gebe dir Gnade! Er unterstütze dein Vorhaben durch seine Kraft!“ Und alle Gegenwärtigen riefen: Es geschehe! es geschehe!

Da sie bey dem Anbruche des Tages den Berg hinab gieng, wurde sie von den assyrischen Wachen angehalten, und zu dem Holofernes geführt. Kaum als sie dieser gesehen hatte, staunte er über ihre Schönheit, und schien schon beym ersten Anblick ihr Gefangener zu seyn. Seine Leute sagten zu ihm: Wer soll ein Volk verachten, wie die Hebräer sind, die so schöne Weiber haben? Fürwahr! blos ihretwegen sollten wir mit ihnen Kriege führen. Judith sah den Heerführer auf einem Ruhebette sitzen, das mit Purpur, Gold, Smaragden und andern kostbaren Steinen gezieret war. Sie bezeugte ihm ihre Ehrfurcht, und fiel vor ihm auf die Erde nieder. Sie wurde sogleich wieder aufgehoben. „Sey gutes Muthes, sprach Holofernes, sage mir nur, warum bist du von deinem Volk hinweggegangen? Warum war es dir gefällig, zu uns zu kommen? Judith antwortete dann dem Holofernes auf die schmeichelhafteste, und feinste Art.

Nachdem sie ihm gesagt hatte, wie alle Völker von der Thätigkeit seines Geistes sprechen, wie die ganze Welt seine Macht erkenne, wie seine Verfügungen in allen Ländern gerühmt werden; machte sie auch Meldung von dem,

was Achior widerfahren. Es wäre bekannt, sagte sie, daß unser Gott dem Volke durch die Propheten verkünden ließ, daß er sie in die Hände ihrer Feinde wegen ihrer Sünden liefern werde. Schon zitterten die Kinder Israels; und die Bethulier wären wegen Durst und Mangel entschlossen, das Blut der Thiere zu trinken, die heiligen Opfer des Herrn, Getreide, Wein und Oel, die sie nicht einmal berühren dürften, aufzuzehren, und auf diese Weise das Gesetz zu übertreten. Deßwegen wäre sie hieher gekommen, ja der Herr ihr Gott selbst, den sie auch hier verehre, hätte sie hieher gesandt, um das zu hinterbringen. Er werde ihr auch weiter auf ihr Gebeth eröffnen, wann der Zeitpunkt der Uebertretung und der Rache eingeschritten. „Dann, schloß sie, werde ich kommen, und es dir sagen. Mitten durch Jerusalem werde ich dich führen. Niemand wird sich zur Wehre setzen, das ganze Volk Israel wird vor dir dastehen, wie Schafe, die keinen Hirten haben, kein Hund wird dich anbellen.“

Alles, was Judith sagte, gefiel dem Holofernes und seinen Leuten. Sie bewunderten ihre Weisheit, wie ihre Schönheit. „Dein Versprechen ist gut, sprach der Feldherr; wird

es dein Gott mir halten, so soll er auch der Meinige seyn.“ Hierauf befahl er, sie in das Gemach zu führen, wo seine Schätze lagen, und bestimmte, was man ihr von seiner Tafel zu essen geben sollte. Judith antwortete: Jetzt kann ich von allem dem nichts essen; denn ich würde mich versündigen; von dem aber werde ich essen, was ich mitgebracht habe. „Wenn nun aber das aufgezehret ist? sprach Holofernes.“ Mein Herr! antwortete Judith; ich werde das nicht aufzehren, bis Gott durch mich ausgeführet hat, was ich mir vorgenommen habe.

Als man sie nun in das Gezelt führte, bat sie sich die Erlaubniß aus, daß sie Nachts, ehe der Tag anbricht, hinausgehen dürfe, um den Herrn nach ihrem Gesetze anzurufen. Holofernes gestattete es ihr drey Tage lang; und sie gieng jede Nacht in das Thal Bethulia hinaus, wusch sich bey einem Brunnen, und betete zu ihrem Gott. Am vierten Tage hielt der Feldherr seinen Officieren ein großes Abendmahl. Er schickte einen seiner Kämmerlinge zu Judith, und ließ sie zur Tafel einladen, zugleich sollte sie dieser auch bereden, ihm beyzuwohnen. Wer bin ich, antwortete Judith, daß ich meinem Herrn widersprechen soll? Alles,

was ihm gefällig ist, werde ich thun. Als sie bey der Tafel angekommen, brannte der Feldherr schon vor Lüsternheit; sie aß und trank dann vor ihm von allem, was ihr ihre Magd zubereitet hatte, und Holofernes wurde so fröhlich, daß er so viel Wein trank, als er die Tage seines Lebens niemal getrunken hatte. Da es spät geworden, brachte man ihn in sein Bette, wo er vor übermäßiger Trunkenheit in den tiefsten Schlaf verfiel. Nun entfernten sich auch seine Diener, welche sämmtlich mit Wein überladen waren. Nur Judith ließ man allein bey ihm. Jetzt, glaubte die Heldinn, wäre der Zeitpunkt, ihr Vorhaben auszuführen. Sie betete noch einmal zu Gott um Kraft und Stärke, trat zu der Säule hin, an welcher das Schwert des Holofernes hieng, schlug zweymal auf dessen Nacken, und hieb ihm den Kopf ab. Dann nahm sie den Teppich, wickelte den Kopf in selben, und übergab ihn ihrer Magd, nachdem sie den Körper vom Bette herabgewälzet hatte. Und so giengen dann Beyde ihrer Gewohnheit nach, als wollten sie beten, durch das Lager. Als sie sich dem Stadtthore von Bethulia näherten, schrie Judith den Wächtern auf der Mauer zu: Oeffnet die Thore; denn Gott ist mit uns!“ Kaum war sie angekom-

men, so lief das Volk zusammen; man zündete Lichter an: alles stand um Judith herum. Nachdem sie das Volk aufgefodert hatte, die Macht des Herrn zu preisen; zog sie den Kopf des Holofernes hervor: „Sehet hier, sagte sie, den Kopf des Feldherrn des assyrischen Kriegsheeres! Sehet! das ist der Teppich, worauf er betrunken lag, da ihn der Herr unser Gott durch die Hand eines Weibes erschlug. So wahr der Herr lebt! Sein Engel schützte mich. Der Herr ließ es nicht zu, daß ich befleckt wurde. Ohne Befleckung, ohne Sünde führte er mich zurück. — Nun dann, meine Brüder! höret mich. Stecket diesen Kopf auf der Stadtmauer auf, und sobald die Sonne aufgegangen, greife jeder zu seinen Waffen, und fallet mit Ungestümme über die Wachen her. Diese werden sich zurückziehen, und ihr jaget ihnen ohne Sorge nach. Der Tag war kaum angebrochen, so geschah, was Judith angeordnet hatte. Man machte einen Ausfall mit großem Getöse. Die assyrischen Feldherren liefen zu dem Gezelt des Holofernes, und sahen in selbem mit Entsetzen dessen blutigen Körper ohne Haupt. Sogleich durchlief die Nachricht davon das ganze Kriegsheer. Aller Muth war dahin, alles zitterte, und suchte sein Heil in der Flucht.

Ueber Felsen und Hügel flohen sie, und die Söhne Israels verfolgten sie unter dem Schalle der Posaunen. Sie machten eine unermeßliche Beute, und bekamen auch die Schätze des Holofernes, welche sie der Judith gaben.

Nachdem die Feinde von allen Seiten geschlagen und vertrieben waren, stimmte Judith das erhabene Siegeslied: Judith. Kap. 16. an. Dann begab sich das Volk nach Jerusalem, um anzubeten, zu opfern, und Gott zu danken. Judith aber nahm die Waffen und den Teppich des Holofernes, und brachte sie zum ewigen Andenken in den Tempel. Nun war Ruhe in Israel, so lange die Heldinn lebte, und viele Jahre nach ihrem Tode noch. Als sie endlich mit Tode abgegangen, legte das ganze Volk sieben Tage die Trauer an; der Tag ihres Sieges aber ward unter die Festtage gezählt, und durch alle folgende Zeitalter ein heiliger Tag der Juden. B. Judith. — *Calmet Hist. de l'ancien Test. Tom. III. p.* 9.

6.

Die Machabäische Mutter und ihre sieben Söhne.

Nachdem der alte Eleazar durch sein heroisches Ende in Mitte der Peinigung seiner ganzen Nation das größte Beyspiel der Herzhaftigkeit und Verachtung des Todes hinterlassen hatte; wurden dem syrischen Könige Antiochus Epiphanes, dem grausamsten Verfolger der Juden, sieben Brüder mit ihrer Mutter vorgeführt. Beschämt, daß er die Standhaftigkeit eines neunzigjährigen Greises nicht besiegen konnte, glaubte er über das zarte Gefühl einer Mutter, und über das blühende Alter ihrer sieben Söhne zu triumphiren. Allein Mutter und Kinder waren fest entschlossen, eher den schrecklichsten Peinen zu unterliegen, als sich für den schändlichen Götzendienst zu erklären. Der Tyrann ließ ihnen dann Speisen vorsetzen, welche zu genießen ihnen von dem Gesetze verboten war, und sparte weder Verheißungen noch Drohungen, um sie zu bewegen. Da ihm aber der erste unter den Brüdern in das Angesicht sagte: »Lieber sterben, als die vaterländischen Gesetze übertreten; befahl der ergrimmte König,

Pfannen und eherne Töpfe glühend zu machen. Es wurde dann dem, der zuerst geredet hatte, die Zunge herausgeschnitten, Finger und Zehen abgehauen, die Haut vom Kopfe weggerissen, und endlich ward der Leidende in den glühenden Kessel geworfen, und verbrannt — vor dem Angesichte seiner Mutter und Brüder. — Die Folge dieses schrecklichen Auftrittes war, daß sich Mutter und Söhne wechselseitig aufmunterten, eben so herzhaft zu sterben. Nun wurde der Zweyte hergenommen. Man streifte ihm die Haare sammt der Haut vom Kopfe, und fragte ihn, ob er essen wollte, oder nicht; allein auch dieser antwortete: Ich werde es nicht thun! Du aber, Erzbösewicht! nimmst uns zwar das gegenwärtige Leben; aber der König der Welt wird uns, die wir für seine Gesetze sterben, bey der Auferstehung zum ewigen Leben erwecken.« Und so ward auch dieser, wie der erste, gepeiniget und getödtet. Als die Reihe an den Dritten kam, sagte er: »Von dem Himmel habe ich diese Glieder: von dem Himmel werde ich sie wieder bekommen:« er streckte sogleich seine Zunge hin, und wurde gemartert, wie die beyden vorigen. Kaum hatte dieser seinen Geist aufgegeben; so wurde der vierte, wie die vorigen gepeiniget, der noch sterbend dem Tyrann sagte: Ich leide

den Tod von den Menschen, und erwarte die Erfüllung meiner Hoffnung von Gott. Als man den fünften vorführte; sah er mit weissagender Miene auf Antiochus hin, und sprach: »Magst du gleichwohl unter Menschen die Macht haben, zu thun, was du willst; glaube aber ja nicht, daß unser Geschlecht von Gott verlassen sey. Nur Geduld! und du wirst seine Macht, und seine Strafe sehen, du und deine Nachkommenschaft! Mit gleichem Heldensinn gab sich auch der sechste hin, indem er sterbend sagte: Gott wirket wunderbar mit uns; aber vergebens wagst du es, wider Gott zu streiten; und so vollendete auch dieser, wie alle vorhergehenden, in den nämlichen Qualen. Während dieser blutigen Trauerscenen ward das Herz der leidenden Mutter von einer höhern Kraft so sehr gestärkt, daß sie ihren Söhnen ohne Unterlaß Muth und Standhaftigkeit zugesprochen. „Ich weiß nicht, sagte sie, wie ihr in meinem Körper geworden seyd. Ich habe euch euere Seele und euer Leben nicht gegeben. Euere Glieder habe ich nicht zusammengefüget. Der Schöpfer der Welt, der den Menschen in seiner Geburt gebildet hat, wird euch euern Geist und euer Leben wieder zurückgeben, das ihr jetzt um seiner Gesetze willen dahingebet.“

Nun war noch der jüngste Sohn übrig; und durch diesen Einzigen glaubte der Wüthe-rich, das Herz der Mutter zu bestürmen und zu besiegen. Er gab ihm gute Worte, und versicherte ihn unter einem Eide, er werde ihn reich und glücklich, und zu seinem Freund ma-chen. Der Jüngling zeigte nicht die mindeste Rührung. Er foderte also die Mutter mit vie-len Worten auf, ihm zuzureden. Ja, sagte sie, ich will ihm meinen Rath ertheilen, und sprach in ihrer Muttersprache zu ihm: „Mein Sohn! erbarme dich meiner! Ich habe dich neun Mo-nate unter meinem Herzen getragen. Drey Jahre säugte und ernährte ich dich, bis ich dich zu diesem Alter gebracht habe. Mein Kind! ich bitte dich, sieh doch auf den Himmel und auf die Erde hin, und erkenne, daß Gott alles das, ja selbst das menschliche Geschlecht aus Nichts erschuf. Auf diese Art wirst du diesen Henker nicht fürchten; sondern würdig seyn, an dem Loose deiner Brüder Theil zu nehmen. Stirb also, daß ich dich zur Zeit seiner Barm-herzigkeit mit deinen Brüdern wieder zurück erhalte!“

Schon während dieser Rede rief der Jüng-ling: Auf wen wartet ihr! ich gehorche dem Be-fehl des Königs nicht; und dann sagte er zu

dem Tyrann: „Ruchloseſter der Menſchen! ſey nur ſtolz auf deine eiteln Hoffnungen! Nimmermehr wirſt du dem Gerichte des allmächtigen, und alles ſehenden Gottes entrinnen. Ich gebe mein Leben für meine vaterländiſchen Geſetze, wie meine Brüder, hin.“ Antiochus entbrannte vor Zorn, und wüthete über dieſen noch weit gräulicher, als über alle die andern. Es ſtarb alſo auch der letzte unbefleckt; und nach ihm ward auch die Mutter hingerichtet. II. B. der Machabäer Kap. VII. — O! du des Andenkens aller guten Menſchen würdige Mutter! du mußteſt alſo ſiebenmal ſterben, ehe die Reihe an dich gekommen!

Und dieſe Mutter ſoll ihre Kinder — und dieſe Kinder ſollen ihre Mutter nicht wieder gefunden haben? —

7.

Felicitas mit ihren ſieben Söhnen.

Die ſich ſtets erneuernde Geſchichte hat ſich ſelbſt in dem äußerſten Grade der Unmenſchlichkeit behauptet, und ſo ſah man auch zu den Zeiten eines römiſchen Antonin die Gräuelthaten eines ſyriſchen Antiochus.

Felicitas, eine römische Matrone von ansehnlicher Geburt, zeichnete sich eben so sehr durch den Adel ihrer Tugend, als durch den Adel ihrer Abstammung aus. Nach dem Tode ihres Mannes blieb sie im Wittwenstand, und beschäftigte sich einzig mit Ausübung guter Werke. Wie die Mutter, waren die Söhne. Edel, liebevoll und gottesfürchtig munterten sie sich wechselweise auf, dem schönen und hohen Berufe eines Christen im stetten Einklange brüderlicher Herzen nachzuleben. Die erhabenen Beyspiele der Tugend und Liebe dieser unvergleichlichen Familie verbreiteten bald ihren Schimmer über andere Familien, und zogen eine Menge Heiden an das Christenthum. Darüber geriethen die Vorsteher der Tempel der Götter in Wuth, und brachten bey dem Kaiser klagend vor: mit welcher Kühnheit sich Felicitas öffentlich zum Christenthume bekenne: wie bereits schon viele, durch ihre Beyspiele gereizt, den Dienst der unsterblichen Götter verließen, welche doch die Bewahrer und Beschützer des Reiches seyen. Durch diesen Abfall, und durch eine solche Duldung beleidiget, wären nunmehr die Götter wider die Stadt und das Reich aufgebracht, und nur dadurch könnten sie noch besänftiget werden, wenn Felicitas und

ihre Kinder gezwungen würden, ihnen zu opfern.

Antonin machte hierauf dem römischen Stadtvogt Publius den Auftrag, den Priestern Recht, und den Göttern Versöhnung zu verschaffen. Publius ließ nun die edle Matrone mit ihren Kindern vorfodern, und suchte die allein zur Rede gestellte Mutter auf alle mögliche Weise zu bewegen, den Göttern zu opfern, mit Androhung aller Schärfe im Falle der Weigerung.

„Lerne mich kennen, antwortete Felicitas, und schmeichle dir ja nicht, mich mit schönen Worten zu täuschen, oder mit Drohungen zu schrecken. Ich werde durch die Kraft des göttlichen Geistes kämpfen, und deine Anfälle auf meine Treue besiegen.“

Elendes Weib! widersetzte der Präfekt, wie kann dir der Tod erwünschlich seyn, da du alle deine Kinder der Gefahr aussetzest, ihr Leben zu verlieren — unter schrecklichen Tormenten zu verlieren!« Meine Kinder, sprach Felicitas, werden mit Gott ewig leben, wenn sie Gott getreu bleiben. Tags darauf hielt Publius auf dem Felde, und vor dem Tempel des Mars

Gericht. Er sagte zur Felicitas: Erbarme dich deiner Kinder in der Blüthe ihres Alters. Noch können sie zu den größten Ehrenstellen im Reiche gelangen.“ Dieß anscheinende Mitleiden, antwortete die Heldinn, würde mich erst zur grausamen Mutter machen! Meine Kinder sollen ewig leben! „Kinder! sehet zu dem Himmel empor, bleibet in der Liebe Gottes, streitet herzhaft für euere Seelen!“ Auf diese Rede ließ ihr Publius Maulstreiche geben. Er nahm dann die Brüder vor, und suchte sie durch Drohungen und Verheißungen wankend zu machen; allein sie blieben einstimmig von dem Kleinsten bis zum Größten bey ihrem Bekenntnisse fest und unerschüttert. Sie wurden dann gegeiselt, und in den Kerker geworfen. Nach einigen Tagen ward das weitere Urtheil vollzogen. Januar wurde mit Geiseln, welche bleyerne Kugeln in sich faßten; Felix und Philipp mit Kolben zu Tode geschlagen: Sylvan von einer Höhe herabgestürzt; Alexander, Vital und Martialis enthauptet. Die leidende und standhafte Mutter mußte der ganzen Marter zusehen; und erst nachdem sie noch vier Monate in einem Kerker geschmachtet hatte, wurde auch sie enthauptet. Von dieser großen Leidenden konnte man mit größerm Rechte sagen,

was Racine Clytemnestra über das Schicksal ihrer Tochter seufzen läßt:“

„Mourrai je tant de fois sans sortir de la vie!“

„So muß ich denn so oft sterben, ohne das Leben zu verlieren!“

Zu Rom wurde nachher auf dem Grabe dieser Heldinn an dem salarischen Wege eine Kirche erbauet, in welcher einmal Papst Gregor der Große eine Rede an ihrem Feste hielt, worin er unter andern sagte:

„Sie hatte sieben Kinder, und fürchtete sich mehr, sie nach sich auf Erden zu hinterlassen, als andere Mütter fürchten, ihre Kinder zu überleben. Sie war mehr als eine Märtyrinn; denn sie hat in Jedem ihrer Kinder gelitten. Sie war die Achte im Streite nach der Zeitordnung; aber während der ganzen blutigen Handlung war sie im Leiden. Die Marter, die mit dem Erstgebornen ihrer Kinder angefangen, hat sie durch ihren Tod vollendet. Nur in ihrer Standhaftigkeit hat sie nichts verloren; dafür aber hat sie die Krone der Unsterblichkeit für sich, und für alle, die sie geboren hat, errungen. Als Mutter hat sie alles

empfunden, was die Natur unter solchen Umständen zu leiden hat; allein die Hoffnung hat ihr Herz über alle Leiden erhoben. Wie sehr sollten wir uns schämen, von der Tugend dieser Mutter so weit entfernt zu seyn! Uns zerrüttet ein einziges Wort. Ein Widerspruch reizt uns zum Zorn, oder macht uns kleinmüthig. Wir weinen, und sind untröstlich, wenn Gott ein Kind von uns begehrt, das er uns gegeben hat.« u. s. w. Aus den authentischen Martergeschichten und Goldhagens III. B. S. 59.

8.

Vivia Perpetua.

Unter so vielen heroischen Seelen, welche mit erstaunungswürdiger Beharrlichkeit ihr Leben für die Religion hingegeben, sey hier nur Vivia Perpetua angeführt, bey welcher sich alles, was ein menschliches Herz erschüttern kann, vereinigte, um die Tugend wankend zu machen.

„Am Anfange des dritten Jahrhunderts nahm man zu Karthago ein Frauenzimmer, mit Namen Vivia Perpetua gefangen. Sie war aus einem adelichen Hause, Wittwe von zwey und zwanzig Jahren, und hatte ein Kind

an der Bruſt. Lauter Umſtände, welche ihr das öffentliche Bekenntniß ihrer Religion erſchweren mußten. Ehe ſie noch zum Gefängniß abgeführt wurde, ſuchte der Vater, der ein Heide war, durch ſeine Liebe, für die ſie, als eine wohlerzogene Tochter, hohes Gefühl hatte, ihr Herz weich, und ſo in ihrem Bekenntniſſe wankend zu machen. Ein ſchwerer Kampf für eine gute Tochter; allein ſie kämpfte ihn glücklich aus. Da dieſer Verſuch mißlang, behandelte er ſie mit Strenge, und mißhandelte ſie in ſeiner Wuth; aber ſie trug die Mißhandlung leichter, als die gekränkte Liebe des Vaters, und blieb ſtandhaft. Man führte ſie nun in ein fürchterliches Gefängniß, welches, wie ſie ſelbſt ſagte, großen Eindruck auf ſie machte; denn ſie war in einem prächtigen Hauſe geboren und erzogen: der Fall war alſo tief, von einem glänzenden Leben in einen ſchauerlichen Kerker. Aber der Gedanke, daß ſie ſelben um Jeſu willen beziehe, machte ihr auch dieſen häßlichen Ort bald zur angenehmen Wohnung. Ihre Größe und ihr Anſehen, ihre Reichthümer, ja das Leben ſelbſt hinzugeben, machte ihr keine trübe Stunde; aber der Kampf mit der Liebe für ihren alten Vater, und für ihr Kind, das ſie noch an der Bruſt nährte, ſpannte ihr Herz auf die grau-

samste Folter. Eben hatte man ihr das nahe Gericht angekündigt, da sah sie ihren von Alter und Kummer gebeugten Vater wieder zu sich in das Gefängniß treten. Die Liebe zu seiner nun bald vollendeten Tochter hatte ihn ganz übermannt, er hatte keinen andern Gedanken, als sein geliebtes Kind zu retten. Mit lautem Weinen warf er sich ihr zu Füßen; küßte schluchzend ihre Hände: „Meine Tochter! rief er ihr mit Wehmuth zu: erbarme dich meiner grauen Haare, erbarme dich deines Vaters. Wenn ich dich selbst mühsam bis in dieß Alter erzogen, wenn ich dich mit mehr Zärtlichkeit, als alle deine Brüder geliebt habe; so mache mich nicht zum Spotte der Menschen. Sieh auf deine Mutter, sieh auf deinen Sohn, der nach dir nicht mehr leben kann. Laß diesen Stolz und diese Hartnäckigkeit fahren, um uns nicht alle zu Grunde zu richten.“ O! wer nur einen Funken von Liebe gegen seine Aeltern im Busen nährt, der kann sich vorstellen, was die gute Tochter bey diesem Auftritte fühlte, und wie viel Liebe zu Gott und zur Tugend dazu gehörte, um sich nicht durch die dringendsten Bitten eines dergestalt leidenden Vaters, hinreissen zu lassen! Sie besaß die große Liebe, und fiel nicht. „Mein Vater!

sprach sie mit zerrissenem Herzen: mein Vater! auf dem Schaugerüste wird geschehen, was Gott gefällt: denn wir stehen nicht in unserer Macht, sondern in der Seinigen.“

Der Tag des öffentlichen Gerichtes erschien; und in dem nämlichen Augenblicke, als sie sich im Angesichte des Richters zum Christenthume bekannte, eilte der Vater, mit ihrem Säuglinge auf den Armen, ihr zu. Da die Bitten des Vaters, dachte er, die Tochter nicht bewegen können, vielleicht erweichet das Schreyen des Kindes das Herz der Mutter. Er hielt es ihr vor die Augen, und rief mit bebender Stimme: „Ich beschwöre dich, erbarme dich doch deines Kindes!“ Der Richter, selbst durch diesen Anblick gerührt, vereinigte seine Vorstellung mit der Bitte des Vaters: „Schone, sprach er, dem Alter deines Vaters, und der Kindheit deines Sohnes!“ Gott! ist es möglich, daß ein Frauenzimmer von zwey und zwanzig Jahren, eine zärtliche Tochter, und eine nicht minder zärtliche Mutter, diesen mächtigen Gefühlen ihres Herzens widerstehen, und Gott und der Tugend treu bleiben konnte? Es war der Heiligen durch die mächtige Gnade Gottes möglich. Sie besiegte den unaussprechlichen Schmerz ihres kindlichen

und Mutterherzens; und bekräftigte noch einmal mit lauter Stimme, daß sie Jesum und seine Lehre nimmermehr verlassen wolle. Der Vater wollte sie nun mit Gewalt vom Schaugerüste führen; aber der Richter befahl ihn zu entfernen, und da der Alte sich widersetzte, empfieng er einen Stockstreich. O! rief sie im schmerzlichsten Gefühle, dieser Streich hat mehr mich, als meinen Vater getroffen. Wie unbegreiflich schmerzet es mich, meinen Vater in seinem Alter mißhandelt zu sehen; aber auch diesen Schmerz kämpfte sie glücklich nieder: erwartete mit unverwandtem Blick auf Gott ihr entscheidendes Urtheil, welches dahin ausfiel, den Thieren vorgesetzt zu werden. Sie wurde einer wilden Kuh Preis gegeben, und da sie diese nicht ganz zu Grunde richtete, mit dem Schwerte vollends getödtet.« Aus der theologisch praktischen Monatschrift von Linz 1803. II. Jahrgangs. III. B. S. 251.

9.

Monica und Augustin.

Es sind drey Leiden im häuslichen Kreise, welche, wenn sie zusammentreffen, nur die Kraft der Tugend und der Religion besiegen kann:

Eine erbitterte Stiefmutter, ein harter Mann, ein ungerathener Sohn. Dieses war der Fall in dem Leben der vortrefflichen Monica. Allein ihre bewunderungswürdige Bescheidenheit, ihre ausharrende Geduld, ihre reizende Sanftmuth, und ihr Vertrauen auf Gott brachten es bald dahin, daß sie nicht nur die Liebe ihrer Stiefmutter; sondern auch selbst das Herz ihres wilden Gatten Patricius, eines Heiden, dem sie zu Tagasta in Afrika verehelichet war, für ihr Herz und für die christliche Religion gewann. Nur ihr Sohn Augustin, der nachherige große Kirchenlehrer, machte ihr tausend und längere Sorgen. Nachdem er von jüngern Jahren an dem Bösen nachgehangen, gieng er zur Secte der Manichäer über. Die gute Mutter ward untröstlich, weinte unaufhörlich, und bath ununterbrochen den Himmel um seinen Beystand. Nachdem sie bey verschiedenen verständigen Leuten sich Raths erholet hatte, ersuchte sie auch den Bischof um den Seinigen. »Höre nur nicht auf, antwortete der ehrwürdige Greis, Gott zu bitten: es ist nicht möglich, daß ein Sohn zu Grunde gehe, für dessen Heil eine Mutter so viele Thränen vergießt.« Und in der That! ihre Wünsche wurden erfüllet. Augustin faßte mit einem Male einen solchen

Eckel an den Lehren der Manichäer, und an dem Muthwillen seiner Schüler, welche er zu Karthago die Redekunst lehrte. daß er sich nach Rom und Mayland begab. Ungeachtet der beschwerlichsten Reise folgte ihm die Mutter nach, wo sie dann von dem h. Ambrosius mit größter Freude vernahm, daß Augustinus sich taufen ließ, und wie unvergleichlich und heilig sein Wandel sey; und wie er jetzt bekenne: O Gott! ich habe dich zu spät geliebt. Mit innigster Rührung trat jetzt Monica ihre Rückreise nach Afrika an, und der dankbare Sohn begleitete seine Mutter; unterwegs aber erkrankte sie zu Ostia, und entschlief mit einer solchen Seelenruhe, daß sie zu Augustin sagte: Meine Wünsche sind erfüllet; und so habe sie weiter nichts mehr auf der Welt zu thun. Augustin war lange untröstlich über den Verlust seiner unvergeßlichen Mutter. Jetzt erst stellten sich ihm die Millionen Thränen vor Augen, die sie für ihn geweinet hatte. Jetzt fühlte er mit erschüttertem Herzen, was die Liebe einer guten Mutter vermag. Laut vernahm er noch die Sprache des Abschiedes; jene durchdringende Sprache, wenn eine Mutter oder ein Vater am Sterbebette von ihren Kindern Abschied nehmen; und dann erst die Kinder vollends ein-

sehen, was ihnen ihre Aeltern waren. Voll des innigsten Dankgefühles bath Augustin nachher alle Priester, die seine Werke lesen würden, sich seiner lieben Mutter am Altare zu erinnern.

Uebrigens war Monica nicht nur die beste Mutter der Familie; sondern sie hatte wegen ihrer Tugend und Bescheidenheit das unbegränzte Vertrauen auswärtiger Häuser. Man fragte sie um Rath, und suchte Trost bey ihr. So oft sich aber einige Frauen über die harte Behandlung ihrer Männer beschwerten; ertheilte sie ihnen allemal den bestgemeinten Rath: „Lernet schweigen!“ Goldhagen II. Th. S. 215. — Augustins Bekenntnisse.

10.

Johannes Chrysostomus und seine Mutter.

Johannes Chrysostomus, der große Kirchenlehrer, dessen Schriften jedes Zeitalter, und neuerdings J. v. Müller so hoch schätzte, und bewunderte, führt eine Rede an, welche seine Mutter an ihn hielt, da sie in Erfahrung gebracht hatte, daß er willens sey, das väterliche Haus zu verlassen, und sich mit seinem

Freunde Basilius in die Einsamkeit zu begeben. „Kaum merkte meine Mutter, schreibt Chrysostomus, mit welchem Vorhaben sich mein Geist beschäftigte; so nahm sie mich bey der Hand, und führte mich in das Innere des Hauses in ihr Schlafgemach. Sie setzte sich auf ihr Bette nieder, und fieng eher zu weinen, als zu reden an. Endlich sprach sie mit thränenden Augen:

„Hier, mein Sohn! ist der Ort, wo ich dich zur Welt gebracht habe. Kaum aber hatte ich dich geboren, so starb dein Vater. Ich ward zur Wittwe, und du zum Waisen; und so konnten mir nach Gottes Rathschluße die Kraft und Tugend deines Vaters nur kurze Früchte bringen. Nur zu frühe bin ich Wittwe geworden; und welche Drangsalen mit dem Stande einer Wittwe verbunden sind, weiß Niemand, als diejenige, die sie empfindet. Wer kann das Unglück eines Mädchens beschreiben, das so ganz unerfahren, erst kurz aus ihrem väterlichen Hause ausgetreten ist, und mit einemmale Unglück und Sorgen ertragen soll, die weder ihr Geschlecht, noch ihr Alter fassen. Jetzt soll sie die Fehltritte der Hausgenossen beobachten und ahnden; jetzt muß sie sich vor

den Nachstellungen ihrer eignen Anverwandten sicher stellen; jetzt hat sie die Zudringlichkeit, ja selbst die Unbilden der Beamten der Republick, und der Einnehmer der Tribute zu ertragen. Läßt der verstorbene Vater ein Mädchen zurücke; so machet zwar auch diese viele Sorgen; allein sie sind geringe im Gegenhalte mit dem Kummer, den ein Sohn verursachet. Unzählige Sorgen, und großer Aufwand sind mit seiner Erziehung verbunden. Indessen konnte mich alles dieses nicht bewegen, zur zweyten Ehe zu schreiten, und einen neuen Bräutigam in das Haus deines Vaters einzuführen. Ich blieb Wittwe, blieb im Sturme und Sorgen, und schreckte vor dem eisernen Ofen des Wittwenstandes nicht zurücke! theils auf Gottes Wink; theils weil es mir nicht wenig Trost verursachte, wenn ich dich nur ansehen konnte, und in deinem Angesichte das Bild deines verstorbenen Vaters erblickte, dem du so ähnlich warst. Schon in jenen Jahren, wo die Kinder oft den Aeltern am angenehmsten sind, da du kaum reden konntest, erhielt ich durch dich manche Erleichterung. Damit du aber in der Folgezeit nicht sagen, und klagen könntest, ich hätte mir meine Wittwenschaft dadurch erträglich gemacht, daß ich dem Beyspiele einiger Mütter

folgte, die sich auf Kosten der Waisen wohl seyn lassen; war ich weit entfernet, dir dein väterliches Erbgut zu vermindern. Nein! ich habe es dir unversehrt erhalten. Dennoch habe ich nichts unterlassen, um dir eine edle Bildung zu verschaffen. Ich habe dazu mein eigenes Vermögen, und das Geld verwendet, das ich aus meines Vaters Hause mitgebracht habe. Ich sage dieses keineswegs, um dir Vorwürfe zu machen. Nur einen einzigen Dank verlange ich von dir: Mache mich nicht zum zweytenmale zur Wittwe, und erneuere meine Schmerzen und meine Trauer nicht! warte, bis ich gestorben bin. Vielleicht werde ich in kurzer Zeit von hinnen scheiden. Junge Leute können sich ein hohes Alter wohl versprechen; aber wir, die wir anfangen, betagt zu werden, können nur dem Tode entgegen sehen. Dann, mein Sohn! wann du mich zur Erde bestattet, und mein Gebein mit dem Gebeine deines Vaters vereiniget hast, dann magst du dich auf große Reisen vorbereiten, und alle Meere durchwandern; Niemand wird dich hindern! Nur so lange ich noch athme, laß uns beysammen wohnen! Beleidige Gott nicht, und stürze mich nicht in eine solche Mühseligkeit; denn ich habe dir nichts zu Leid gethan. Glaubst du aber, daß ich dich

durch die Besorgung meines Hauswesens, welches ich dir übertrug, zu sehr in das zeitliche verwickelt habe, und nimmst du weder auf die Gesetze der Natur, noch auf die Erziehung, noch auf die Gewohnheit Rücksicht; so meide deine Mutter, als eine Feindinn deines Heils. Wenn ich aber Alles thue, um dir deinen Beruf zu erleichtern; so soll wenigstens dieses Band dich zurückhalten. Unter allen, die dich lieben, wird keiner seyn, der dir dazu so viel Freyheit gestattet, wie ich, der so besorgt ist, wie deine Mutter, dich glücklich zu sehen.“ *Joannis Chrysostomi de Sacerdotio Libri sex. Stutgardiae* 1735. *p.* 9.

Chrysostomus wurde durch diese Anrede so sehr gerührt, daß er sein Vorhaben aufgegeben, obwohl es in sich unschuldig war. O! möchte doch manche Mutter sich einer ähnlichen Sprache bedienen, wenn sich ihre Kinder auf Irrwegen verlieren!

11.

Theresia.

Vierzig Jahre krank, und heiter seyn — diese Kunst lernt man nicht in der Schule der Welt. — Nur einer Theresia (Sie war zu

Abula in Spanien im Jahre 1515 geboren) war es gegeben, einen kranken Körper mit der heitersten Seele zu verbinden, weil sie fest glaubte: „Leiden wäre das Unterpfand der göttlichen Liebe; und Heiterkeit das Attribut der Tugend. Der Himmel ließ ihren heilig kühnen Wunsch: Leiden, oder Sterben, in Erfüllung gehen, und ihr ganzes Leben bestand aus unzähligen Arbeiten, Verfolgungen, Reisen, Kämpfen und Krankheiten. Kaum war sie genesen, erkrankte sie wieder. Sie hörte aber nie auf mit heiterm Angesichte von der Heiterkeit zu sprechen und zu schreiben; denn eine höhere Liebe erhob sie über alle Leiden der Zeit. Daher ihre gehaltreichen Lehrsprüche, die sie in ihren Schriften aufstellt: z. B.

„Erzeige gegen alle, mit denen du redest, eine mäßige Fröhlichkeit:

„Vergleiche und bequeme dich mit denen, mit welchen du umgehest: sey fröhlich mit den Fröhlichen: traurig mit den Trauernden: sey allen alles, um Alle für den Himmel zu gewinnen.

„Wenn du fröhlich bist; so mäßige dich; und erhebe deine Freude bis zur Erbauung.

„Bedenke, wie bald sich die Menschen ändern, wie wenig auf sie zu vertrauen; und fest wird deine Hoffnung auf denjenigen werden, der ewig unveränderlich ist.

„Gott giebt oft in einem Augenblicke mehr, als man in langer Zeit nicht erhalten könnte; denn seine Wirkungen stehen nicht unter dem Zeitmaaße.

„Willst du in Ruhe und Frieden leben; so sey dein Verlangen, Gott zu sehen; deine Furcht, ihn zu verlieren; dein Schmerz, seiner noch nicht zu genießen; deine Freude sey in dem, was dich dahin führen kann.

„Freue dich, so oft die Stunde schlägt; denn du hast einen Theil deiner Leiden zurückgelegt, und dich dem höchsten Ziele genähert.

„Komme, was nur kommen wolle; je mehr Trübsal, desto mehr Gewinn:

„Die Welt ist so eigennützig, daß es mir eckelt, etwas zu besitzen, geschweige, reich zu seyn.

„Wenn Gott in einer Seele herrschet; so giebt er ihr die Herrschaft über alles Erschaffene.

„Es ist eine große Sache um ein gutes Gewissen, und um das: von Innen heraus frey seyn.

„Die Gott liebet, die führt er die Wege seines Sohnes u. s. w.“

Ungeachtet die männliche Theresia nie ohne Leiden war; so war es dennoch Eine ihrer größten Herzensangelegenheiten, andere zu trösten, zu beruhigen, zu unterrichten. In Mitte ihrer Leiden ertheilte sie den Betrübten schriftliche Trostgründe; und von ihrem Krankenbette aus goß sie den Balsam herzlicher Theilnahme, und der Beruhigung durch Gottes weiseste Fürsehung in die Herzen einer Familie, welcher der Tod Eines ihrer liebsten Glieder entriß, durch Briefe voll des hohen Sinnes. Wiewohl sie die Menschen ohne Unterschied liebte, verachtete sie dennoch die Welt, mit aller Gewalt der Bösen. „Wenn ich das Kreuz umfange, schrieb sie, so dünkt es mich, als könnte ich der ganzen Welt widerstehen.“

Ihre Entschlossenheit gieng so weit, daß sie sagte: „Wenn neue Widerwärtigkeiten für mich fertig sind; so mögen sie kommen!“ Ungeachtet der ihr unschätzbaren stillen Einsamkeit, wo ihr

Herz durch die Betrachtung der Eigenschaften des Allgütigen feurig entbrannte, benützte sie dennoch jede Gelegenheit, nach Außen Gutes zu wirken, und ihre Worte und Vorstellungen fanden Eingang und Achtung.

Sie schrieb an den König Philipp II, und bath ihn inständigst, keine Schmähschriften zu dulden, welche die Ehre kränken. Sie erinnerte den Erzbischof von Ebora seiner heiligen Pflicht, die gedrückte Unschuld zu schützen. Ueber das Ueberspannte in mystischen Abhandlungen schrieb sie an den Bischof zu Abula: „Gott bewahre mich vor so geistreichen Leuten, die alles auf eine vollkommene Beschaulichkeit ziehen wollen. Alle diese Herren sind so göttlich, daß sie aus keiner andern Ursache das Spiel verspielen, als weil sie um eine Karte zu viel genommen haben. Die Herzoginn von Alba belehrte sie über die Eitelkeit der Dinge, und die Zuversicht zu Gott. — Den königlichen Staatsrath Didacus von Mendoza bedauerte sie, daß er nicht mehr sich selbst angehöre. In einem Briefe an ihren Bruder sagte sie: „Indem ich so viele Reisen mache, und mit so verschiedenen Leuten rede, weiß ich manchmal nicht, was ich anders sagen soll, als daß die Menschen unter

dem Viehe sind, weil wir die große Würde unserer Seele nicht verstehen.“ Bald suchte sie die Leidenden durch Trostgründe aufzurichten; bald wünschte sie selben Glück. Es ist beynahe kein Stand, mit welchem sie nicht Briefe gewechselt, und kein Gegenstand der Religion, den sie nicht in ihren Schriften mit Geisteskraft und Wärme bearbeitet hat.

Unter unausgesetzten Arbeiten und Trübsalen beschloß sie endlich ihr irdisches Leben in dem 67. Jahre ihres Alters; denn der Himmel hatte ihr die Bitte gewährt: „Langes Leiden, und endliche Vereinigung mit dem Allerliebenswürdigsten durch ein seliges Hinscheiden.“ Goldhagen IV. Th. S. 101 — J. M. Sailers Briefe V. Sammlung. S. 51.

12.

Theodelinde, Königinn der Longobarden.

Theodelinde war eine Tochter Garibalds, ersten Königs Bojoariens. Der Himmel hatte sie mit den schönsten Gaben der Natur geschmückt. Sie war eben so tugendhaft, als schön. Nachdem Autharis, von den

Longobarden zum König gewählet, den austrasischen König Childebert in einer Hauptschlacht, worin die Tridentiner und die Baiern das meiste zum Sieg beygetragen haben sollen, überwunden hatte; schickte der Sieger Bothen an den bojoarischen Hof, um die Hand Theodelindens zu werben. Der Bojerfürst empfieng die Gesandtschaft freundlich, und sagte Autharn die Theodelinde zu. Diesen Bericht ließ sich der Longobarde gefallen; doch wünschte er ehevor seine künftige Braut selbst zu sehen, um sich persönlich von dem zu überzeugen, was man von ihrer Schönheit und Tugend sagte, und veranstaltete eine glänzende Gesandtschaft, welcher er sich als ein Unbekannter zugesellte. Von großem Gefolge der edelsten Ritter begleitet, unter denen sich auch sein Vertrauter, als Aeltester; einfand, zog er nach Regensburg hin, wo Vater Garibald thronte. Als die Gesandten, im feyerlichen Prunke eingeführt, vor Garibald erschienen, machte der Aelteste, als Haupt der Sendung, den Vortrag. Nachher trat Autharis als Zweyter der Gesandtschaft dem freundlichen Garibald näher, und nahm das Wort: „Mein Herr, der Longobarden Beherrscher, sandte eigentlich mich, die zur Braut verheißene Tochter,

unsere künftige Frau, Theutlinde zu sehen. Ich soll von ihrer Gestalt ihm treue Schilderung bringen. Der Vater ließ sogleich seine Tochter bescheiden, und Theodelinde erschien mit einem eben so schönen, als sittlichen Anstande, daß Autharis im ersten Anblicke bemerkte; sie wäre zu Glück und Würde berufen. Er wandte sich dann wieder an Garibald, und sprach: „Nun ist zwar der Wille meines Königs erfüllet, vergieb meine Zudringlichkeit, wenn ich dich noch um eine Gnade bitte, um meine Gesandtschaft zu vollenden. Möge doch Theodelinde zum Zeichen ihrer Liebe gegen unsern König und unsere Nation mir den Willkommsbecher auf Autharis Wohl reichen! Der König Garibald befahl nun Theodelinden dieses nach der Sitte des Landes zu thun. Sie nahm den Becher, und reichte ihn zuvor dem Aeltesten der Gesandtschaft, und erst dann dem Autharis. Dieser trank, gab den Becher zurück, drückte aber, ohne daß es jemand bemerkte, mit einem Finger Theodelindens Hand, und mit der Rechten fuhr er schnell über ihr Angesicht. Theodelinde erröthete, und ließ den Gast ihre Unzufriedenheit mit zürnender Miene bemerken, wodurch Autharis vollends von ihrer reinen Seele und Tugend überzeugt wurde. Theodelinde klagte dieses Er-

eigniß unverzüglich ihrer Kammerfrau, voll Besorgniß, welchen Schatten diese Vermessenheit auch bey ihrem künftigen Gemahl auf ihre Unschuld und Sitten werfen könnte. Aya beruhigte sie aber dadurch, daß sie glaubte, der Fremdling, so schön vom Angesicht und Wuchse, so majestätisch in seinem Vortrage, so edel in seinem Betragen, würde sich so etwas nicht erlaubt haben; wenn es nicht etwa Autharis, der Bräutigam selbst wäre. Sie bath sie, darüber zu schweigen, und Theodelinde wünschte, daß er es wäre.

Nun nahm der hohe Gast Abschied, und kam von einem ansehnlichen Gefolge der Bojer geleitet an die norische Gränze. Da richtete er sich beym Abschiede auf seinem Pferde empor, und indem er mit seiner Streitaxt in einen Baum so tief hieb, daß keines Mannes Kraft sie herauszuziehen vermochte; rief er: „Solche Hiebe führt Autharis.“ Schneller eilten die Bojer nach Hause, erzählten dem König diesen Vorfall, zeigten die Streitaxt, und rühmten der Braut die seltene Stärke des Schönsten der Männer. Dieses geschah im Jahre 589. Bald ward es überall kund: der Longobarden Beherrscher habe den köstlichen Schatz erworben: „Schönheit und Tu-

gend.“ Nachdem sich dieser Ruf auch im Frankenlande verbreitet hatte; ergrimmte der austrasische König Childebert vor Unmuth. Diese Heyrath setzte den austrasischen Hof in die größte Bewegung, man war bereit, eher das äußerste zu wagen, als eine so nahe Vereinigung des baierischen Hofes mit dem longobardischen zuzugeben. Man bot sogleich alle fränkischen Völker zum Kriege auf, und machte von allen Seiten die fürchterlichsten Anstalten, während welcher Theodelinde mit ihrem jüngern Bruder Gundoald (Gundwald) nach Italien abgieng; wo ihr der König Autharis auf den Gefilden Sardis entgegen kam, sie umarmte, und das hochzeitliche Fest gefeyert wurde. Doch (wie so selten die Freude ganz rein und ungetrübt waltet!) wurde auch dieser Freudentag durch ein plötzliches Schrecken getrübt. Es erhob sich ein Ungewitter, und ein Blitzstrahl schmetterte des Zeltes Stange, und schleuderte den Wipfel vor Agilulfs Füßen, Herzogs von Turin, der mit andern Großen des Reiches sich bey dem Mahle befand. Zum Glück hatte Niemand Schaden genommen. Vergnügt mit seiner edlen Gemahlinn begab sich nun Autharis in die Hauptstadt, wo ihr das freudentrunkene Volk mit Herz und Mund seine Huldigung zollte.

Kaum war der Jubel verhallt, als von allen Seiten die Kunde von des Feindes verheerendem Einbruch eingelaufen. Ein fränkisches Heer, von zwanzig Führern befehligt, fiel in das longobardische Reich ein, zerstörte Schlösser und Fluren, und schleppte die Bewohner gefesselt als Sclaven nach Westen fort. Authar zu schwach, der viermal überlegenen Macht Einhalt zu thun, verlegt seine Truppen in festere Plätze, er aber wirft sich mit der Auswahl des Heeres in die Festung Pavia. Nach drey Monaten aber sah sich der Franke von unerträglicher Hitze verzehrt, von epidemischen Seuchen geschwächt, vom Hunger zernaget, genöthiget, den Rückzug zu nehmen. Autharis both dem Feinde den Oelzweig; aber ehe noch der Franke ihn nahm, war Autharis nicht mehr, durch schnell wirkendes Gift vom Throne gestürzt.

Theodelinde, erst Braut vor wenigen Monden, und jetzt, nach den in Schrecken und Kummer verlebten übrigen Tagen, unvermuthet als Wittwe in tiefste Trauer versetzt, schien dem Leiden zu unterliegen, nur der Gedanke: Gottes mächtige Hand ist über uns, hielt sie noch aufrecht, und der Hoffnung tröstendes Licht durchstrahlte ihre Seele.

Nun kamen die Großen des longobardischen Reiches inner den Mauern Pavia's zusammen: nach reifer Ueberlegung faßten sie den Schluß im freudigen Einklang: Theodelinde, vom Volke geliebt, von allen geehret, bleibe Königinn, und des longobardischen Reiches Herrscherinn: Ihr steh' es frey, sich einen Gemahl zu erkiesen, und dem verwais'ten Land auch einen König zu geben; nur sey er aus longobardischem Blute entsprossen, fähig das Ruder des Staates zum Besten des Volkes zu lenken." Theodelinde verlangt einige Tage Bedenkzeit, überlegt, und bedient sich des Rathes der weisesten Männer. Endlich bringt sie den Herzog Ago (Agilulf) als König in Vorschlag. Diese Wahl erhielt den lautesten Beyfall; denn er war ein trefflicher Fürst, des Krieges erfahren, geschickt, den Scepter zu führen; seiner erhabenen Gestalt, noch mehr der Tugenden wegen des Thrones würdig.

Theodelinde sendete jetzt Bothen nach Turin, und ließ ihn berufen. Indessen reiset sie ihm selbst bis Lumello entgegen. Nach einem Gespräche über die Lage des Reiches, reicht Theodelinde dem Agilulf nach dortiger Sitte bey einem festlichen Mahle den goldenen Becher, woraus sie getrunken hatte. Der Herzog nahm

das

das Pokal, und trank, und küßte seiner Gebieterinn die Hand. „Nicht so! sprach jetzt Theodelinde, wenn du willst, umarme mich! sey mein Gatte! sey König!“ — Und so ward nach mehrern wechselseitigen Einleitungen noch am Beginn des Monats November die Trauung vorgenommen, und Agilulf im künftigen May bey voller Versammlung aller Großen des Reichs, beym Rufe des jubelnden Volkes, als König auf den goldenen Schild gehoben.

Nun war das erste Geschäft des neuen Regenten, die schon vorhin begonnene Friedensunterhandlung zu schließen, und die gefangenen Bürger auszulösen. In Bälde war alles glücklich zu Stande gebracht; und von dieser Zeit an gewährten beyde Völker sich den Frieden von längerer Dauer.

Theodelinde, endlich der Ruhe und des häuslichen Glückes genießend, nährte jetzt den einzigen großen Wunsch, eine Vereinigung der longobardischen Arianer mit der katholischen Kirche zu bewerkstelligen, und brachte es durch Bitten, Ermahnen und ihr sanftes Betragen so weit, daß nicht nur der König, ihr Gemahl sich zur katholischen Religion bekannte,

sondern auch der größte Theil der longobardischen Nation diesem Beyspiele folgte.

Es ist sehr merkwürdig, daß in diesem Zeitraume eines Jahrhunderts die vier berühmtesten Nationen von Europa das Licht und die Sanftmuth der christlichen Religion vorzüglich durch die mächtige Mitwirkung von vier Frauenzimmern erhalten haben. Die Franken in Gallien durch Clotilde, die Gothen in Spanien durch Ingunde, die Longobarden in Italien durch Theodelinde, die Baiern durch Reginotrude.

Gregor der Große Papst hievon in Kenntniß gesetzt, freute sich höchlich, und schickte der Königinn Theodelinde eine goldene Krone, die man die eiserne nennt, um den römischen Stuhl mit dem longobardischen Throne durch ein unzertrennliches Band zu einen, und auf die innere Ruhe den äußern Frieden zu gründen. — Der König und die Königinn gaben sich nun alle Mühe, sowohl die entehrten Tempel, als das geschwächte Ansehen der Priester wieder herzustellen; und ungeachtet es noch feine Heuchler gab, welche dem arianischen Zeitgeiste gehuldiget hatten, und mächtig auf Theo-

delindens Herz zu wirken suchten; behaupteten sie sich dennoch durch Gregors Belehrung in ihren Grundsätzen.

Unterdessen entbrannte in Italien die Fakkel des Krieges. Der Exarch von Ravenna reisete nach Rom, und nahm, mit einem beträchtlichen Heere versehen, mehrere schon vom Authar eroberte Städte unversehens hinweg. Hierüber ergrimmte der König, zog mit Heereskraft wider die Feinde, besiegte und strafte sie, und umzingelte endlich die Hauptstadt, welcher er Zerstörung und Untergang drohte. Gregor schickte in dieser betrübten Lage eilige Bothschaft an die Königinn Theodelinde, ihren Gemahl um Schonung für die Stadt zu bitten, und ihn zu einem billigen Friedensschluß zu bereden. Gregor gab sich auch Mühe, den Exarch zu bewegen, daß er Genugthuung leiste. Theodelinde brachte es wirklich durch inständiges Bitten dahin, daß ihr Gemahl, obschon der zuerst Beleidigte, die Hände zum Frieden both, die Belagerung aufhob, und sich mit einem geringen Ersatze großmüthig begnügte. Voll des hohen Dankgefühles schrieb nun Gregor folgende Briefe an die Königinn und den König:

Königinn!

„Unser Sohn, Abt Probus hat uns berichtet, wie eifrig sich Eure Hoheit zum Abschluß des Friedens verwendet hat. Schon Euer sanftes Herz, entflammt von christlicher Liebe, flößte uns Hoffnung ein, Ihr werdet dem Engel des Friedens schleunig zu huldigen nicht entstehen, um von der Güte des Herzens einen neuen Beweis der Welt vor Augen zu legen. O! wir danken dem allmächtigen Geber des Guten, daß er Euer Herz so väterlich milde geleitet hat. So wie er Euch das Licht des heiligen Glaubens verliehen hat; so wird er Euch immer in Euern schönen Handlungen stärken. Alleredelste Tochter! seyd des großen Lohnes versichert, des unschuldigen Blutes willen, das ihr gerettet habt. Dank Euerm Bemühen! Die göttliche Fülle überströme Euch mit Gütern des Leibes und der Seele, hienieden und in der Ewigkeit. Väterlich grüßend ermahnen wir Euch aus inniger Liebe, Euern Edelsten Gemahl mit Weisheit und Vorsicht zu lenken, daß er den Bund der Christengemeinde ja nimmer verlasse. Königinn! setzet den Eifer fort, und strebet mit Sanftmuth, die Euch so eigen ist, die bisher entzweyten Gemü-

ther wieder traulich zu einen. Erflehet die Gnade des Himmels durch Euer frommes Gebet: benützet die Zeit des Verdienstes, daß vor Gottes Auge stets Euer Lohn sich vermehre!“

König!

Dank dem Alleredelsten König! der durch Schließung eines beyden Theilen ersprießlichen Friedens unsere Wünsche erfüllet hat! Weislich ist es geschehen! Wir loben die Klugheit und Güte. König! wenn Ihr den Frieden liebt, gebt Ihr die schönsten Beweise Eurer Liebe zu Gott; denn er ist die Quelle des Friedens. Wäre der holde Friede versagt, welch traurige Folgen! Nicht ohne große Gefahr für beyde kriegende Theile, nicht ohne größere Schuld dessen, der die Fackel des Krieges schwang, flöße das schuldlose Blut des ärmlichen Landmannes, dessen Händearbeit für uns so nützlich, so nöthig für uns alle ist. Doch um die Früchte des Friedens, den Ihr uns schenket, zu genießen, bitten und wünschen wir sehnlichst, indem wir Euch zärtlichst umarmen, daß Ihr an jeden Herzog des Reiches schreibet, stets des holden Friedens zu pflegen mit Liebe und Sanftmuth: nirgend, wo es auch sey, zur Un-

ruhe Anlaß zu geben, nirgend neuen Saamen der leidigen Zwietracht zu streuen. Dann werde ich Euerm Edelmuth noch größern Dank wissen. Die Bothen des Friedens, des erwünschten mit Gottes Hilfe geschlossenen Friedens, Männer von Weisheit, und Euch mit ganzer Seele ergeben, haben wir mit Liebe empfangen, und huldreich entlassen."

Nun war das selige Werk vollbracht: der Friede geschlossen, und am Tage Johannes des Täufers feyerlich verkündet. Der Jubel des Volkes erscholl durchs longobardische Reich; und Theodelinde, tief von der Freude des Volkes gerührt, und entzückt von dem fröhlichen Anblick ihres Gemahles, machte das heilige Gelübde: Johann dem Täufer zu Ehren einen prächtigen Tempel zu bauen, dem festlichen Tage, und dem holden Engel des Friedens ein ewiges Denkmal.

Nach fünf Jahren hatte sich dieser Tempel in einer reizenden Gegend zu Modoetia (nachher Monza genannt) prächtig erhoben; und ungemein zahlreich war die Versammlung der Großen und der Zusammenfluß des longobardischen Volkes, als die feyerliche Einweihung geschah. Johann ward als Schützer er-

koren, und Agilulf selbst weihte ihm die longobardische Krone. Bald siedelten sich in dessen heiligen Umgebungen viele Werkleute und frömmere Christen an. Theodelinde selbst hatte sich dort ein Schloß erbauet, oder vielmehr das alte zerfallene aus den Ruinen wieder erhoben, und sich zur Sommerwohnung bereitet. Da lebte nun das königliche Paar in dem glücklichsten Einklange ihrer Herzen. Nur ein Wunsch ward ihm noch nicht erfüllet, — den Erben der Krone zu sehen. Zwölf Jahre flossen in glücklicher Ehe dahin, und der Himmel bescherte nur eine Prinzessinn. Nun aber befand sich endlich Theodelinde wieder gesegneten Leibes; und wurde zur allgemeinen Freude des Volkes (wer mag die innige Freude der Aeltern mit Worten bezeichnen?) glücklich in diesem Schlosse zu Monza von einem Prinzen entbunden, welcher von dem Bischofe Secundus von Trient getauft, den Namen Adaloaldus erhielt im Jahr 603. König Agilulf stand eben im Begriffe, sein Heer gegen den Exarchen, welcher neuerdings die Fackel des Krieges schwang, anzuführen; aber die Freude besiegte das Herz, und der Anblick des Sohnes wand ihm das Schwert aus der Hand: er both sie verzeihend zum Frieden.

Theodelinde ermangelte nicht, dem heiligen Vater, ihrem würdigen Freunde Gregor, von diesem glücklichen Ereignisse durch Gesandte Nachricht zu geben, welcher hierüber seine innigste Theilnahme und Freude bezeugte. Unter andern schrieb er:

„Gottes Huld hat Euere Hoheit mit einem Sohne begnadigt, und ihr habet ihn dem Schoose der Kirche geweiht. Schön und löblich ist dieses. Von Euerm christlichen Eifer war es wohl zu vermuthen, Ihr würdet des Himmels Geschenke auch an der ächten Quelle des Heils zum Opfer hingeben — Ihr, des Versöhners treueste Dienerinn. Der Segen des Himmels thaue auf ihn, den künftigen König, daß er in der Furcht des Herrn wachse, keime und blühe! Gottes mächtige Hand führe Euch und Adulowalden stets auf dem sichern Pfade der ewig heiligen Gebote, daß Euer Sohn in der göttlichen Liebe gedeihe, daß Er — groß durch seine Geburt in den Augen der Menschen, auch reich an edlen Handlungen vor Gottes Antlitz erscheine! — Wir senden hiemit diesem unserm geliebten Sohne, dem Prinzen Adulowald als Gebind ein Kreuz vom Kreuze des Erlösers, und das Evangelium, ge-

ziert mit persischem Einband; und der Prinzessinn Schwester drey Ringe, zwey mit Hyazinthen, und einen mit Diamanten. O! möchten diese Geschenke sie an uns erinnern, und den Werth unserer Liebe dadurch erhöhen, wenn sie die Hand der zärtlichen Mutter überreicht! Königinn! wir grüßen Euch väterlich mit der innigen Bitte, daß Ihr Euerm Gemahl für uns, und in unserm Namen für den Frieden dankt, und stetshin, wie bisher sein Herz zum Frieden leitet. Euch wird der Lohn dafür, daß Ihr unschuldige Menschen vom Verderben gerettet, so wie für die übrigen Werke Eurer Frömmigkeit, einst vor Gottes Thron erwarten."

Dieser war Gregors letzter Brief an Theodelinden. Er erkrankte schwer, und starb im folgenden Jahre 604 von der ganzen Christenheit bedauert; und Theodelinde verlor an ihm den Besten der Freunde, ihren Berather in Noth, den Tröster in drückenden Leiden. Das Jahr der Krankheit und des Hinscheidens dieses großen Mannes war ein schreckliches Jahr. Fast den ganzen Sommer hindurch versagte der Himmel, bey einer unerträglichen Hitze, den Regen. Die Früchte verwelkten, und wo auf gewässerten Feldern das Korn zur Reife gedie-

hen, ward es von Mäusen verzehrt. Jetzt folgte ein grimmiger Winter, so daß dem Menschen und Vieh das Blut in den Adern erstarrte. Reben und Bäume erlagen der Kälte. So lange Gregor noch athmete, half er noch, wo er konnte; doch er war dahin.

Solche Unfälle, Hunger und Pest, sind oft der Gottheit wirkende Mittel, ausgeartete Menschen zur bessern Gesinnung zu bringen, Stolze zu beugen, Hartherzige weicher zu machen, Verächter des Himmels zu zwingen, ihre Hände zu ihm auszustrecken, dem Feinde zu verzeihen. Drangsal einet gar oft entzweyte Menschen. So war es auch jetzt. Das Elend und der Hunger entwaffnete die Krieger. Franken umarmten die Longobarden, diese die Römer, und der Exarch von Ravenna beschwor es, den Frieden zu halten.

Agilulf, von der Erfahrung belehrt, wie bald sich die Menschen ändern, und wie leicht sich der Fall ergeben könnte, daß er von dieser Welt hinweggerissen würde, wollte die Stimmung des longobardischen Volkes benützen, welches seine und Theodelindens Sorge zur Zeit der Noth dankbar erkannte. Er ruft die Fürsten und Großen zusammen, und stellt dem ver-

sammelten Volke die Gefahr vor Augen, wenn er plötzlich vom Tod überraschet würde, zeigt auf dem großen Platze von Mayland von offener Tribune seinen unmündigen Sohn, den Prinzen Adoloaldus, und erwartet den Spruch des longobardischen Volkes. — Kaum ward der holde Prinz von Vater und Mutter in die Höhe gehoben; so ward schon alles gerührt bey dem Anblick der sprechenden Unschuld. Das Jubelgeschrey erfüllte die Luft: Es lebe der künftige König! es lebe Vater Ago! es lebe die Mutter des Landes Theodelinde! Nun setzte der König die eiserne Krone seinem Sohne auf das Haupt. — Endlich trat der Gesandte des fränkischen Königs hervor, und verlobte dem kaum dreyjährigen Prinzen die Tochter Theudeberts seines Herrn zur Braut und künftigen Gattinn. „Dieß zärtliche Band sollte ein ewiger Friede bekränzen zwischen den Longobarden und dem fränkischen Volke.“

König Agilulf widmete sich nun sorgfältigst den Geschäften der Regierung, und gab sich auch alle Mühe, die sich widersprechenden Meinungen der Priester zu dem beglückenden Einigkeitspunkt der Liebe zu führen. Viel gutes noch zu stiften, und in Weisheit den Sohn zu erzie-

hen, war sein erhabenes Ziel; doch er konnte es nicht mehr erreichen: früher noch schlug ihm die letzte Stunde des Lebens, ehe noch sein Sohn das dreyzehnte Jahr erreichte. Nur zu früh starb er in den Armen der trostlosen Königinn. Sein Leichnam ward in der Kirche zu Monza begraben, wo Theodelinde den Sarg mit täglichen Thränen benetzte.

Theodelinde, noch immer vom größern Theile des Volkes geliebt, übernahm jetzt die Regierung des Reiches mit ihrem Sohne; aber ihr Diadem trug sie als trauernde Wittwe nicht mehr: sie gab es der Kirche. Der Himmel segnete ihr reges Bemühen, hier die innere Ruhe zu erhalten, dort des Friedens Palme mit weiser Liebe zu pflegen. Sie spendete reichliche Gaben unter das ärmere Volk, ließ hilflose Kranke verpflegen, Wittwen und Waisen versorgen, Kirchen und Schulen erbauen, nicht um die schwankende Gunst des vergeßlichen Volks zu gewinnen; sondern aus höherm Trieb, aus heiliger Liebe zur Menschheit. Stets trauend dem waltenden Auge der Fürsehung ertrug sie auch ihre Leiden als Heldinn! — Endlich näherte sich auch Theodelinden der große Augenblick. Sie erkrankte an einem schleichenden Fieber, und

säumte nicht, alle heiligen Vorbereitungen zur wichtigsten Reise in die Ewigkeit zu machen. Während ihr Geist heiter blieb, und ihre Seele zum Himmel strebte; sprach sie zu ihrem Sohn: „Ich nahe meinem Ziele; ich habe sie vollendet, die mir von Gott gezeichnete Bahn; ich muß dich verlassen!“ Segnend legte sie ihm noch die Hand auf das Haupt, und verschied sanft, wie die sinkende Sonne. Der Prinz war und blieb so untröstlich über den Tod seiner Mutter, daß er ununterbrochen ausrief: Ohne eine solche Mutter leben, heißt ohne Kraft und Sonne leben.“

Ganz Italien ward in die tiefste Trauer versenkt, durch den herben Verlurst der besten, weisesten Fürstinn. Ihre Hülle bedeckt ein weißer Marmor in der von ihr erbauten Kirche zu Monza. Ihr Name ist heilig, unsterblich, selbst in der Sternenwelt eine seltene Erscheinung.“ Aus des H. v. Pallhausen Urgeschichte von Baiern. — H. v. Westenrieders G. v. Baiern I. Th. und *G. Adelzreuter, et A. Brunneri Annal. B. gentis.*

13.

Mathilde K. Heinrichs des Finklers Gemahlinn.

Zu den Zeiten Konrads I. Königs der Franken in dem zehnten Jahrhunderte lebte ein Herzog der Sachsen, Otto mit Namen, eben so berühmt durch Waffenthaten, als durch Klugheit und Tugend. Er hatte zwey Söhne Thankmar und Heinrich, wovon sich aber der letztere von seiner blühendsten Jugend an durch seine Menschenliebe, durch sein ritterliches Betragen, durch seine Mäßigung und Tugend so schön auszeichnete, daß dem edlen Vater Otto, und der besorgten Mutter Hatwik kein anderer Wunsch übrig blieb, als ihrem Sohne Heinrich eine Gemahlinn Seines gleichen zu verschaffen. Da vernahmen sie, daß sich in einem Kloster zu Herforden ein Fräulein bey ihrer Großmutter, damaligen Aebtissin befinde, um daselbst, wie sich die Urkunde ausdrückt, beten und arbeiten zu lernen; und von welcher sich bereits der Ruf weit hin verbreitet hatte, daß ihres gleichen an Schönheit und Tugend nicht zu finden wäre. Sie hieß Mathilde, war eine Tochter des Grafen Thiedrichs aus Windekins berühmtem Stamme.

Herzog Otto schickte nun den Grafen Dietmar, des Prinzen Heinrichs Hofmeister, an den Ort, um von der Wahrheit der Sage nähere Kunde einzuholen. Dieser kam eilend zurücke, und erzählte den wartenden Aeltern mit der fröhlichsten Miene, was er gehört und gesehen hatte. Der Herzog säumte nicht, das Geschäft sogleich einzuleiten, und schickte seinen Sohn Heinrich selbst dahin, um sich zu überzeugen, und zu wählen. Er gab ihm nicht nur Dietmar zum Begleiter mit, sondern auch ein ansehnliches Gefolge von vielen edlen Jünglingen. Heinrich trat seine Reise mit einer glücklichen Ahnung, und mit jenem Gefühle des Herzens an, wobey sich Tugend und Liebe das Gleichgewicht halten. Als sie sich dem Kloster näherten, ließ Heinrich sein ganzes Gefolge lagern; er aber begab sich mit Dietmar unbemerkt in die Kirche, wo eben Mathilde auf ihrem Kirchenstuhle saß, ein Buch in der Hand, versenkt in tiefe Betrachtungen. Kaum hatte sie Heinrich einige Augenblicke von der Ferne betrachtet; so schien er schon den Geist aufgefaßt zu haben, der in diesem schönen Körper wohnte. Er eilte unverzüglich zu dem Lager zurücke, legte ein prächtiges Kleid an, und zog mit seinem ganzen glänzenden Gefolge

in die Kirche des Klosters ein. Er äusserte den Wunsch, mit der Aebtissin zu sprechen, welche sogleich erschien, und nach wechselseitiger Bewillkommung Heinrich und Dietmar auf ihr Zimmer führte, und das übrige Gefolge bewirthen ließ. Nach ein und dem andern Gespräche äußerte Heinrich auch seinen Wunsch, mit Mathilden zu sprechen. Die Aebtissin ließ sie rufen, und Mathilde kam, und trat in das Zimmer mit einem Anstande, der ganz dazu geeignet war, ihre Schönheit zu erhöhen. Ihr Blick war eben so eingezogen, als ihre Miene heiter, das wahre Antlitz der Tugend. Es schien, als hätten eine Lilie, und eine Rose ihre Farben hergeliehen, damit die Unschuld dieses schöne Bild hatte vollenden können. Heinrich konnte nun nicht länger mehr die Absicht seiner Ankunft bergen; und eröffnete Mathilden und der Großmutter seinen Wunsch und seine Bitte. Die Großmutter schlug anfangs ihre Augen nieder, und überlegte, was sie antworten sollte. Als aber der edle Prinz mit bescheidenem Nachdrucke um ihre Erklärung bath, sagte sie: „Es liegt zwar nicht in meiner Macht, Mathilden ohne Rath und Einwilligung ihrer Aeltern zu verloben. Wir sollten sie zurückegeben, wie wir sie empfangen haben. Schon mehrere von angesehenen Familien

lien haben ihre Hand gesucht. Indeß ist mir die Würde, die Größe und der Ruhm eueres Hauses, und in diesem Falle schon im voraus der Wille ihrer Aeltern zu bekannt, als daß ich nicht, auf Mathildens und euere Tugend gestützt, selbe euch anvertrauen sollte, um das weitere zu besorgen. Auch Mathilde fühlte sich, und empfand jene Regungen des Herzens, welche sie versicherten, daß sie die Fürsehung zu diesem Entschluße berufen hätte. Nachdem alle Anstalten zur Abreise getroffen waren, folgte sie Heinrichs glänzendem Zuge, der sie mit Freuden zu seinen Aeltern hinbrachte. Während nun alles Erfoderliche in Ordnung gebracht wurde, führte man Mathilden in den Städten des Landes herum, bis man endlich nach Walhausen, einer Stadt an der Grenze von Thüringen, und Mannsfeld, gekommen, wo alles zu dem großen hochzeitlichen Feste mit fürstlicher Pracht zubereitet war. Nach vollendeter Feyerlichkeit im Jahre 913 bestimmte Heinrich mit Einwilligung seines Vaters die Einkünfte dieser Stadt seiner Mathilde zum Brautgeschenke, und Vater Otto, der sich immer mehr überzeugte, wie glücklich seine und seines Sohnes Wahl ausgefallen, der von Zeit zu Zeit neue Beyspiele der Tu-

gend Mathildens sah, hegte eine solche Achtung und Liebe zu ihr, daß er sie wie sein eigenes Kind behandelte, und für alles, auch für das Mindeste, was sie nur brauchte, väterlich sorgte, und dieß that er bis zu seinem letzten Lebenshauche. Der gute Vater starb aber schon nach drey Jahren, erlebte aber noch die Freude, einen Enkel zu sehen, der seinen Namen Otto erhielt.

Heinrich trat nun die Regierung als Herzog an, und behandelte seine Unterthanen mit so viel Klugheit, Mäßigung und Güte, daß man von ihm sagte, daß er verdiente, ein Königreich zu beherrschen. Der Ruf seiner Thaten und seines Fürstensinnes verbreitete sich so laut, daß, als K. Conrad am Ende des J. 918 mit Tod abgegangen, Franken und Sachsen ihn zum Könige wählten, welcher Wahl endlich auch die Baiern nach jener rührenden Scene beygetreten, welche sich an den Ufern der Donau zu Regensburg ereignete, da sich Arnulph und Heinrich im Angesichte ihrer beyden Kriegesheere, die nur das Zeichen zum Angriffe erwarteten, aussöhnten, und umarmten. Und so ward Heinrich auch König der Deutschen.

Mathilde, nunmehr zur Königinn erhoben, fühlte sich nur dadurch größer und glücklicher, daß ihr Herz einen weitern Spielraum erhalten hatte, Gutes zu thun. Dennoch wußte sie den Standpunkt ihrer Würde zu behaupten, ohne die innere Demuth ihres Herzens zu verlieren. Wenn sie bey öffentlichen Feyerlichkeiten im Schmuck und Glanz erschien, so sah man eine wahre Königinn; und wenn sie dann diesen Schmuck wieder hinweglegte; so sah man nur die Mutter der Armen, der Unglücklichen, der Leidenden, der Gefangenen, das Beyspiel der Gottesfurcht und der ehelichen Treue. Selbst die stille Nacht mußte ihre feurigen Gebete, so wie ihre geheimen Wohlthaten bergen. Unzertrennlich von Gott und ihrem Heinrich hielt sie auch den Segen Gottes in ihrem Hause fest. Der Himmel segnete sie mit einem zweyten Prinzen, der den Namen Heinrich erhielt, und dann mit einem Dritten, dem man den Namen Bruno ertheilte, und einer Prinzessinn, Gerbirga genannt. Otto, Heinrich und Bruno wuchsen endlich unter der Aufsicht ihrer großen Aeltern so hoffnungsvoll heran, daß Staat und Religion zu großen Erwartungen berechtiget waren. Da sich aber Heinrich, der schönste Jüngling der dama-

ligen Zeit, besonders dadurch auszeichnete, indem er die Tapferkeit des Vaters, und die Tugend der Mutter nachzuahmen trachtete; so gewann er die ganze Vorliebe Mathildens um so mehr, da er in seinem Betragen, und in allen seinen Gebährden das Ebenbild seines Vaters war, woraus dann schon bey Lebenszeiten der Aeltern ein beständiger Zwiespalt der beyden Brüder entstanden ist. Otto behauptete, daß nach seinen und seines Vaters Verdiensten nur ihm als Erstgebornen einst die Königskrone zu Theil werden dürfte; und Heinrich sagte: Otto wäre nur der Sohn eines Herzogs; Er aber der Sohn eines Königs. Bruno verwendete sich hauptsächlich auf die Wissenschaften und heiligen Uebungen. Wie er dann auch nachher Erzbischof zu Köln, und Herzog von Lothringen geworden ist.

Nachdem nun K. Heinrich viele große und herrliche Thaten ausgeübt, viele Städte in Deutschland theils angelegt, theils befestiget; viele Feinde des Reiches gebändiget, und überall eine gute Zucht und Ordnung eingeführt hatte, fühlte er sein herannahendes Lebensende durch ein Fieber, welches ihm zu Bathfelden zugestoßen. Nach einiger Erholung begab er sich nach

Erfort, und empfahl den versammelten Fürsten Einen seiner Söhne zum Nachfolger; von da aus verfügte er sich nach Memleben, wo er so sehr erkrankte, daß er glaubte, daß der Zeitpunkt eingetreten, von seiner Mathilde Abschied zu nehmen. Er ließ sogleich die Königinn rufen, die dann blaß und entstaltet an dem Sterbebette erschien. Nachdem er ihr ein und das Andere in geheim gesagt hatte; brach er in folgende Worte aus: „Treueste Mathilde! die du so sehr verdienet hast, geliebt zu werden; denn Keiner hatte ein treueres und besseres Weib als ich; wie sehr danke ich Gott, daß du mich überlebest! Nimm meinen Dank für alles, was du mir erwiesen hast. Du warst es, die so oft mein aufwallendes Blut gemäßiget hat, wann der Zorn im Anzuge war: du hast mich oft auf dem Weg der Gerechtigkeit erhalten, und mich auf die Leiden der gedrückten Unschuld aufmerksam gemacht: dir hatte ich manchen guten Rath zu verdanken. Nun bleibt mir nichts anders übrig, als dich — unsere Kinder, — und meine Seele dem allmächtigen Gott zu empfehlen.“ Auch Mathilde dankte ihrem Heinrich unter einem Strome von Thränen. Um aber dem beyderseitigen Schmerze einige Erleichterung zu verschaffen, entfernte sich Mathilde, und begab

sich in die Kirche, um Gott zu bitten, und sich auf den unvermeidlichen Schlag vorzubereiten. Kaum aber hatte sie sich auf ihre Knie geworfen, kaum fieng sie an, die Regungen ihres Herzens vor dem Altar auszugießen, so hörte sie ein schreckliches Geheul; das Volk drang in die Kirche, und alles schrie: Der König ist gestorben! — Als sie zu gleicher Zeit die gewisse Nachricht erhielt; erhob sie laut ihre Stimme in der Kirche: „Ist kein Priester da, der noch nüchtern ist?“ Er soll sogleich das heilige Opfer entrichten, und die Seele meines Mannes zum Thron des Ewigen mit einem Gebete begleiten. Da sich sogleich ein Priester, Adelbeck mit Namen, nachher Erzbischof von Hamburg und Bremen, hervor gethan; wohnte Mathilde der heiligen Messe zur allgemeinen Rührung bey, zog nach deren Beendigung ihre beyden goldenen Armbänder von den Händen, gab sie dem Priester, und eilte in das Kabinet des verblichenen Königs. Da traf sie bereits die Prinzen, die Edeln, und die Officiers versammelt an. Sie warf sich zu den Füßen der königlichen Leiche, und beweinte und betrauerte ihren Heinrich, wie es auch Heinrich um sie verdienet hatte. Dann erhob sie sich, wie von höherer Kraft gestärkt, mit der Majestät einer Königinn, ließ

ihre Söhne näher treten, und sprach: „Sehet hier das Ende aller menschlichen Hoheit und Größe. So stirbt der Reiche, wie der Arme. Nur Gott ist Herr und König, der solche Verfügungen trifft. Fürchtet Ihn, lasset von euern Zwisten ab, und streitet nicht um Würden, von denen ihr sehet, wie sie verschwinden. Glücklich derjenige, der sich Schätze für die Ewigkeit sammelt! O meine Söhne! Mögen sich euere Seelen nicht über den Gedanken entrüsten, welcher von euch dem andern vorgezogen wird. Erinnert euch dessen, was geschrieben steht: Wer sich erhöhet, wird erniedriget, und wer sich erniedriget, wird erhöhet werden.“

Nun wurde die Leiche des Königs, wie er es verlangte, nach Quedlinburg gebracht, und mit allen königlichen Ehren zur Erde bestattet.

In dem folgenden Jahre 936 kamen die Fürsten zu Achen zusammen, um einen neuen König zu wählen. Die Wahl ward zwar anfangs zwischen Otto und Heinrich getheilt; als endlich die Franken, Baiern, Sachsen, Thüringer, Schwaben und Lothringer für Otto entschieden, welcher auch daselbst gekrönet wurde.

Heinrich, der sich nur zu sehr auf seine Geburt als Königssohn, und auf Mathildens außerordentliche Zuneigung stützte, ward über seine fehlgeschlagene Wahl äußerst aufgebracht. Der Haß und die Verfolgung beyder Brüder nahm zusehends zu. Mathilde benützte jede Gelegenheit, den Heinrich zu beruhigen, und drang mit Bitten und Thränen an die beyden Söhne, um sie zu versöhnen, bis endlich Otto, mehr um Heinrichs los zu werden, ihn zum Herzogthum Baiern beförderte, und ihm Arnulphs I. Tochter Judith zur Gemahlinn gab. Mathilde zeigte sich nun in ihrem Wittwenstande in der ganzen Größe ihres wohlthätigen Herzens. Sie kannte keine andere Triebfeder ihrer Handlungen, als die Liebe Gottes, und ihres Nächsten. Wenn sie in der Kirche erschien, so wirkte schon ihre bloße Gegenwart hohe Empfindungen in den Herzen aller Anwesenden, und wenn sie dann in ihren Palast zurückkehrte, so sah man ununterbrochen nur Arme, Presthafte, Unglückliche, Wittwen und Waisen aus und eingehen. Nicht genug, daß sie Allen reichlich mittheilte; sie begab sich selbst in die Wohnorte bedrängter Familien, tröstete und unterstützte sie mit Gott und ihrem Vermögen. So wenig sie den Reichthum achtete; so wenig fürchtete sie die Armuth. So

oft man ihr die Renten ihrer Güter brachte; so ward schon im ersten Augenblicke der zehnte Theil für bestimmte Nothleidende weggezählt. Sie fühlte sich in ihren Wohlthaten so glücklich, daß derjenige, der sie hierin beschränken könnte, ihr den größten Theil ihres Lebens entreißen würde. Stets eingedenk ihres unvergleichlichen Heinrichs opferte sie seiner Seele täglich ihre heiligen Gebete, und that den Armen Gutes wegen Seiner; und so ward sie ununterbrochen mit dem Gegenstande ihrer Liebe auch in der Ewigkeit verbunden. — Und nun — in dieser unvergleichlichen Herzensstimmung, unter tausend Freudenthränen der Unterstützten, und bey der Bewunderung der Zeitgenossen, zog über Mathilden ein fürchterliches Gewitter einher. — Es traf sie das härteste Schicksal der Welt, das nur immer eine Mutter treffen kann. Schon der Undank in sich ist ein herzzermalmendes Ungeheuer; wenn er dann erst von den Kindern kömmt, dann durchgreift er Mark und Bein. Dieß wurde nun mit einem Male das traurige Loos der königlichen Mutter.

Uebelgesinnte, neidische Menschen, die etwa lieber selbst von dem Schweiße der Armen im hohen Glanze gelebt hätten, brachten dem Kö-

nig Otto, ihrem Sohne, bey, daß Mathilde ihr Geld und ihr Vermögen nur verschleudere. Es kam dann so weit, daß man auf königlichen Befehl nicht nur dasjenige zurückfoderte, was sie einigen hilfsbedürftigen Familien geschenkt hatte; sondern es wurden Kundschafter ausgestellt, welche denjenigen, die Mathilde zu den Armen schickte, unterwegs alles wieder abnahmen, und sie sogar mißhandelten. In dieser betrübten Lage rechnete nun Mathilde ganz auf die Unterstützung und den Trost ihres so zärtlich geliebten Sohnes Heinrich. Allein ihre Leiden kamen jetzt Schlag auf Schlag. Kaum hatte Heinrich die Verfügungen seines Bruders vernommen; so that er das Nämliche; und so wurden die beyden Brüder, die sich von Jugend auf nie vereinigen konnten, auf dem Punkte einig, ihre Mutter zu verfolgen. Es kam dann so weit, daß sie ihr alle Güter abnahmen, und sie in ein Kloster verwiesen. Die königliche Wittwe mußte nun auch jene Güter verlassen, die ihr K. Heinrich zum Brautgeschenke gegeben; und so wanderte die arme Mathilde, auch von ihrem Wittwensitze verstoßen, nach Engern, einem geringen Ort in der Grafschaft Ravensburg in Westphalen.

Während Mathilden die Armen von allen Seiten nachweinten; zeigte sie in ihrer gegenwärtigen Lage eine unbeschreibliche Seelenruhe und Entschlossenheit. So oft die Rede von ihren Söhnen war; schwieg sie entweder ganz stille, oder entschuldigte sie dadurch, daß sie es nur durch fremde Einwirkung gethan hätten. Nur das Einzige (dieß drückte ihr zuweilen der Schmerz heraus) nur das Einzige liege schwer auf ihrem Herzen, wenn etwa dennoch der gerechte Gott ihre Söhne zur Strafe ziehen sollte; und so betete die gekränkte Mutter unaufhörlich für ihre Feinde, das ist, für ihre Söhne.

Von diesem Zeitpunkte an aber widerfuhr dem König Otto ein Unheil nach dem andern, und das Glück der Waffen wich so sichtbar von seiner Seite, daß er darüber in eine große Schwermuth verfiel. Auch Heinrich erkrankte um dieselbe Zeit. — Die Seufzer der Armen verbreiteten nun Mathildens Schicksal von Land zu Land, und so kam es auch zu den Ohren der Königinn Editha, Otto's Gemahlinn, einer Königl. Prinzessinn von England, einer Dame voll erhabener Tugend. — Sie begab sich sogleich zu dem König: „Herr! sagte sie, warum trauerst du so sehr? —

Rufe nur deine Mutter zurück! gieb ihr ihre Güter wieder, und alles wird besser gehen.“ Das Herz des Königs ward durch diese Worte so sehr erschüttert, daß er sich augenblicklich entschloß, an seine Mutter zu schreiben. Nicht genug, daß er sie in den rührendsten Ausdrücken um Verzeihung bath; er lud sie ein, zu ihm zu kommen, damit er sie selbst in ihre Güter wieder einsetzen könnte. Und um der ganzen Welt einen öffentlichen Beweis seiner Reue und Gerechtigkeit zu geben, mußte diesen Brief Eine der glänzendsten Gesandtschaften von Bischöfen, Herzogen, Grafen und Rittern der Mutter Königinn überbringen. Es läßt sich leichter denken, als beschreiben, was Mathilde bey der Ankunft dieser Bothschaft empfand. Versöhnung war ihr mehr, als alle Güter der Welt. Sie trat die Reise ohne den mindesten Aufschub an, und als sie sich dem Flecken Gronde an der Weser bey Hammeln näherte; sah sie schon von weitem den König mit einem glänzenden Gefolge entgegen reiten. Sie lief ihm mit ausgestreckten Armen entgegen; und der König, dieß sehend, sprang von seinem Pferde, und eilte auf Mathilden zu, um sich eher zu ihren Füßen zu werfen, als sie ihn umarmen konnte. Schon

von ferne bog er seine Knie, und rief: Königinn! räche dich an deinem Sohne, wie du willst! Nur verzeihe! Er hatte kaum noch einige Worte gesprochen; so hieng Mathilde schon an seinem Halse. Nein! sagte sie, wenn ich es nicht selbst verdient hätte, so würde es Gott nicht zugelassen haben. Auch Editha war mit dem König angekommen, und begleitete dann Mathilden im feyerlichen Zuge mit dem König nach Gronde zurück. Otto betheuerte es öffentlich, daß von dem Zeitpunkte an, als er seiner Mutter so hart mitgefahren, nicht nur das Waffenglück, sondern auch seine Kräfte von ihm gewichen wären. Kaum aber hatte Herzog Heinrich die Reise, und das Vorhaben seines Bruders erfahren; so eilte auch er spornstreichs zu seiner Mutter — Er, der so sehr Ursache gehabt hatte, die Liebe seiner Mutter zu erwiedern. Dieser Gedanke wirkte auch jetzt bey ruhiger Besinnung so sehr auf sein Herz, daß er sich bey seiner Ankunft nicht getraute, sich Mathilden zu nähern; sondern von der Ferne mit Thränen in den Augen rief: „Bey dem Namen Heinrichs, meines Vaters, bitte ich dich um Vergebung!“ — Tritt nur näher, mein Sohn! erwiederte Mathilde, und küße mich: nur meine Feinde haben dich verführt!“ Nach-

dem diese, und mehrere andere rührende Auftritte, die kein Maler malen kann, vorüber waren; setzten die beyden Brüder die königliche Mutter wieder in ihre vorigen Besitzungen ein; ja, sie gaben ihr mehr, als sie ehedem besaß, und giengen unter tausend Segenswünschen voneinander.

Bald darauf gieng Editha mit Tode ab. Und da auch um dieselbe Zeit Lothar König von Italien, seinen Geist aufgegeben, bath dessen Wittwe Adelheid den K. Otto um Hilfe wieder Berengar, der sich ihrer bemächtiget hatte, um durch sie auch das Reich zu erhalten. Otto und Heinrich zogen nun nach Italien, schlugen den Berengar, machten ihn zum Gefangenen, und setzten die Königinn Adelheid in Freyheit. Bald aber wurde der König Otto den Geist und die Tugend Adelheids gewahr, und ehelichte sie.

Mathilde lebte nun neugestärkt, wie vor, in ihrem glücklichen Wirkungskreise der Wohlthätigkeit. Ueberall leuchtete der hohe Strahl der Tugend und der Liebe aus ihren Blicken, aus ihren Worten und Werken. Sie that Gutes, wo sie nur immer hinsah, und

die Armen und Kranken hatten ihre Mutter wieder gefunden. Ihr mitleidiges Herz konnte sie aber nun nicht mehr auf einen gewissen Bezirk beschränken. Sie reisete eigends im Lande herum, und suchte bedrängte Familien auf. Sie nahm an allem, was nur immer das Wehe der Menschheit betraf, einen solchen Antheil, daß sie den Armen in kalten Wintertagen nicht allein Holz austheilen; sondern auf öffentlichen Plätzen Feuer machen ließ, damit sie sich wärmen konnten. Sie ließ in unwirthbaren Wäldern und Gegenden Zeichen aufrichten, und bey Nachts Feuer anzünden, damit sich der Wanderer nicht so leicht verirren konnte u. s. w.

Der Himmel schenkte ihr zwar jetzt manche Familien-Freude; allein, gleich als ob die Tugend nie ohne Leiden seyn könnte, so wurden auch diese Freuden wieder getrübt. Sie erhielt nach und nach die angenehmen Nachrichten, daß dem K. Otto ein Fräulein, die er Mathilde nannte, und dann ein Sohn geboren wurde, dem er seinen Namen Otto gab; allein in dem nämlichen Jahre 955, da sie sich über die Geburt dieses ihres Enkels freute, entriß ihr der Tod ihren so innigst geliebten

Sohn Herzog Heinrich von Baiern; er wurde zu Regensburg zu St. Emmeram begraben. Nur in ihre Tugend eingehüllt überlebte sie auch diese schwere Prüfung, und nur darin fand ihr Herz einige Erleichterung, daß sie Heinrichs Söhnchen, ihren Enkel, den kleinen Heinrich vor sich sah, den sie zu sich genommen. Uebrigens aber blieb sie von nun an beständig in ihrer Trauerkleidung, und fand auch in den unschuldigen Lebensfreuden kein Vergnügen mehr. Die Gesellschaften unterblieben; und die Minnesänger schwiegen.

Sie erlebte zwar auch die Freude, daß K. Otto im Jahre 962 zu Rom als Kaiser gekrönt wurde; allein dessen längere Abwesenheit in Italien, welche bereits schon mehrere Jahre dauerte, machte ihr so viele Sorgen, daß sie endlich eine große Sehnsucht überfiel, ihren Sohn vor ihrem Lebensende noch einmal zu sehen. Als man dieses dem Kaiser Otto hinterbrachte, entschloß er sich unverweilt, sich nach Deutschland zu begeben, seine Mutter, und seine Familie zu sehen. Er reisete dann im Jahre 965 nach Köln zu seinem Bruder Bruno, dem dasigen Erzbischofe, wohin auch

Mathilde

Mathilde eilte. Sie hatte beym Empfange des Kaisers den kleinen Enkel Otto, seinen Sohn an der Hand. Auch der stattliche Knabe, Heinrichs des Herzogs Sohn, war zugegen. Auch die Königinn Gerbirga Mathildens Tochter, und Ludwigs, des Franken Königs, Gemahlinn war angekommen. Nach dem zärtlichsten Empfange begab sich die ganze kaiserliche Familie in den Saal. Kaum war sie daselbst versammelt; so trat nach der damaligen Sitte der Bischof Balderic, ehemaliger Hofmeister Brunos herein; und segnete das kaiserlich – königliche Haus; wandte sich aber sogleich an Mathilden, und rief mit lauter Stimme: „Freue dich, Ehrwürdige Königinn! freue dich über die Geschenke, die dir der Himmel gegeben hat! die du hier deine Kinder und Enkel siehst! Auch in dir ist die Weissagung erfüllet worden: Du wirst Kinder und Kindeskinder sehen!“ — Hierauf brachte die kaiserliche Familie sieben Tage in dem fröhlichsten Genuße ihrer Vereinigung, unter den rührendsten Rückerinnerungen an die vorigen Zeiten, unter den zärtlichsten Empfindungen der Achtung, des Dankes und der Liebe zu. Man that und stiftete vieles Gute. — Am Tage der Abreise, — diesem für Mathildens Herz so schweren Tage — hat-

te sich der Kaiser entschlossen, seine Reise von der Kirche aus anzutreten. Nach gehaltenem feyerlichen Gottesdienste und genommenem zärtlichsten Abschiede, begleitete Mathilde den Kaiser bis zum Kirchenportale; und nachdem sie sich noch einmal umarmt hatten; riß sich Mathilde schnell aus den Armen des Kaisers, lief zum Hochaltar, und warf sich auf den Platz hin, wo der Kaiser während der Messe gestanden, und benetzte seine Fußstapfen mit ihren Thränen. Graf Witico, der noch beym Kirchenportale stand, sah dieses, und hinterbrachte es dem Kaiser, der eben zu Pferde gesessen. Da schwang sich der Kaiser schnell wieder vom Pferde, eilte in die Kirche, und traf seine Mutter in dieser Lage an. Er hob sie auf, und umarmte sie mit innigster Rührung.“ Geh, sagte endlich Mathilde, der Abschied wird mir immer schwerer. Wir werden uns nicht mehr sehen!

Der Kaiser trat nun seine Reise unter vielen Thränen an, durchreisete einige Städte von Thüringen; und begab sich dann mit seinem kleinen Sohne Otto wieder nach Italien und Rom.

Von diesem Zeitpunkte an fühlte Mathilde von Zeit zu Zeit die Abnahme ihrer Kräfte; nur ihr wohlthätiges Herz verlor nie seine Kraft. Sie durchreisete noch viele Städte Sachsens, bis sie endlich zu Quedlinburg angekommen, wo sie ihr herannahendes Ende vorhersagte, und schwer erkrankte. Während ihrer Krankheit befahl sie, Jedermann den Zutritt zu ihr zu gestatten. Und jeder, der sie besuchte, gieng mit Rührung, Trost und erhabenen Lehren hinweg. Wie die Armen weinten und beteten, läßt sich leichter denken, als beschreiben.

Nachdem sie endlich mit allem Heiligen versehen, die große Stunde sich nahen sah, ließ sie noch ihre Enkelinn Mathilde an ihr Sterbebette rufen, und überreichte ihr ein Buch, worin die Namen ihrer verstorbenen Vorältern und Ahnen gezeichnet waren. Sterbend hob sie noch einigemale ihre Blicke zu dem Himmel empor; schloß dann sanft und ruhig ihre Augen, und gieng zu Gott: im Jahre 968.

Aus der Lebensgeschichte Mathildis, welche auf Befehl des K. Heinrichs des Heiligen verfaßt worden. M. s. *Mabillon. Annal. Ben. Tom. III.* und Bolland. *Tom. II.*

14.

Elisabeth, oder Isabella, Königinn von Portugal.

Dionys König von Portugal, gebo=ren im Jahre 1261, vermählte sich im Jahre 1282 mit Isabella des Königs Petrus III. von Arragonien Tochter, einer Prinzessinn von so vielen Vorzügen, daß sich über diese Hey=rath ganz Portugal freute.

Schon der Geburtstag Elisabeths war ein für die Menschheit wohlthätiger Tag; denn er versöhnte ihren Vater mit seinem Großvater Jakob dem Großen, und schien ein Vorbothe zu seyn, daß sie von dem Himmel berufen wä=re, in der Folgezeit die größte Versöhnerinn ge=trennter Herzen, und die Vermittlerinn in den blutigsten Kriegen und Empörungen zu werden. Und schon in ihren jüngsten Jahren gab sie sol=che Beyspiele der Frömmigkeit, daß ihr Vater sagte: die Tugend seiner Tochter sey an dem Glücke seiner Staaten Ursache. — Wenn aber je eine Geschichte geeignet ist, die Kraft einer tugendhaften Dame über das Herz ihres Gat=ten, über die Leiden der Zeit, über die Bos=

heit der Cabalen; ja selbst über die Macht ganzer Kriegsheere, und erbitterter Partheyen darzustellen, so ist es die Geschichte Elisabeths.

Der König Dionys lernte gleich anfangs die außerordentlichen Geistesgaben seiner unvergleichlichen Gattinn kennen und schätzen; und Elisabeth erhielt dadurch einen so wichtigen Einfluß in die Geschäfte der Regierung, daß die portugesischen Geschichtschreiber einen großen Theil der Verdienste des Königs von Elisabeths Einwirkung hergeleitet haben. Der große Eindruck, den sie in wichtigen Angelegenheiten bey dem Volke machte, rührte vorzüglich daher, weil sie die Würde und den Glanz einer Königinn mit der Herablassung und Wohlthätigkeit einer Mutter des Landes so schön zu vereinigen wußte, daß das Volk nicht wußte, ob es seine Königinn mehr bewundern, oder lieben sollte. Sie betrachtete ihr eigenes Vermögen als ein Geschenk des Himmels, um Gott und die Menschheit an demselben Theil nehmen zu lassen. So oft sie ein unvollendetes Gebäud' erblickte, welches aus Mangel an Geld oder Unterstützung nicht mehr fortgeführt werden konnte; öffnete sie ohne Verzug ihre wohlthätige Hand; besonders wenn es ein Krankenhaus, ei-

ne Kirche, oder eine Wasserleitung zum Besten der Einwohner betraf. Unter andern vollendete sie ein von einem Bischofe begonnenes, und durch dessen Tod unterbrochenes Haus für die ausgesetzten Kinder, und versah es mit einer reichlichen Stiftung. Sie zeigte sich gegen diese armen Kinder so wohlthätig und liebreich, daß sie selbe nicht nur von Zeit zu Zeit besuchte, sondern sammt den Ammen, welche die Unmündigen auf den Armen trugen, öfter nach Hofe kommen ließ, und ihnen Speisen reichte; wo sie sich dann ganz in der Größe einer Mutter der Verlassenen zeigte, und das innigste Vergnügen fühlte, wenn so viele arme Unschuldige ihre Aermchen zu ihr hinstreckten. Die heranwachsenden ließ sie theils weibliche Arbeiten, theils eine Handthierung lernen; und wenn diese, um ihr Glück weiter in der Welt zu machen, bey dem Abschiede von ihrer königlichen Wohlthäterinn den Saum ihres Kleides mit Dankesthränen küßten; so deutete sie ihnen allemal auf das Haus hin, wo sie erzogen worden, und sprach: „Wenn ihr krank, unglücklich, oder elend werdet; so kehret wieder dahin zurück; denn dort wohnet euere Mutter.“

Auf die Verherrlichung der Tempel und des öffentlichen Gottesdienstes verwendete sie nicht geringe Summen; denn nach der hohen Idee, welche sie von Gott und Gottes Gegenwart gefaßt hatte, konnte der Gottesdienst in ihren Augen zur Huldigung und Erweckung eines höhern Sinnes nicht feyerlich genug gefeyert werden. — Jene einsamen Hallen, worin das Lob des Allerhöchsten erscholl, während andere Menschen schliefen; — der Uebung der evangelischen Räthe, der Kultur des Landes und der göttlichen Wissenschaften gewidmet, welche sie so großmüthig unterstützte, will ich mit Stillschweigen übergehen, um dem partheyischen Zeitgeiste keine Gelegenheit zu geben, auf Elisabethens Karakter einen unverdienten Schatten zu werfen. Die Menschheit zu veredeln, oder verschlimmerte Menschen zu bessern, lag ihr so sehr am Herzen, daß sie nicht nur zu Leiria eine Stiftung machte, worin die Kinder armer Aeltern, vorzüglich in den Grundsätzen der Religion unentgeldlich unterrichtet und verpfleget wurden; sondern sie errichtete auch in der Stadt der Neuen Thürme ein Asyl der Keuschheit, in welchem alle Mädchen Erbarmung und Unterstützung fanden, die ihr ausschweifendes Leben bereueten, und aus dem

Tempel der Venus in den Schooß der Versöhnung und Tugend zurückkehrten. Welcher Abstand der Zeiten! — Kurz! alles, was das Wohl der Menschheit, und das Beste des Staates und der Religion betraf, war eine Angelegenheit ihres Herzens; nichts aber unternahm sie ohne Vertrauen auf Gott, und ohne heimlich oder öffentlich den Beystand desjenigen angerufen zu haben, in dessen Hand die Herzen der Könige sind.

Doch! sollte man nicht auch hier glauben; der Himmel belohne die Tugend nicht; wenn man nach so vielen schönen Handlungen die Leiden betrachtet, welche jetzt das Herz der besten Königinn zu martern und zu zerreißen anfiengen? Ohne Zweifel dringen sich denjenigen solche Gedanken auf, welche weder wissen, noch glauben wollen, was der lohnende Gott seinen Geliebten und Duldenden in einer bessern Welt zubereitet hat.

Nachdem Elisabeth und Dionys stets heilig in Erfüllung ihrer ehelichen Pflichten — in der zärtlichsten Eintracht acht Jahre hindurch glücklich gelebt hatten; nachdem sie bereits eine Tochter Constantia, und einen Erben der

Krone, Alphons als die schönsten Früchte und Unterpfänder ihrer Liebe sahen; wurde mit einem Male das Herz des Königs von seiner treusten Königinn abgewendet, ohne Zweifel nicht ohne Einfluß böser Menschen, denen Elisabeths Tugend und Weisheit im Wege standen. Ein Schritt der Ausschweifung zieht bald den andern nach sich: und so vergaß und verirrte sich Dionys in kurzer Zeit so weit, daß der betrübten und klugen Königinn gleich anfangs nichts anders übrig blieb, als ihr Schicksal und ihre Thränen dem Himmel zu empfehlen. Sie benützte zwar in der Folge jeden günstigen Augenblick, ihrem Gemahle mit der größten Gelindigkeit, mit Sanftmuth und Vergebung eine, und die andere Vorstellung zu machen; allein da diese nichts fruchteten, so suchte sie an seinen Mitschuldigen, ihren Feindinnen eine Rache zu nehmen, wie sie nur immer die gekränkte und verzeihende Tugend einer Seele nehmen kann. Sie überhäufte dieselben mit Wohlthaten, und schreckte sie mit Gnaden zurück. Ja sie that noch mehr: sie nahm die außerehelichen Kinder in ihren Schutz, übergab sie frommen Frauen, und hielt ihnen in der Folge eigene Lehrer, um sie in aller Gottesfurcht für den Himmel zu erziehen. Niemals

aber hörte man sie weder über den König, noch über ihre Leiden klagen. So ein Betragen mußte freylich die noch nicht ganz erloschenen Funken der ehelichen Liebe in dem Herzen des Königs neuerdings erwecken, und ihn bewegen, sich seiner edelsten Gattinn zu nähern; allein kaum hatte dieses die vielköpfige Cabale, die jeden Schritt der Großen mit funkelnden Augen beobachtet, bemerket; so ward schon ein neuer Kunstgriff erdacht, das Herz des Königs von seiner Gattinn zu trennen. Elisabeth hatte unter ihren Pagen einen edlen Jüngling, den sie wegen seiner vortrefflichen Sitten, wegen seiner Tugend und Genauigkeit in Erfüllung seiner Pflichten vorzüglich schätzte. Ein anderer benützte diesen Vorzug, um dem König den nachtheiligsten Begriff von Elisabeths Untreue beyzubringen, und beyde verdächtig zu machen. Es ist leider eine traurige Erfahrung, daß tief gesunkene Menschen, wenn man ihnen von Fehltritten anderer Menschen, die sie selbst begangen haben, spricht, nur zu leichtgläubig sind. Das Wort des falschen Angebers fand sogleich Eingang in dem Herzen des getäuschten Dionys. Er dachte auf Rache, ohne zu untersuchen. Da er nun, um freye Luft zu schöpfen, an dem Ufer der Monda

spazieren gieng, und sich einem Kalkofen näherte, ließ er den Vorsteher desselben zu sich kommen, und machte ihm den geheimen Auftrag, denjenigen, der morgen frühe hieher kommen, und fragen würde, ob des Königs Befehl vollzogen sey, ohne weiters in den Kalkofen zu werfen, und zu verbrennen. Bey seiner Zurückkunft ertheilte dann der König dem unschuldigen Pagen den Befehl, daß er morgen frühe auf den Kalkofen hingehen, und nachfragen solle, ob man seinen Befehl vollzogen habe? Der arglose Jüngling trat also am folgenden Morgen ruhig seinen Weg gegen den Kalkofen an. Unterwegs hört er das hellklingende Glöckchen einer benachbarten Kapelle das Zeichen zur heiligen Messe geben. Er kannte den Wunsch und den Willen der Königinn seiner Gebietherinn bey dergleichen Gelegenheiten nur zu gut, als daß er es unterlassen sollte, dem Gottesdienste beyzuwohnen. Er hörte die Messe nach seiner Gewohnheit in heiliger Andacht, und da nach derer Vollendung auch eine Zweyte begann; wohnte er auch dieser bey. In der Zwischenzeit konnte sein Feind und Angeber den Augenblick kaum erwarten, um dem König die Nachricht seines vollzogenen Befehles zu hinterbringen, weßwe-

gen ihn auch der König dahin schickte; und in der Meinung, daß bereits alles geschehen sey, begab er sich zu dem Kalkofen, und erkundigte sich, wie sie den Befehl des Königs vollzogen hätten. Man ergriff ihn ohne weiters, und ungeachtet aller Vorstellungen, die er machte, daß sie an dem Unrechten wären, ward er in den Kalkofen geworfen. Bald darauf erschien der unschuldige Page, und entledigte sich seines Auftrages, worauf ihm der Aufseher zur Antwort gab: Alles wäre geschehen, wie es der König befohlen hätte. Der reine Bothe, der von der Hand der waltenden Fürsehung geschützte Jüngling, kehrte nun zur Residenz zurücke, und hinterbrachte diese Bothschaft dem König. Kaum sah der König den Jüngling; kaum hörte er die obigen Worte aus seinem Munde; so durchlief ein kalter Schauder seinen ganzen Körper. Er staunte über das unerwartete Ereigniß, und erkannte mit zum Himmel gewandtem Blicke den großen Rächer der Bosheit, und den Retter der Unschuld. Von diesem Zeitpunkte an war Dionys nur darauf bedacht, sich mit Gott zu versöhnen, die Liebe seiner Gattinn zu verdienen, und gegen seine Untergebenen gerecht zu seyn. — Ohne Zweifel schilderten Schiller und

Holbein diese Begebenheit unter der Aufschrift: Fridolin, oder der Gang nach dem Eisenhammer: wo Schiller so schön sagt:

„Nun ruft der Graf, und steht vernichtet:
Gott selbst im Himmel hat gerichtet;“

Elisabeths edles und großmüthiges Betragen in allen häuslichen Leiden konnte der Welt eben so wenig verborgen bleiben, wie ihre ausnehmende Klugheit und Einsichten. Sie erhielt das Zutrauen des In = und Auslandes; denn man nannte sie nur die weise, die heilige Königinn. Die ansehnlichsten Familien bathen sie um ihre Entscheidung oder Vermittlung in den wichtigsten Angelegenheiten: empörte Gemüther vereinigten sich auf ihre Zusprache: und mehr als einmal wand sie dem erbitterten Krieger das Schwert aus der Hand. Wo sich immer die Königinn von Portugal zeigte, da blühte die Palme des Friedens. Nur der hinreißenden Tugend und Beredsamkeit Elisabeths glückte es, das in zwey Partheien getheilte Lissabon, und die im Streit verwickelten Bürger auszusöhnen. — Bey der drohenden Fehde, die sich zwischen

dem Könige und seinem Bruder ergab, machte sie mit ihren eigenen Besitzungen ein Opfer, um das Blutvergiessen zu verhindern. — Die entzweyten Könige Jakob von Arragonien, und Ferdinand von Kastilien, welche zu vereinigen mehrere Fürsten sich vergebens bemühet hatten, brachte sie nach vielen Vorstellungen dahin, daß sie ihren Gemahl Dionys zum Schiedrichter ernannten. Es kamen dann die drey Königinnen zu Tarragona mit großer Pracht und Glanze zusammen, wo sich Elisabeths Geist über alle Anwesende erhob, und so glücklich wirkte, daß, wiewohl nicht ohne große Mühe und äußerste Anstrengung von Seite Elisabeths, Friede und Freundschaft zu Stande gekommen. — Durch eine ähnliche Zusammenkunft und Vermittlung machte sie auch dem Kriege zwischen ihrem Gemahl und der Krone Kastiliens ein Ende; wo man sich schon wechselseitig Land und Städte wüthend verheerte. Die wahrhaft große Königinn wußte es nur zu gut, daß der Wohlstand der Menschen und Staaten nur im Frieden gedeihen könne, und benützte in reger Uebereinstimmung mit dem Könige jede ruhige Pause, um das Beste des Vaterlandes zu befördern. Daher kam es auch, daß erst unter dieser Regierung Portugal

seinen Vortheil aus seiner Lage zu ziehen lernte, und sich zu einem handelnden Staat emporgeschwungen. Die Wissenschaften wurden unterstützt, und ein Ritterorden und eine hohe Schule zu Lissabon errichtet.

Elisabeth und Dionys waren nun bereits in Jahren vorgerückt, und konnten jetzt mit Recht erwarten, daß ihr Sohn Alphons ihr Erstgeborner und Erbe des Thrones, ihnen nach Kräften die Bürde der Regierung erleichtern, ihre Tage versüßen, und die Stütze ihres Alters seyn würde. Allein die Tugend der königlichen Mutter sollte noch ferner geprüft werden, und der unglückliche Vater mußte die Folgen empfinden, die aus seinem Beyspiele und der unbeschränkten Freyheit, die er aus übertriebener Zuneigung von Jugend auf seinem Sohne gestattet hatte, entsprungen waren. Schon lebte der Vater dem Sohne, der König dem Thronerben zu lange. Alphons, nebenbey von niedrigen Menschen umgeben, und berathen, die anstatt nach allen Kräften dahin zu arbeiten, die königliche Familie, besonders Vater und Sohn in der glücklichsten Harmonie zu erhalten, vielmehr ein zerstörendes Feuer belebten, faßte mit selben den Entschluß, sei-

nen Vater zu überfallen, und vom Throne zu stürzen. Zum Glück ward der Plan entdeckt, und der ergrimmte König sammelte unverzüglich ein Heer, um seinen Sohn, der sich zu Scalabis befand, und sich bereits einen bedeutenden Anhang verschafft hatte, einzuschließen, und zu tödten. In dieser schrecklichen Lage schickte Elisabeth eilends in alle Gegenden Bothen aus, um den Sohn von den Vorhaben des Vaters zu berichten, und ihn auf andere Gesinnungen zu bringen. Alphons zog sich zwar zurücke; war aber keineswegs zu friedlichen Gesinnungen zu bewegen. Diese ganz aus dem mütterlichen Herzen hervorgegangene Handlung der Königinn zog ihr die äußerste Verfolgung zu. Man beschuldigte sie eines Einverständnisses mit ihrem Sohn, und so wurden der unglücklichen Elisabeth nicht allein ihre Güter und ihr Vermögen abgenommen, sondern man verwies sie über das nach Alanguer, und bezeichnete ihr sogar die Grenze, die sie nimmermehr überschreiten durfte. Elisabeth, die bereits bey so vielen Ereignissen

durch

durch ihre Tugend Stand gehalten hatte, fügte sich auch in dieses Unglück mit Geistes-Entschlossenheit. Man sah sie aber bey Tag und bey Nacht ihre Hände zum Himmel ringen, und hörte sie laut für ihren Gemahl und König, für ihren Sohn und das Vaterland bethen. Doch wie ward jetzt das Herz der verbannten Königinn erschüttert, da sie die Nachricht erhielt, daß der bürgerliche Krieg nunmehr in das wildeste Feuer ausgebrochen, und Vater und Sohn sich mit gewaltigen Heeren gegenüber stehen, und schlagen: verwandte Schaaren, befreundte Familien, vaterländische Fahnen gegeneinander, Bürger gegen Bürger, Unterthanen gegen den König, der Sohn wider den Vater im erbitterten Kampfe: Schon wären einige Treffen geliefert, und auf den blutigen Ebenen des Vaterlandes lägen die Leichen der Eingebornen. Alles käme jetzt auf eine große entscheidende Schlacht an. In dieser entsetzlichen Lage stellten sich der unglücklichen Mutter, Gattinn und Königinn die traurigsten Bilder vor Augen: jetzt glaubte sie das Blut, oder

den Leichnam ihres Sohnes schon zu sehen; jetzt zitterte sie vor einem bevorstehenden Vatermord: jetzt sah sie die Trümmer des Reiches, und dann ihre Lebensgefahr, wenn sie die ihr bezeichnete Grenze überschreiten würde. Allein ihr Leben der Gefahr auszusetzen, um ihren Sohn, den König und das Vaterland, wenn es möglich, zu retten, hielt sie für eine höhere Pflicht. Entschlossen überspringt sie die Grenze, und eilet mit dem kleinsten Gefolge zur Armee, um ihren Sohn aufzusuchen, und ihn zur Aussöhnung zu bereden. Sie kam endlich gerade in dem Augenblicke an, da von beyden Theilen das Handgemenge begann. Schwerter und Spieße blitzen und klingen: eiserne Stöße und Hiebe durchrauschen die Luft, und Pfeile fliegen über das Haupt der Königinn. Unerschrocken durchläuft sie ganze Reihen, und bittet die Kämpfenden einzuhalten: sie bewegt Himmel und Erde: wo ist mein Sohn? ruft sie durch alle Reihen. Endlich erblickt sie ihn: sie stürzet sich auf ihn hin, sie drohet, sie bittet, sie weint; und wie wenn Gottes Kraft und Stärke in ihren Worten und

Thränen wären; das Herz des Sohnes wird durchbohrt; und Alphons entschließt sich, sich seinem Vater und König zu unterwerfen. Es wird das Zeichen zum Rückzug gegeben, und Alphons erscheint von seiner Mutter angeführt, und nur von sechs Reitern begleitet vor seinem Vater und König. Er wirft sich ihm zu Füssen, und bittet um Verzeihung. Der Anblick des weinenden Kriegers, und die kühne That der Königinn wirkte so glücklich auf das Herz des erzörnten Vaters, daß er nicht allein seinem Sohne verzieh; sondern ihn neuerdings als Nachfolger bestättigte. Er fügte aber die Erklärung hinzu; daß wenn Alphons sich noch einmal erfrechen sollte, sein Wort zu brechen, so würde er nimmermehr den verzeihenden Vater finden; es sollte kein Platz zwischen Himmel und Erde seyn, wo er ihn nicht aufsuchen, und die schrecklichste Rache nehmen würde.

Der König umarmte dann die Königinn auf das zärtlichste, und ließ ihr alle Güter

zurückegeben; Elisabeth aber blieb von dieser Stunde an, an der Seite Dionys, wie allemal, seine treueste Gattinn.

Nun ward zwar Ruhe im Reiche; allein die Gesundheit des Königs fieng an zu wanken. Das feindliche Betragen des Sohnes mag hiezu nicht wenig beygetragen haben; denn dergleichen Leiden sind ganz dazu geeignet, daß die Haare bestürtzter Väter und Mütter vor der Zeit verdorren; und ihr Lebensende beschleunigen.

Der König ward bald auf das Krankenlager hingestreckt. Da zeigte sich nun Elisabeths Seelengröße und Güte in voller Kraft. Sie spendete reichliches Allmosen unter die Armen aus. Nimmermehr entfernte sie sich von dem Krankenbette ihres Gemahls: sie blieb bis zu seinem letzten Lebenshauche seine erste Wärterinn; und gab der spätesten Nachwelt das königliche Beyspiel, wie man alle ehelichen Pflichten bis zum Tode erfüllen — wie man

Leiden und erlittene Unbilden vergessen — vergelten soll.

Gottes Willen ergeben, und voll des Dankes gegen seine beste Gattinn schloß nun Dionys seine Laufbahn im Jahre 1336. Seine Leiche wurde mit fürstlicher Pracht zur Erde bestattet, und die königliche Wittwe begleitete sie zu Fuße in der Kleidung einer armen Frau.

Von diesem Zeitpunkte an war Elisabeth entschlossen in stiller Einsamkeit zu leben, und ihren thätigen Geist einzig mit höhern Betrachtungen zu beschäftigen; während ihr wohlthätiges Herz sich in stillen Wohlthaten glücklich fühlte. Allein der Ruhm ihrer ausgezeichneten Klugheit war zu sehr verbreitet und geachtet, als daß man sie nicht ferner in den wichtigsten Angelegenheiten um ihre Verwendung hätte bitten sollen. Nachdem eine neue Fehde zwischen Portugal und Kastillien ausgebrochen, so unternahm sie auf Bitten und Zureden auch dieses Geschäft, um ihren Sohn

mit dem König von Kastillien auszusöhnen. Ungeachtet ihrer abnehmenden Kräfte machte sie dennoch die beschwerlichste Reise, und brachte die Aussöhnung und den Frieden glücklich zu Stande; kaum aber hatte sie auch dieses große Liebeswerk für die Menschheit vollendet; so erkrankte sie schwer. Die Aerzte sahen zwar noch keine Gefahr; allein die Königinn fühlte sich, und wollte den Zeitpunkt nicht abwarten, wo es oft so schwer läßt, wirken zu können. Nachdem ihr letzter Wille entworfen und unterzeichnet war, traf sie die große Anstalt zur Abreise aus dieser Welt, und verlangte mit allem Heiligen versehen zu werden. Nun versuchte sie auf ihrem Krankenlager den Rest ihrer Kräfte, um sich empor zu heben; und da sie sich noch stark genug empfand, ließ sie sich das prächtigste ihrer Kleider anziehen, und empfieng im königlichen Schmucke aus der Hand des Priesters auf ihre Knie niedergesunken das letzte heiligste Abendmahl unter unzähligen Thränen aller Anwesenden. Nach wenigen Tagen ward die beste Königinn eine Leiche im 65. Jahre ihres Alters. Sie verschied sanft und ruhig,

und ihr Geist flog in jene glückliche Regionen, wo die Palme des Friedens nie verblüht.

Wadding Annales Minorum Tom. VI. p. 185. *seqq.* — Allgem. Weltgeschichte von Guthrie ꝛc. *XII.* B. S. 464. Goldhagen *III.* B.

Die Kirche feyert ihr Fest am 8. Julius, und nennt sie im öffentlichen Kirchengebethe die Versöhnerinn der Kriegesheere. — Sollte man nicht bey dieser Betrachtung im hohen Gefühle der Religion ausrufen: Ehre sey Gott im Himmel! und Friede den Menschen, die eines guten Herzens sind!

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kornmann, Rupert,

Die Sibylle der Religion aus der Welt- und Menschengeschichte nebst einer Abhandlung über die goldenen Zeitalter

Regensburg 1816

H.eccl. 571 qba
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10025577-4